Erinnerungen

aus

Paris.

Erinnerungen

aus

Paris.

Im Jahr 1831.

Von

einem Süddeutschen.

Stuttgart.
C. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1832.

1940

An den geneigten Leser!

Die nachfolgenden Blätter sind das Ergebniß der Beobachtungen und Erfahrungen zweier Reisenden. Der aufmerksame Leser wird finden, daß der Verfasser dieser Blätter mehr verschweigen, als gesagt hat. Die Zeit ist zur Stunde, wo diese Zeilen geschrieben werden, der vollen Wahrheit noch nicht günstig. Wir sehen einer andern und bessern Zeit mit Zuversicht entgegen, und dann wollen auch wir unsererseits zu Tage fördern, was heute noch die Klugheit zu verschweigen gebietet.

Wer der Verfasser dieser Blätter sey, ist gleichgültig. Der geneigte Leser wird aus deren Inhalt ersehen,

daß derselbe einige politische Bedeutung haben muß, und daß seine Verbindungen in der politischen Welt eben nicht zu den alltäglichen gerechnet werden können. Ein politisches Glaubensbekenntniß hier abzulegen, hält der Verfasser für überflüssig. Wer dieses Buch aus der Hand legt, ohne daraus die politische Meinung des Verfassers erfahren zu haben, hat es ohne Nutzen gelesen.

Süddeutschland im August 1832.

Der Verfasser.

Carlsruhe den 21. April 1831.

Wir sind gestern um Mitternacht hier angekommen. Unsere Reise geht nach Paris. Es ist etwas mehr als bloße Neugierde, die uns nach der französischen Hauptstadt führt. Die dem von Frankreich aufgestellten Princip der Nicht-Intervention schnurstracks zuwiderlaufende Besetzung der Romagna durch österreichische Truppen und die Ernennung des Ministeriums vom 13. März hatten uns vollends die Ueberzeugung gegeben, daß ein mächtiger Arm in die Speichen des revolutionairen Rades gefallen sey. Wir wollten uns von dem Stand der Dinge mit eignen Augen überzeugen, um ein richtiges Urtheil über den Gang der Politik des französischen Cabinets und deren Folgen für das übrige Europa fällen zu können. Wir gehören nicht zu den Indifferenten, die da singen:

Was geht uns der Weltlauf an?
Fresh gelebt ist wohl gethan!

In den letzten Tagen des Juli 1830 stund ich an der Mineralquelle zu B°, um das erste Glas Wasser zu schöpfen, als mir ein Brunnengast die Zeitung reichte, welche die berüchtigten Ordonnanzen enthielt. Nachdem

ich sie gelesen hatte, sagte ich mit vieler Gelassenheit: „die Dummköpfe! haben sie Lust vom Throne zu steigen?“ Man wunderte sich über meine Ruhe, denn die Meisten waren entrüstet. Ruhe! Die geheimsten Winkel meines Herzens waren von innerster Freude erfüllt, denn dieser politische Wahnsinn musste den Fall der Bourbons nach sich ziehen; doch ahnte ich damals nicht, daß der Volksgeist so schnell, so lebendig, so unwiderstehlich erwachen und die Restauration, dieses barocke Gebäude des heiligen Bundes, von der Diplomatik so mühsam errichtet und durch die Bajonette des absolutistischen Europa gehalten, innerhalb drei verhängnißvoller Tage stürzen würde.

Welche Zeit, in der wir leben! Ganz Europa in Waffen erhebt sich gegen einen Mann, der alle Fürsten gedemüthigt und alle Völker getäuscht hatte; dieser Mann, auf den Schultern des Volks emporgestiegen, fällt, vom Volke verlassen. Die alte Aristokratie, im Bunde mit dem Absolutismus, erhebt triumphirend ihr Haupt und wähnt die Revolution besiegt in ihrem abtrünnigen Athleten. Aber selbst auf dem Gipfel ihres Glücks und Siegs muß sie der Demokratie ein Feld einräumen, in das der Geist der Zeit, nimmer ruhend, neue Keime der Freiheit und Gleichheit legen kann. Nur mit der Verfassung in der Hand kann ein Bourbon den Thron Frankreichs besteigen. Alle Fürsten Europa's verbrüdern sich zur Unterdrückung des öffentlichen Geistes in einem Bunde, den sie frevelhaft den heiligen nennen. Sie gebieten über alle Hülfsquellen der Staaten und eine Million in Waffen steht ihres Winks gewärtig. Arme Freiheit des menschlichen Ge-

schlechts — was ist dir geblieben? Nichts als das Gefühl der Heiligkeit deiner Sache und der unerschütterliche Muth deiner Verfechter. Aber wie klein und armselig erscheinen ihre Hoffnungen, wie schwach die Mittel des Erfolgs — sie haben nicht nur gegen die rohe Gewalt der Macht, sondern auch gegen die angeborne Trägheit des menschlichen Geistes und gegen die Feigheit eines durch langen Druck entarteten Geschlechts zu kämpfen. Freiheit — was stählt den Muth deiner Söhne und gibt ihm wundervolle Kraft und Wirkung? Das tiefe Gefühl der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit, die am Ende immer siegreich hervorgeht aus dem Kampfe mit den Feinden des Lichts und der öffentlichen Wohlfahrt. Fünfzehn Jahre lang pflügten beharrliche Geister, unter Verfolgung, Druck und Widerwärtigkeiten, den Boden der Freiheit um und legten ihre Keime in seinen Schoos — da, als die Schaale seines Zorns voll war, schickte der Herr seinen befruchtenden Regen, und sie grünten und gingen auf in drei Tagen, und der lebendige Odem der Freiheit stürzte das Reich der Finsterniß, und bald wird der Tag kommen, da seine Trümmer nimmer zu finden sind auf dem Erdboden!

Carlsruhe hat ganz die Physiognomie aller kleinen Residenzen kleiner deutscher Fürsten: Kleinstaaterei und Philisterthum bewegen sich im engen Zirkel eines kleinen Hofes. Die Residenz ist für den Hof, das Land für die Residenz da. Alles dieses bewegt sich Jahr aus Jahr ein in dem nämlichen jämmerlichen Kreise. Der Hof ist der Mittelpunkt, um den sich diese ärmliche Bürgerwelt der Residenzen dreht, und gibt bald zu ungemessenen Lobhudeleien, bald zu bitterem, aber feig

versteckten Tadel den Anlaß. Der regierende Großherzog war beliebt, wie alle neuen Regenten in der Regel sind. Die chronique scandaleuse des verstorbenen Fürsten war jetzt an der Tagesordnung, und was man sich bei seinen Lebzeiten nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hatte, wurde nun ziemlich offen und ungescheut verhandelt. Da kamen saubere Geschichten an das Tageslicht: der Großherzog Ludwig war ein erklärter Liebhaber des weiblichen Geschlechts. In den ersten Jahren seiner Regierung zog die Schönheit einer gemeinen Dirne die Blicke des alten Manns auf sich und erregte seine Lüsternheit. Sie war die Tochter eines Unterofficiers, Namens Werner, ihre Mutter nährte sich von Lumpensammeln. Die Briefträgerin Becht war die Kupplerin des Fürsten, man zog das Mädchen aufs Theater und machte sie zur Choristin; sofort rückte sie zum Posten einer erklärten Maitresse vor, erhielt Wohnung in einem Herrschaftshause, Bediente, Equipage, standesgemäße Tafel; sie gebar ihm erlauchten Liebhaber Söhne und Töchter, wurde zur Gräfin von Langenstein erhoben, in das hochfürstliche Testament gesetzt, und lebt jetzt nach dem seligen Hinscheiden des Großherzogs als eine große Dame auf hohem Fuße. Das ist so der Gang der Dinge in unserem glücklichen Deutschland, und auf solche Weise wird der Schweiß des armen Volkes an Schmeichler, Kuppler, Wohldiener, Müssiggänger, Maitressen, Hunde und Pferde verschwendet. Die arbeitende Classe muß sich kümmerlich behelfen, und die nützlichen Staatsdiener, auf deren Schultern die Last der Arbeit gewälzt ist, beziehen in der Regel kaum so

viel Gehalt, daß sie mit Sorgen und Noth das Jahr über auskommen können. Was Wunder, daß sie sich nur als Fröhner des Staats betrachten, und auch nur Frohndienste leisten! Das ist das getreue Abbild aller kleinen deutschen Staaten.

Gunst und Ungunst vertheilt sich in diesen Staaten meist nach Laune, und am besten fährt der, welcher den Leidenschaften und Lastern dieser kleinen Despoten am willigsten zu dienen versteht. Die scandalöse Chronik dieser Höfchen gleicht sich wie ein Ei dem andern: ein gemeiner Stallknecht oder Bereiter rückt hier zum Grafen und General vor, dort wird der Commis einer Buchhandlung Major, Kuppler des Fürsten, Quasi-Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Censor. Schöne Aemter! In Carlsruhe stund ihnen der berüchtigte Major Hennenhofer vor, der jetzt seine ehrenvolle Laufbahn geschlossen hat und für seine getreuen Dienste eine nahmhafte Pension genießt. Wundert euch nun noch über das unverhältnißmäßige Budget eines kleinen Staats und über die Armuth und Nahrungslosigkeit der Massen!

Wir sehen einen andern bedeutenden Mann im Duodezstaate: er ist Geheimerrath, Direktor des Kirchenraths, Ritter des Löwenordens, Landes-Deputirter und Hausfreund der hochfürstlichen Maitresse. Im Jahr 1822 war er noch Dorfpfarrer, aber er hatte das Glück, dem Fürsten, der sich in einem benachbarten Bade befand, eine schöne Bauerndirne zu kuppeln, und nun kamen seine bisher verborgenen Verdienste an's Licht und er stieg von Stufe zu Stufe; seine einträgliche Pfarrstelle behielt er, wie billig, als Sinekure bei;

Besoldungen und Gnadenspenden fielen in goldenem Regen über ihn herab, denn er ließ sich von dem Hofe und der Maitresse zu Allem brauchen. Jetzt ist er ein sehr reicher Mann, auf den man zwar mit Fingern deutet, der sich aber aus der öffentlichen Meinung nichts macht. Es ist der weiland Geheimerath Engelser.

Neben der großen Maitresse figuriren natürlich auch kleinere, von denen eine Zeitlang das Publikum öfters nichts weiß, bis ihre Prostitution durch einen Zufall oder einen Scandal an's Licht kommt. Ein Stallknecht prügelt den Stallmeister, der ihm für eine Dienstnachlässigkeit einen Verweis ertheilt. Großer Lärm, der Kerl muß wenigstens in's Zuchthaus, wo nicht gar gehenkt werden. Plötzlich tiefe Stille, es geschieht nichts. Der Stallknecht wird Castellan in einem hochfürstlichen Schlosse und der Stallmeister um einen Grad befördert. Man schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen vor Verwunderung, aber die Sache geht ganz natürlich zu. Wollt ihr den Schlüssel zu diesem Staatsgeheimnisse, denn in diesen Duodezländern ist, trotz der Constitution, der Fürst der Staat, und Hofgeheimnisse sind Staatsgeheimnisse: die Tochter des Stallknechts war die stille Maitresse Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs.

Warum reiten denn Se. Königliche Hoheit so oft vor dem Hause dieses Seifensieders vorüber? Sie haben Ihr landesväterliches Auge auf dessen schöne Tochter gerichtet. Welches weibliche Herz kann einem Fürsten widerstehen! Pinsel glaubten an ihre Tugend, bis in einer verhängnißvollen Nacht der Fürst aus dem Hause getragen wurde, weil er die Treppe hinabgefallen

war und den Fuß verrenkt hatte. O, schönes Verhältniß des Landesvaters und der Töchter des Landes! Die Tochter des Seifensieders wurde, wie es heißt, mit 60,000 Gulden im fürstlichen Testamente bedacht. Ein anderer Vater lieferte um 40,000 Gulden seine sechszehnjährige Tochter in die Arme des fürstlichen Moloch. Ja wohl, die Verfechter der deutschen Kleinstaaterei haben Recht, wenn sie die fürstlichen Residenzen in Deutschland die Lichtpunkte deutscher Aufklärung nennen! Nur finde ich, daß das deutsche Volk diese Aufklärung mit ihren vielen Lichtpunkten etwas theuer bezahlt.

Baden hat auch eine Verfassung und Stände, die im Jahr 1819, als sie etwas laut werden wollten, nach Hause geschickt wurden und sofort verstummten, bis ihnen die Julirevolution den Mund wieder öffnete. Seitdem haben sie sich ordentlich und ziemlich laut vernehmen lassen. Nur Schade, daß sie zum Theil ihr Winkeltheater für die große Weltbühne halten und nicht undeutlich die Meinung an den Tag legen, die Freiheit des menschlichen Geschlechts werde vom Großherzogthum Baden ausgehen. Ich hätte nichts dawider und wollte der Spanne Land, welche man Baden nennt, diese Ehre von Herzen gönnen, aber der ungläubige Thomas glaubte nicht eher an den Heiland der Welt, bis er seine fünf Finger in dessen Wundenmahle gelegt hatte. Meine fünf Finger sind schon ausgespreizt, und ich bin bereit, sie in die Wunden zu legen, welche die Freiheit, von Baden ausgehend, dem europäischen Despotismus schlagen wird.

Wir besuchten Itzstein, Rotteck, Welker und andere namhafte Deputirte. Itzsteins klarer und ruhiger Verstand spricht sich schon in seiner Physiognomie aus — in diesem klugen Gesichte, diesen offenen Zügen und dem lebendigen Auge. Er hatte gerade das Budget des Kriegsministers zur Berichterstattung vor sich liegen — eine Höllenarbeit, alle diese dicken Rechnungen zu durchgehen und dieses vielleicht absichtlich so verwirt gelassene Chaos zu ordnen! Er wünschte bescheiden, mehr militärische Kenntnisse zu haben, um gründlich in das Detail dieser Haushaltung eingehen zu können; er hat gleichwohl, wie aus dem von ihm erstatteten Berichte ersichtlich ist, später seine Aufgabe wohl gelöst. — Ein guter Kopf weiß sich in allen Fällen zu helfen und die Detailkenntnisse, die ihm in dieser oder jener Wissenschaft abgehen, durch die geschickte Benützung der Einsichten und Erfahrungen Anderer zu ergänzen.

Rotteck führte uns in das Ständehaus und zeigte uns die ganze Einrichtung desselben, die in der That eben so geschmackvoll als zweckmäßig ist. Wenn ich nicht irre, ist Weinbrenner dessen Erbauer. Ich stieg auf die Rednerbühne, den Thron aber, der für ein so kleines Land fast etwas zu hoch und schön ist, ließ ich aus Respekt unbestiegen, oder geschah es vielleicht aus Furcht, daß er einstürzen und mich unter seinen Trümmern begraben möchte? Im Augenblicke stand er noch fest und machte Fronte gegen die Landesdeputirten und die Gallerien, welche das Volk vorstellen — die Sache kam mir etwas theatralisch vor, und ich mußte lachen, wie mir immer geschieht, wenn ich das Daseyn der deutschen Duodezstaaten und ihrer ephemeren Verfassun-

gen mit einiger Wichtigkeit behandelt sehe. Der ständische Aufwärter, der uns begleitete, schien mir diesen Ausbruch munterer Laune bei Betrachtung des Atlas und der Säulen des badischen Staatskörpers etwas übel zu nehmen — er war vermuthlich von der Bedeutsamkeit der badischen Constitution und seines eigenen Amtes innigst durchdrungen.

Ueber die Persönlichkeit des Erbherzogs Carl von Braunschweig, der vor ein paar Jahren in Carlsruhe war, hatte ich Gelegenheit, einige pikante Notizen einzuziehen. Dieser Herr scheint die gewöhnliche Geckenhaftigkeit junger Prinzen in ihrer höchsten Potenz zu repräsentiren. Er pflegte sich täglich weiß und roth anzustreichen, trug sehr hohe Absätze, um seine Gestalt um einige Zolle zu vergrößern, führte einen Troß englischer, französischer, niederländischer und deutscher Bedienten und zwei reich und phantastisch gekleidete Mohren mit sich, reiste mit vier Wagen, legte im Palais seiner Großmutter, der Markgräfin Amalie, seinen kostbaren Schmuck und eine Menge seltener Gewehre, die er in England und Frankreich gekauft hatte, zur Schau aus, kaufte einen dressirten Pudel um 20 Friedrichsd'or, und was dergleichen kostspielige Thorheiten fürstlicher Müssiggänger mehr sind. Wenn ein reicher Privatmann solchen nutzlosen Aufwand treibt, so ist das seine Sache, denn er hat nur mit seiner eigenen Kasse zu rechnen; empörend aber ist es, wenn ein liederlicher junger Mensch, darum daß er, wie man zu sagen pflegt, im Purpur geboren ist, den sauren Schweiß eines Volkes auf so heillose Weise verprassen darf. So wollte ich doch, daß der Teufel den Purpur holte, und alle, die darin geboren wurden, wenn

sie nicht anders sind und werden wollen, als dieser fürstliche Taugenichts!

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig war auch in Carlsruhe; er ist ein guter Herr, der den ganzen Tag Cigarren raucht. Er erkundigte sich nach dem Benehmen des Großherzogs Ludwig, und als man von dessen mannigfaltigen Fehlern und Lastern sprach, zuckte er die Achseln und meinte, alle Fürsten hätten ihre eigenen Liebhabereien: dieser an Weibern, jener an Pferden, dieser an Hunden und jener an Soldaten u. s. w. Das sey nun einmal so in der Welt und man könne die Fürsten nicht anders machen. — Diese Aeußerungen geschahen freilich noch vor der Julirevolution; der gute Prinz mochte aber Recht haben, denn ich habe nicht gefunden, daß die Fürsten inzwischen anders geworden wären. An der Legitimität hängt es nicht allein — nicht wahr, du edler Bürgerkönig, mein Ludwig Philipp, den ich liebe!

An zahlreichen appanagirten Prinzen und Prinzessinnen fehlt es in Baden so wenig, als anderwärts in unserm gesegneten deutschen Lande. Es wäre interessant, eine genaue Berechnung anzustellen, wie viel das gute deutsche Volk alljährlich an Civillisten und Appanagen an seine durchlauchtigsten Häuser bezahlt, um dafür von denselben recht schlecht regiert zu werden. Wenn ich nur die Zinsen von dieser Capitalsumme hätte, so wollte ich mir dafür ein großes Fürstenthum oder gar ein kleines Königreich kaufen!

Mein Herr Renia von Spanien!
Wie wenig sein Königreich?
Hunderttausend Millionen Scudi.
Will er nie, zahl' so nie gleich!

Von den fürstlichen Familiengliedern in Baden weiß ich so viel als nichts, und zwar deßwegen, weil ich mich gar nicht nach ihnen erkundigt habe. Zufällig hörte ich von zwei Prinzen sprechen, deren einer ein eingefleischter Aristokrat, und der andere ein Dummkopf sey. Ihre Namen, die man nannte, sind mir entfallen, und ich besinne mich auch nicht darauf, weil nichts daran liegt.

Der jetzige Großherzog von Darmstadt pflegte als Erbprinz den badischen Hof fleißig zu besuchen. Er kam immer mit sechs Wagen an und war der Mignon der Hofbedienten, weil er königliche Trinkgelder gab. Auch sind die Kammerherrn und Kammerdiener, so wie die ganze Livree, sehr erbost über die darmstädtischen Stände, daß sie die Schulden dieses freigebigen Herrn nicht auf das Land übernommen haben. Wenn das so fortgeht, wird es am Ende weder Fürsten noch Kammerherrn und Kammerdiener mehr geben — die böse Welt!

Während in andern Ländern das Militär sich mit dem Bürgerstande verschmelzt oder doch wenigstens sich ihm vertraulich nähert, herrscht unter den badischen Offizieren noch ein Kastengeist, der sich dem Bürger gegenüber durch übermüthigen Dünkel und nicht selten durch eine rohe Brutalität an den Tag legt. Es geschieht den einfältigen Philistern schon Recht, wenn sie sich ein solches Betragen gefallen lassen — sie sind bei weitem die Mehrzahl und können jedem Bengel die Thüre weisen, wenn er auch ein Port d'Epee an seinem Degen trägt. Die Regierungen freilich sehen diesen abgeschlossenen und dem Bürgerthum feindseligen Geist des Militärs mit innigem Vergnügen und thun nicht selten

unter der Hand Alles, ihn zu nähren und zu befördern. In Carlsruhe saßen eben zwei Offiziere im Arrest, weil sie in der Trunkenheit einen Juden ermordet hatten. Wie ich nachher hörte, wurde der Eine derselben — Lieutenant Ziegler — bloß zu sechsmonatlichem Festungsarrest verurtheilt und der Andere — Lieutenant von Reischach — gar nur zu einem andern Regimente versetzt. Da die Juden in Carlsruhe fast eben so privilegirt sind, als das Militär, so wären die beiden Mörder vielleicht ganz straflos ausgegangen, wenn sie nur einen christlichen Staatsbürger ermordet hätten. Einer der großen Mängel unserer Gesetzgebung ist noch immer, daß nicht alle bürgerlichen Verbrechen auch vor das bürgerliche Gericht gezogen werden; aber freilich hätten dann die Regierungen ein Mittel weniger in der Hand, den Kastengeist des Militärs zu unterhalten und zu befördern. Es wird mithin auch hierin beim Alten bleiben, bis — — das jüngste Gericht und das tausendjährige Reich kommt — nach der Prophezeihung im Jahr 1836. Es ist mir, als ob ich die Posaune schon blasen hörte und manche Schloßmauer bereits wanken sähe — steht fest, ihr Throne!

Wenn man aus den sämmtlichen natürlichen Söhnen, welche aus den Lenden deutscher Fürsten oder Prinzen hervorgegangen sind, eine legitime Legion bildete, so würde man keine geringe Zahl gebarnischter Streiter für Thron und Altar zusammenbringen. Sonderbar! Ein armer Teufel, der sich gegen das sechste Gebot verfehlt, muß dafür an den landesherrlichen Fiskus eine sogenannte Scortationsstrafe bezahlen — und der Landesherr macht aus seinen Hurenkindern Grafen

und Barone, die er auf Kosten des Landes ausstattet! O, du in deiner Zerstückelung glückliches Deutschland — von wie vielen Lichtpunkten der Aufklärung wirst du beleuchtet! In Carlsruhe allein existiren sieben Gebrüder Seltenek, die aus einer Mischung fürstlichen und gemeinen Blutes hervorgegangen sind. Die verfluchten Giftmischer!

Zufällig traf ich in Carlsruhe Friedrich List und Ludwig Börne, die ich beide schon früher genau gekannt hatte. List's Passionsgeschichte als württembergischer Deputirter ist bekannt. Sie bildet einen der vielen Flecken, welche die württembergische verfassungslose Verfassungsmäßigkeit in der Epoche der letztverflossenen zwölf Jahre besudeln. Die Animosität, womit die Regierung diesen Mann verfolgt und zuletzt mit seiner Familie über den Ocean gejagt hat, ist mit Recht mehr als heillos zu nennen, obwohl auf der andern Seite nicht geläugnet werden kann, daß Herr List in der Periode, worin er seine politische Thätigkeit entwickeln wollte, gewaltig fehlgegriffen und in der Art seiner politischen Taktik erstaunliche Missgriffe gemacht hat. So lange Europa unter den Auspicien des heiligen Bundes regiert wurde, war in keinem einzelnen Staate an eine reelle Verbesserung im Augenblicke selbst zu denken, und ein kluger Politiker mußte sich begnügen, im Stillen den Samen für die Zukunft auszustreuen. Ich fand in Herrn List noch immer den alten politischen Enthusiasten, obwohl die äußeren Formen durch das englisch-amerikanische Phlegma, welches er sich angeeignet hatte, etwas gemäßigter erschienen. Er war in aller Eile über das Meer hergekommen, um den Folgen der großen

Woche mit anzuwohnen — und fand Ludwig Philipp, einen Bourbon, auf dem Throne. Er entfloh dem Juste-Milieu aus Paris, um sich durch eine Brunnenkur in Rippoltsau abzukühlen, und als Vorbereitung dazu sah er einige Wochen das constitutionelle Treiben der badischen Kammer in Carlsruhe mit an. Ich habe vergessen, ihn um eine Vergleichung der Sitzungen der badischen Häuser mit denen des amerikanischen Congresses zu Washington zu bitten. Doch ich kann die Parallele selbst ziehen, und der geneigte Leser wird es auch können.

Ludwig Börne — der unverbesserliche Satyr — hatte den Winter in Paris zugebracht, und gab uns interessante Notizen über die Politik des quasi legitimen Cabinets in Frankreich. Sein politischer Scharfblick ließ ihn eine zweite Revolution voraussehen, die, wie die Sachen stehen, auch nicht ausbleiben wird. Wenn man hartnäckig am Juste-Milieu festhalte, meinte er, werde die endliche Folge dieses tollen Systems ein Krieg der Armen gegen die Reichen seyn, und das Beispiel von Lyon zeigt zur Genüge, daß er sich nicht ganz verrechnet hat. Doch zeigt es sich jetzt, daß nach und nach dem Mittelstande die Augen aufgehen, und daß er die Nothwendigkeit einsieht, sich mit der Masse des Volks gegen den Krebsschaden der Aristokratie zu verbinden. Aus diesem Bunde wird die Freiheit ohne große politische Krämpfe unfehlbar hervorgehen, und wenn erst der Staat von allen seinen Raubbienen gereinigt ist, so wird es nicht an Mitteln fehlen, den elenden Zustand der Massen zu verbessern. Die Millionen, welche bisher der privilegirte Müssiggang verschlungen hat, für

das gemeine Wesen zweckmäßig verwendet, werden eine reichhaltige Quelle der öffentlichen Wohlfahrt geben. Von Ludwig Börne nichts weiter — wer kennt ihn nicht aus seinen Schriften! Er ist der einzige Jude, den ich liebe.

Strasburg, den 27. April.

Wir verließen am Abend des 25. Carlsruhe. Rotteck und Welcker, Börne und List hatten im römischen Kaiser mit uns zu Mittag gespeist. Itzstein besuchte uns nach Tische. Der Champagner würzte und erhöhte die lebendige Unterhaltung. Wir übernachteten zu Rastadt, wo wir in der Sonne abstiegen. Der alte redliche Klee, der früher Besitzer dieses Gasthofes war, hatte sich zur Ruhe gesetzt, aber ich säumte nicht ihn zu besuchen und zum Abendessen zu bitten; ich habe diesen Mann bei einem mehrmaligen längeren Aufenthalte in dieser Gegend, wo uns sein Gasthof zum Hauptquartier diente, liebgewonnen; seine Schicksale gehören nicht zu den gemeinen — er hat Glück und Unglück erlebt in der Welt und ein ehrliches Herz gerettet aus den Stürmen des Lebens. Praktische Leute dieser Art sind mir im Umgang lieber, als der gelehrteste Professor. Der gute Alte öffnete seinen reichen Anekdotenkasten und erheiterte durch seine Laune unser Mahl. Die Erzählung des berüchtigten Gesandtenmords durfte hiebei nicht fehlen. Der Alte kannte alle handelnden Hauptpersonen, und aus seinem Berichte der Thatsachen ging mir augenscheinlich hervor, daß hier eine schändliche Treulosigkeit Habsburgischer Politik im Hintergrunde lag, aber dieses

lichtscheue Cabinet weiß seine Plane und Handlungen so tief zu verstecken, daß schwerlich je die volle Wahrheit des tragischen Vorfalls an den Tag kommen wird. Man warnte die Gesandten noch vor ihrer Abreise, aber sie hatten zu vielen Glauben an die Heiligkeit des Völkerrechts, um dieser Warnung Gehör zu geben. Unzweifelhaft ist, daß der Mord von österreichischen Husaren begangen wurde. Von den Diplomaten des Rastadter Congresses erzählte uns der Alte manche belustigende Anekdote. Niemand hat mehr Gelegenheit, die Nullität dieser Herren besser zu beobachten, als Leute, vor denen sie sich nicht genieren, sondern die steife Maske officieller Gravität ablegen. Und solche Nullen erfrechen sich, die großen Angelegenheiten der Völker zu leiten! Wie lange noch — oder es müßte kein Gott im Himmel seyn!

Die französischen Emigranten, die sich lange in dieser Gegend umtrieben, hat der Alte durch und durch kennen lernen und weiß sie mit einer ihm eigenen Darstellungsgabe zu schildern. Ein einziger Zug mag die ganze Niederträchtigkeit dieser erbärmlichen Aristokratie in's Licht setzen. Man weiß, wie unter dem Direktorium schon und noch mehr unter dem Consulat des großen Feldherrn und gewissenlosen und selbstsüchtigen Politikers alle Mittel angewendet wurden, den republikanischen Geist in Frankreich zu ertödten und die alten monarchischen und aristokratischen Ideen wieder in's Leben zu rufen. Als eine französische Colonne auf ihrem Rückmarsch durch Rastadt zog, war gerade eine Bande Emigranten im Gasthofe des alten Klee versammelt. Obwohl sie wußten, daß sie bei dem jetzigen Stand der

Dinge von ihren republikanischen Landsleuten nichts mehr zu fürchten hatten, so zogen sie sich doch feig und schüchtern in ein Nebenzimmer zurück, um mit den Generalen und Offizieren nicht in unangenehme Berührung zu kommen. Der kommandirende General erfuhr ihre Anwesenheit und sagte mit militärischer Treuherzigkeit zu dem Wirthe: Qu'ils ne se cachent pas — ce sont des Français, ce sont des braves gens! Hiedurch ermuthigt, kamen die Emigranten zum Vorschein; man aß, trank, wurde lustig, umarmte sich zuletzt und schloß gute Kameradschaft. Die Aristokraten äußerten den Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, aber ihre Rückkehr war noch gesetzlich verboten. Die guten Republikaner schwärzten sie nun als Kammerdiener, als Reitknechte, als gemeine Soldaten, und unter andern unverdächtigen Formen über die Gränze ein. In Knechtsgestalt kehrten sie in ihr Vaterland zurück, aus Gnade gab man ihnen von ihren Gütern wieder, was noch nicht verkauft war — und zum Dank dafür konspirirten sie, stürzten mit Hülfe fremder Bajonette ihren verblendeten Wohlthäter, und vielleicht mag unter den Proscribirten des Kaiserreichs mehr als einer gewesen seyn, der diesem unverbesserlichen Gesindel zur Rückkehr nach Frankreich verholfen hatte. Spreche mir Keiner mehr von Nachsicht und Barmherzigkeit gegen dieses entartete Geschlecht — lieber wollte ich den Teufel begnadigen, wenn ihn der Himmel in meine Hände gäbe, als diese verfluchte Rotte Korah!

Wir ließen uns bei Iffelsheim nach Weinheim, auf dem linken Rheinufer, übersetzen. Die Visitation ist sehr mild, die Douaniers warfen kaum einige Blicke in

unsere Koffer. Der Douanenbeamte war ein alter d
Franzose, den man aus dem Innern auf diesen
fernten Posten geschickt hatte, dessen Funktionen
wie es schien, gänzlich fremd waren, denn ein wo
nährter junger Elsäßer diktirte ihm das höchst ein
Certifikat, das er uns für unsere Pferde auszus
hatte, und lächelte uns hinter dem Rücken des mü
Schreibenden schalkhaft zu. Es ist eine der Klagen
das Elsaß mit Recht führt, daß man ihm öfters h
untaugliche Beamte aus dem Innern Frankreichs
schickt, während es im Lande selbst an tüchtigen M
nern nicht fehlen würde. Das ist einer der vielen N
gel des in Frankreich noch immer schroff genug
benden Centralisations-Systems, das zu den grö
Mißgriffen und schreiendsten Ungerechtigkeiten hän
Anlaß gibt, weil meistens die Stellen nicht durch
dienste und Brauchbarkeit erworben, sondern durch
cherei von der Protektion großer und kleiner Gö
erbettelt werden.

In Drusenheim machten wir Mittag. Alle Dä
waren mit Artillerie belegt, schöne Leute, von krie
schem Aussehen, gut gekleidet und ausgerüstet.
Wirth versicherte uns, daß ihr einziger Wunsch K
sey, und wir konnten es wohl glauben. Es w
unter unsern Fenstern verlesen. Wer an die Stei
des deutschen Militärdienstes gewöhnt ist und noch ni
anderes gesehen hat, konnte hier die erste Gelegen
finden, sich über die französische Ungezwungenheit
wundern. Da sah man nichts Pedantisches und P
steifes, wie in Deutschland; der Dienst wurde gleich
spielend, aber darum nicht weniger genau, verrich

dabei herrschte die größte Vertraulichkeit und Ungezwungenheit zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten. Von dem deutschen Absonderungsgeiste der verschiedenen Militärgrade weiß man in Frankreich nichts. Wenn man nicht unter dem Gewehr steht, ist Alles gleich, unter den Waffen aber herrscht die strengste Disciplin. Von dem in Deutschland so häufigen Schimpfen und Fluchen der Vorgesetzten hört man in Frankreich nichts.

In Strasburg ist, neben den französischen Sitten, das alte reichsstädtische Spiesbürgerthum noch immer zu Hause. Auch die Bauart der Häuser erinnert an die alte deutsche Reichsstadt. Wir stiegen im rothen Hause ab, das auf dem Paradeplatz schön gelegen ist. Die Besatzung war nicht so zahlreich, als ich nach den in Deutschland verbreiteten Sagen geglaubt hatte — sie mochte sich höchstens auf zehntausend Mann belaufen; doch kantonirten auch auf dem Lande rund umher viele Truppen. Metz, das ich später besuchte, schien mir eine stärkere Garnison zu haben, als Strasburg; Besançon, Schlettstadt, Verdun und andere Plätze sind ansehnlich besetzt, und nach Allem, was ich gesehen und erfahren habe, glaube ich, daß Frankreich in weniger als acht Tagen eine Armee von achtzig bis hunderttausend Mann am Rhein zusammenziehen könnte. Die Oesterreicher, wenn sie auch an den Gränzen Bayerns concentrirt sind, würden wenigstens die doppelte Zeit brauchen, um am Rhein einzutreffen. Somit könnten beim Ausbruch eines Kriegs die beiderseitigen Heere ungefähr wieder bei Ulm zusammentreffen — ein böses Omen für das Haus Habsburg, das ich Gottes Obhut empfehle, denn

seine Politik ist zu abgenützt, um ihm bei einer europäischen Krisis fürderhin Schutz gewähren zu können. „Das Haus Habsburg hat aufgehört zu regieren," proklamirte Napoleon nach der Schlacht von Ebersberg in einem seiner Bülletins; er hat leider nicht Wort gehalten und ließ sich durch eine Weiberschürze bethören. Die Prophezeihung könnte aber gleichwohl in Erfüllung gehen, wenn, statt eines selbstsüchtigen Eroberers, die unerbittlichen Männer des Volks an der Spitze der Weltereignisse stehen. So fahre hin, du altes Haus — du hast seit deinem Bestehen schon so viel Unheil gestiftet, daß es Zeit ist, deine Rechnung mit der Hölle zu schließen!

Wir lernten hier einen demagogischen Enthusiasten kennen: er heißt Herold, ist, wenn ich nicht irre, ein Frankfurter, und schreibt furiose Flugschriften, durch welche er von Strasburg aus Deutschland zu revolutioniren gedenkt und sämmtliche acht und dreißig souveränen Throne unsers glücklichen Vaterlandes umzustoßen hofft. Der Mann spricht, wie er schreibt: kein Widerspruch, die Throne müssen fallen. Seine Sprache ist kräftig, aber im Geiste des Mysticismus gehalten — doch nur eine schwache Nachahmung von Görres. Ein paar Stellen aus einer seiner Flugschriften werden diesen Herold der deutschen Freiheit am besten schildern: „Es wird immer mein lustigster Tag, wenn ich an die geheime Polizei denke. Haben etwa die Berliner Zwangsanstalten, die Mainzer Inquisitionsgerichte, die fürstlichen Cabinetsbeschlüsse und die Carls X. Ordonnanzen die Forderungen der Zeit zurückweisen und den Geist der Freiheit slavisch an die hochadelichen Gallawagen

anjochen können? Bist du (der Verfasser geht auf einem vertraulichen Fuße mit dem Leser um) nicht vielmehr gerade durch diese Maßregeln zur Klarheit gekommen über den aristokratischen Absolut Nichtsnutz (Absolutismus)? Haben dich nicht gerade die souveränen Servilitätstheorieen der fürstlichen Congresse zu Wien, Laibach, Carlsbad und Verona belehrt, wie eifersüchtig diese Herren von Gottes Gnaden auf das Volk hinsehen? Die heilige Allianz ist ein Bund der Fürsten, der eben, weil er nur durch eine erkaufte Soldateska geschützt werden kann, seine Nichtigkeit durch sich selbst hinlänglich beweist. Wenn einmal das Volk eine Revue hielte und diese hochadeligen Nasen an sich vorbeiziehen ließe, wir sollten doch bald lachen lernen. Fürst Metternich müßte vorangehen mit der Legitimitätsfahne, der österreichische Beobachter und der Hofdemagog Förster würden einen Wettgesang aufführen: „Heil dir im Siegerkranz!" Wenn wir sie zur Tafel bäten, wie allunterthänigst würden die Minister-Excellenzen hinter den Stühlen herlaufen und dem allerdurchlauchtigsten Mund eine diplomatische Wassersuppe vorsetzen oder Bundestagsaktenklöße serviren! Ja, wir könnten gute Tage haben, und eine lustige Zeit, wenn wir es nur recht verstünden, alle Narren, die uns jetzt noch Zeit und Weile lang machen, nach unserer Pfeife tanzen zu lassen. Mir gefallen die Kerls ganz gut, die da herumlaufen mit einem Bändchen im Knopfloch — wegen geleisteter Hof- und Stalldienste. Eine ganze Hofnationalgarde, welche sich zum Schutze der „geheiligten Person" ihres Großherzogs gebildet hat, während die Bauern aus der Wetterau das Erbnest — wie sie es nannten — anzu-

flecken suchten; alle Leibjäger, Kammerjunker, Hofl
kaien, Freiherrn und sonstige Livreebediente tragen je
das Civilverdienst-Ordensbändchen am Busen, und d
Bürgermeister Pauli von Heldenbergen hat gerade
viel Ansprüche auf ein Geheimenrathsdiplom, als d
königlich preußische privilegirte Professor Schmalz -
dermalen privatisirender Gelehrter an der Universität
Berlin." — „Es schwebt die Göttin der Freiheit vo
Himmel hernieder, das Wort der Freiheit will Flei
werden und Wohnung bei euch machen. Was ihr hör
aus der Ferne, es ist kein lockender Sirenengesang,
ist ihr triumphirendes Siegeslied: Freiheit sey auf Erd
und allen Völkern ein Wohlgefallen!!! Wachet auf,
steiget eure Berge, sehet nach Osten und Westen, w
glühend goldenschön ist der Himmel, und mit flamme
dem Nordlichtsschein steht es am diamantenen Firmamen
geschrieben: Le jour de gloire est arrivé!« — „D
Nachtwächter im deutschen Reich, welche sorgsa
darauf sehen, daß kein Feuer ausbreche, damit k
fürstlicher Pallast sich entzünde, und die das Licht
hörig unterm Scheffel halten, damit sie selbst desto si
rer im Finstern schleichen können, wollten eben aus
fen: „Es hat Mitternacht im Reich geschlagen," a
der gallische Hahn, der Herold der Freiheit, hell u
laut zu krähen anfing. Ich rede von dem hohen Bu
destage zu Frankfurt am Main, der jetzt wohl fel
mochte, welche Stunde geschlagen hatte, und es für d
Beste hielt, seinen Morgenstern wegzustellen, sein
Wächterspieß in andere Hände zu geben und nach Hau
zu eilen. Das Volk, das nun endlich, da es d
Nachtwächtergesang und die ängstigenden Pfeifent

nicht mehr hörte, aus dem Bett aufstand und die Fenster aufmachte, fand, daß es Tag sey, und zwar ein schöner Tag — es weckte seine Kinder auf und die deutschen Buben liefen auf die Gassen und Straßen und freuten sich, und johlten und schrieen, schlugen die Thüren an den Häusern auf, wo es nicht Tag werden wollte, rissen die finstern Tempel der Nacht, die düstern Kerker des Mittelalters ein, auf daß die Sonne überall hin scheine, und die Wolkenvorhänge, welche bisher den blauen lachenden Himmel verdeckt hielten, flackerten auf in zischenden Flammen."

In ähnlicher Art äußerte sich der enthusiastische Demagog an der Abendtafel, an der sich, außer uns und ihm, noch einige der hannöverischen proscribirten Revolutionärs und, zum seltsamen Contrast, ein badischer Baurath aus Freiburg (wenn ich mich noch recht erinnere) mit seiner Fräulein Tochter befanden. Ich will hier, um einen anschaulichen Begriff von der Scene zu geben, die dialogische Form versuchen: Herold: Was Deutschland! Schande! Knechtschaft, Zerstückelung! verdammtes Oesterreich, das mit seinen ungarischen und böhmischen Horden die italienische Freiheit zertrat! Hol' der Teufel das Preußenthum und seinen liberalen Aushängeschild, und die preußische Staatszeitung, die uns halbsüßen Zucker auf unser Kommißbrod streut, und den zuckersüßen Herrn von Raumer, dessen begeistertes Haupt immer mit den schönsten Phrasen frisirt ist! Was faselt der Pursche von unserer inneren Ausbildung, während das große starke Deutschland eine politische Null ist! Zum Henker mit diesen kleinen Fürstenpuppen, die sich nach den Winken der Wiener und Berliner Di-

plomatik drehen, und zufrieden sind, wenn sie in ihre
Duodezstaaten die kleinen Despoten spielen können –
fort mit allen acht und dreißig! (Der badische Baura
macht große Augen). — Ein Hannoveraner: D
Großherzog von Baden benimmt sich doch recht g
und scheint es mit seinem Volke wohl zu meinen. (Der b
dische Baurath nickt Beifall). — Herold: Was g
benehmen, was wohl meinen! Weil er muß, weil
sich fürchtet, weil sich sein Ländchen wie ein Wur
an der französischen Gränze hinzieht! Es taugt Kein
was, sie sind Alle . . . . . (hier nahm der Baura
eine Prise, und lenkte im Schrecken die Nase kau
finden). — Ein anderer Hannoveraner: Der Gro
herzog Leopold zeigt sich doch zehnmal besser, als
meisten andern deutschen Fürsten. Man sollte doch nic
an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, bis gegründete Ursac
dazu vorhanden ist. — Herold: Wird bald kommen
diese Leute haben den Schalk im Herzen, sind aber
dumm, um sich lange verstellen zu können. Es ist
keine Freiheit zu denken, bis die Tyrannen alle verja
sind. Mit Blut muß die Freiheit gedüngt werde
Aux armes, citoyens! (Das Fräulein wurde bleich v
Schrecken und ihrem Vater fiel die Gabel aus der Hand
Ha! wenn wir erst die Zwingherrn verjagt haben u
oben auf unsern Bergen stehen und die aufgehende Fr
heitssonne begrüßen! Auf, werdet lebendig ihr Pflas
steine, zu den Waffen deutsches Volk, erhebe dein G
müth an dem Beispiele deiner Nachbarn. En ava
marchons! Blut muß fließen in Strömen — Tyra
nenblut! Contre leurs canons! Nieder mit Rußlan
Mag immer der furchtbare Steppenbarbar mit Schw

und Kunte sich erheben. Noch ist Polen nicht verloren! Recht so, italienische Patrioten, reißt dem Bealopfaffen seine dreifache Krone vom Haupt! Auf Germaniens Völker, auf in der alten Kraft eurer Väter, schlagt die Tyrannen zu Boden!

Schwert, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig uns Geschlecht!

In dieser Weise ging es geraume Zeit fort; die Hannoveraner stimmten nach und nach in den Ton des Hauptsprechers ein, der Saft der Reben that, wie er pflegt, das Seinige, und endlich wurde ein förmlicher Toast auf die Expulsion der acht und dreißig Tyrannen Deutschlands ausgebracht, worüber sich der loyale badische Baurath nicht wenig entsetzte. Bald darauf entfernte er sich von dem Schauplatze dieser abscheulichen Verschwörung, die nicht im Finstern gesponnen, sondern im Kerzenlicht einer öffentlichen Wirthstafel ungescheut proklamirt wurde, und ließ sich auf sein Zimmer leuchten. Seine Fräulein Tochter schien die jungen Revolutionärs, worunter sich einige hübsche, muntere Pursche befanden, nicht mit gleichem Widerwillen zu betrachten, und obwohl sie aus Freiburg, dem Hauptsitze der badischen Reformers, kam, so mochte sie doch dort wohl noch keine ähnliche Scene erlebt haben — ein Sprung von dem rechten auf das linke Rheinufer ändert freilich vieles und gibt den Dingen eine andere Gestalt! Wir gingen auch in's Bett, bevor noch Deutschland befreit war und sich ein Thrasybul gefunden hatte, seine dreißig (38) Tyrannen auszutreiben. Die Scene war so lebhaft gewesen, daß es mir in der Nacht von Deutsch-

lands Befreiung — träumte. Ich hörte das wilde Jauchzen der Freiheit, das Sturmgeläute der Glocken, ich sah die freudetrunkene Menge durch die dichtgedrängten Straßen ziehen. Plötzlich ertönte der Ruf: „da kommen sie, da kommen die Befreier Deutschlands!“ Ich riß die Augen weit auf, um die herrlichen Heldengestalten zu sehen, die das große Werk vollbracht hatten. Was sah ich? Alltagsgesichter, Jammermenschen, die mit zu Boden geschlagenen Blicken, eiligen Fußes und mit den Zügen der Angst auf dem schreckenbleichen Gesichte durch die tobende Menge dahinzogen. Es waren hohe und höchste Personen, denen die Lappen der Krone zerfetzt vom Haupte hingen, Minister mit halb abgerissenen Ordenssternen, Kammerherren ohne Schlüssel, Prinzen und Prinzessinnen, denen die kostbaren Kleider in Fetzen vom Leibe fielen; dann folgte das heulende Hofgesinde und der gemeine Troß der Schmeichler und Speichellecker. Verwundert rief ich aus: „Diese hier, Deutschlands Befreier!“ — Ja, kurzsichtiger Thor! rief mir ein ernst blickender, graubärtiger Prophet in der Menge zu, denn es steht geschrieben: „Sie werden untergehen und umkommen in ihrer eigenen Thorheit!“

Unter den hannöverischen Proscribirten befand sich ein bescheidener, gebildeter junger Mann von sanftem Wesen, dessen Name mir entfallen ist. Er erzählte mir umständlich den ganzen Hergang dieser Quasi-Revolution. Es war eine demagogische Seifenblase ohne Plan und Zusammenhang, die bei ihrem ersten Aufstoßen unfehlbar platzen mußte. Was will eine Umwälzung heißen, die sich einzig auf die Studenten und die Philister einer Universitätsstadt stützt! Erst nachdem

ausgebrochen war und die Truppen der Regierung gegen Göttingen marschirten, fiel es diesen unbesonnenen Revolutionärs ein, das Landvolk in das Spiel zu ziehen. Sie ritten auf die umliegenden Dörfer, um die Bauern zu den Waffen zu rufen, aber es war zu spät. Sie hatten nicht berechnet, daß ein solches Werk vorbereitet seyn und auf mehreren Punkten gleichzeitig zum Ausbruche kommen muß, um die Streitkräfte der Regierung dadurch zu trennen und zu schwächen. Zersplitterte Kraft ist ohnschwer besiegt, und auf einigen Punkten errungene Vortheile stärken das Vertrauen zu der Sache und den Muth ihrer Verfechter. Von allem dem nichts — der Brennpunkt der Umwälzung beschränkte sich auf eine einzige Stadt, gegen welche der Feind alle seine Streitkräfte richten konnte, und somit wurde es der Regierung leicht, durch einen einzigen Schlag das Feuer zu löschen. Im Uebrigen zeigt dieser Vorfall, auf wie schwachen Füßen die deutschen Regierungen stehen, und wenn etwas Plan und Ordnung in diese Revolutionsgeschichte gebracht worden wäre, so würde es der hannöverischen Regierung schwerlich gelungen seyn, sie ohne fremde Hülfe zu dämpfen. Rauschenplatt und Schuster, die Koryphäen der hannöverischen Revolution, waren bereits nach Belgien abgereist, da sie nicht, wie die meisten ihrer Freunde, in der Fremden-Legion Dienste nehmen wollten. Der General Brayer, der in Strasburg befehligt, behandelte die Proscribirten sehr artig; sie wurden vorerst als Unteroffiziere in der Fremden-Legion eingetheilt, mit der Aussicht, zu Offizieren vorzurücken, sobald sie den Dienst

gelernt und sich kaum durch ihr Benehmen zu einer so
den Stelle geeignet hätten.

Paris, den 2. Mai.

Wir sind gestern Morgens um 9 Uhr in dem Ho
der Messageries abgestiegen. Um dieselbe Stunde ha
ten wir uns am 28. April zu Strasburg in das Cou
eines Lafitte gesetzt. In drei Tagen reist man,
Tag und Nacht ununterbrochener Fahrt, von Strasbu
nach Paris. Die Malle-Post legt den Weg in zw
mal vierundzwanzig Stunden zurück. Der Wag
war ganz besetzt, und zwar über die Gebühr, denn
überschritt das gesetzliche Gewicht, was ich daraus e
nahm, daß der Conducteur bei jeder Wagbrücke ein
Theil der Passagiere ersuchte, abzusteigen und zu F
vorauszugehen. Wir waren, neben dem bedeutend
Gepäcke, wenigstens 24 bis 26 Personen: vornen
Coupé, welches der beste und theuerste Platz ist, un
3, im innern Wagen 6, im Hinterwagen 6, auf d
Sitze des Conducteurs, diesen mit eingeschlossen,
und auf dem Deck unter Segeltuchzelten, wenigst
6, öfters 8 und vielleicht mehr Personen. Sechs
neun Pferde waren vorgespannt, je nach der Besch
senheit des Wegs. Die Pferde waren meist gut,
die Fahrt ging in der Regel rasch; die Stationen
jedoch häufig zu groß, da die Messageries sich ni
an die Poseinrichtungen halten; öfters behielten
¼ bis 5 Stunden die nämlichen Pferde; die läng
Station war die von Epernay nach Dormans — 6

7 Stunden Wegs. Zweimal des Tags wurde angehalten: eine kleine Stunde zum Frühstück und eine starke Stunde zum Mittagessen; beides traf man vorbereitet, so daß man nicht aufgehalten wurde. Wir hielten in folgenden Orten an: Mittag in Saarbrück, Frühstück zu Nancy, Mittag in Bar le duc, Frühstück in Chalons, Mittag in Dormans, den andern Morgen um 9 Uhr trafen wir zu Paris ein.

Die Wege sind theilweise sehr schlecht; die Postknechte gehören nicht zu den artigsten und unser Conducteur zeigte sich nicht sehr gefällig. Bisweilen ließ er außer der Zeit vor einem Wirthshause halten und trank mit den Postknechten; diesen Aufenthalt zog er uns dann an der gesetzlichen Zeit des Frühstücks und Mittagessens wieder ab, um doch zur bestimmten Stunde in Paris einzutreffen, denn der Dienst ist sehr streng, und wenn ein Conducteur über die festgesetzte Stunde ausbleibt, so wird er auf ein bis zwei Monate suspendirt. Diese Suspension ist für ihn ein sehr empfindlicher Verlust, denn er zieht monatlich wenigstens auf 5 bis 600 Franken. Von Strasburg bis Paris bezahlt ihm jeder Passagier ein Trinkgeld, nach dem Tarif nicht ganz 5 Franken; dieß, nur zu 20 Passagiers berechnet, macht in drei Tagen 100 Franken; leicht kann er in einem Monat sechs solcher Fahrten machen, was dann 600 Franken abwirft — eine schöne Summe für einen solchen Menschen, aber man muß auch gestehen, daß der Dienst sehr beschwerlich ist. Ich hatte unterwegs einigemal Verdruß mit dem Conducteur, indem ich ihn an seine Pflicht mahnte und dafür von ihm ziemlich barsche Antworten erhielt. Gleichwohl

gab ich ihm bei der Ankunft statt 5, 10 Franken, was ihn einigermaßen beschämen mochte, wie mir aus seinem äußerst verbindlichen Danke hervorzugehen schien.

Die Gasthöfe, in denen wir abstiegen, kommen den deutschen (wenigstens in Süddeutschland) bei weitem nicht gleich. Der Tischwein ist meist sehr gering, und der bessere, wenn man solchen fordert, theuer. In Bar le duc war der Wein ganz schlecht, und als wir bessern verlangten, erhielten wir zur Antwort, es gebe keinen andern. In Chalons erhielten wir eine gute Flasche Wein, aber sie kostete 45 Sous; zu Dormans, in der Gegend des berühmten Ai, wo der beste Champagner wächst, war selbst der Extrawein ziemlich mittelmäßig. Der Tisch ist nirgends besonders gut, aber desto theurer. Die Habgier steht den Wirthen auf dem Gesichte geschrieben, und ehe noch das Essen vorüber ist, streckt das Kellermädchen den Teller her, um das Trinkgeld in Empfang zu nehmen, mit dem monotonen Rufe: Messieurs, n'oubliez pas la fille!

Die Provinzialstädte, durch welche wir kamen, haben meistens kein übles Ansehen, sind aber sehr unbelebt. Handel und Gewerbsamkeit scheinen in diesem Theile Frankreichs auf keiner hohen Stufe zu stehen; auch der Ackerbau schien mir ziemlich vernachlässigt, besonders in der Champagne pouilleuse, wo allerdings auch der Boden schlecht ist. Das Marne-Thal ist, außer dem Elsaß, die einzige lachende und fruchtbare Gegend, durch die wir kamen. Die Bettelei ist groß; fast bei jedem Umspannen fanden sich Bettler ein, die uns ihr weinerliches: Messieurs, pour l'amour de Dieu! in die Ohren schrieen. Von Saarbrück beglei-

teten ein halbes Dutzend baarfüßiger Bettelbuben laufend den Wagen, machten Purzelbäume, riefen: Vive la liberté! Vive Lafayette! Mort aux Prussiens! u. s. w., und fingen begierig die Sousstücke auf, die wir ihnen von Zeit zu Zeit zuwarfen. Nancy ist eine regelmäßig gebaute Stadt, die ich aber durchaus nicht schön fand. Chalons hat viel Alterthümliches, und man sieht dieser Stadt ihr hohes Alter an.

Als wir in Bar le duc ankamen, schlugen eben die Tambours der fremden Legion den Zapfenstreich; Soldaten gingen in den zu beiden Seiten der Straße gepflanzten Alleen auf und ab, und wir hörten nichts als deutsch reden. Die fremde Legion besteht meistens aus deutschen Deserteurs, die im Durchschnitt eben nicht das beste Lob verdienen. Einige enthusiastische Jünglinge, von patriotischen Hoffnungen verleitet, die, so lange Ludwig Philipp in Frankreich regiert, nur eitel seyn werden, hatten sich in die fremde Legion verirrt, wo sie sicherlich nicht an ihrem Platze stunden. Einige der hannöverschen Proscribirten kamen in ihren bonnets de police zu uns; es waren gebildete junge Männer, denen es wahrscheinlich vor Kurzem in Göttingen noch nicht geahnt hatte, daß sie bald französische Soldatenmützen würden tragen müssen. Arme Verbannte — bildet euch nur zu tüchtigen Kriegern, das Vaterland wird euer bedürfen, wenn die große Stunde schlägt! Wir sahen hier auch den Lieutenant Kapf, der kürzlich aus württembergischen Diensten getreten und in der fremden Legion im nämlichen Grade angestellt worden war. Einen württembergischen Lieutenant, Namens Welcker, glaubten wir in Bar le duc

zu finden; wir erfuhren aber, daß er noch in Straßburg zurück sey.

Meaux weckte alte Reminiscenzen in mir. Hier war ich im März 1814 mit der alliirten Armee über die Marne gegangen; wir hatten in einer Regennacht zwischen Meaux und Paris gelagert und waren am andern Morgen gegen die französische Hauptstadt gezogen. Welch ungeheurer Wechsel ist inzwischen in den Gesinnungen der Menschen und in dem Stand der Dinge eingetreten! Damals zog ich mit einem von Haß erfüllten Grimme gegen die Hauptstadt der Franzosen, nicht ungeneigt, das moderne Babel von Grund aus zu zerstören; jetzt eilte ich ihr mit freudiger Ungeduld zu, um die Stadt zu sehen, die innerhalb drei blutiger Tage das Joch des Despotismus gebrochen und Europa die Vorahnung seiner nahen Freiheit gegeben hat. Damals, wie jetzt, dachten und denken viele Tausende wie ich — und wahrlich diese sind nicht die schlechtesten unter Deutschlands Söhnen! — Welcher Unterschied, wenn heute wieder das monarchische Europa unter den Mauern von Paris erschiene! Wir waren 200,000, von glühendem Patriotismus oder instinktartigem Franzosenhaß erfüllt; uns gegenüber stunden höchstens 30,000 Feinde; die Nationalgarde, etwa 600 Mann ausgenommen, nahm keinen Antheil an dem Kampfe; das ganze französische Volk blieb passiv und ließ den selbstsüchtigen Mann, der auf den Schultern der Nation den Thron erstiegen hatte, fallen; und selbst unter diesen günstigen Umständen wären wir in eine mißliche Lage gerathen, wenn Paris sich noch 24 Stunden gehalten und dadurch Napoleon Zeit gegeben

hätte, mit seiner Armee unter den Mauern der Hauptstadt anzulangen. Wie würde aber jetzt eine alliirte Armee Paris finden? Die Höhen verschanzt und mit Geschütz besetzt, das Pflaster aufgerissen, Barrikaden und mehr als hunderttausend bewaffnete Bürger; französische Heere vor sich, neben sich, hinter sich; das ganze Land im Aufstand, die Communication, die Lebensmittel, der Kriegsbedarf abgeschnitten — hier müßte eine Armee zu Grunde gehen, und wenn sie aus einer halben Million der besten Truppen bestände! Darum getrost, ihr Völker — fürchtet nicht die Bajonette des Despotismus, die Freiheit muß siegen!

Meine Herren! Sie können hier logiren, redete uns der dicke Gastgeber im Hotel der Messagerie an, als wir kaum abgestiegen waren, und deutete mit der Hand auf die hellen Fenster eines schönen Hauses: treffliche Appartements, Table d'hôte, alle Bequemlichkeiten, vorzügliche Bedienung! — Hôtel Mirabeau, rue de la paix! rief ein anderer dazwischen und überreichte uns höflich eine Karte, auf der alle Vorzüge dieses Gasthofs pomphaft beschrieben waren. Hôtel de Lyon et de Cherbourg, rue de la Jussienne, ici tout près, rief ein dritter dazwischen und drang uns seine Karte auf. Wir hatten Mühe, uns der vielen Ausbieter, die uns von allen Seiten umlagerten, zu erwehren, und konnten sie kaum mit der Antwort abfertigen, daß wir bereits in das Hôtel de Hollande adressirt seyen. Ein Paar der stets bereiten Lastträger packten unsere Sachen mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit auf und wir traten durch die engen Straßen der innern Stadt unsere Wanderung an, an der

Höhe sechsstöckiger Häuser hinaufschauend. „Es gibt keinen Platz mehr, meine Herren!“ rief uns die Portière aus dem offenen Fenster ihres Stübchens zu. Wir machten rechtsumkehrt, und ich zog eine der erhaltenen Karten aus der Tasche — es war zufällig die des Hôtel de Lyon et de Cherbourg. Wir traten unsern Marsch in die Straße Jussienne an. Ich hatte die Karte noch in der Hand, als ich in den Salle a manger trat, und fragte: Ist das hier der Gasthof von Lyon und Cherbourg? — Ja, mein Herr, antwortete der Besitzer des Hauses; unser Hotel, fügte er hinzu, ist Ihnen ohne Zweifel in Deutschland recommandirt worden. — Allerdings, erwiederte ich lächelnd, l'Hôtel de Lyon et de Cherbourg est connu par toute l'Allemagne. — O, versetzte der Wirth geschmeichelt, wir beherbergen Fremde von allen Nationen, presque tout le Nord loge ici. Ich mußte lachen, denn der nämliche Mann hatte mir seine Karte erst vor einer halben Stunde im Hofe der Messagerie selbst überreicht.

Es war der Philippstag, an dem wir in Paris eintrafen. Die große Revue der Nationalgarde war wegen des zweifelhaften Wetters abbestellt worden. Nachdem wir unsere Toilette gemacht und ein Frühstück genommen hatten, gingen wir durch das Palais-Royal und die Tuillerien auf die elysäischen Felder, auf denen bereits eine unermeßliche Menschenmenge wogte und bald hier, bald dort vor den unzähligen Buden und Zelten stehen blieb. Die Pariser sind ächte Spießbürger, sie betrachten jeden Sonntag mit neuem Vergnügen, was sie schon hundertmal gesehen haben; Nie-

mand ist leichtgläubiger, als die Bewohner dieser Hauptstadt, und jeder Betrüger oder Spötter kann sie die abgeschmacktesten Dinge und die offenbarsten Widersprüche glauben machen. Es zeigte einmal ein Spötter in einem Blatte an, daß er mittelst elastischer Holzschuhe von den Tuilerien bis zum Quai d'Orsan quer über die Seine gehen werde, ohne sich die Füße naß zu machen. Er werde dieses Kunststück unter der Bedingung ausführen, daß er am andern Ufer 500 Louisd'or Honorar finde. In einem Nu waren die 500 Louisd'or unterzeichnet; der Wundermann setzte den Tag und die Stunde fest, und ganz Paris eilte an die Ufer der Seine, um ein Wunder mit anzusehen, das seit dem Herrn Christus Niemand mehr gethan hat. Natürlich blieb der Wunderthäter aus, und die Pariser Spießbürger zogen mit einer langen Nase nach Haus. Das hindert sie gleichwohl nicht, täglich wieder an alle mögliche Wunder zu glauben. Ein andermal kam folgende Anzeige in den Zeitungen: „Noch nie gesehenes Ungeheuer. Dieses Monstrum ist kürzlich zu Cadix angekommen; es ist gefangen worden in Santa-Fé, in Peru, in der Provinz Chili. Dieses Thier ist eine Amphibie, so man noch niemals gesehen; es lag den Tag über verborgen in dem See Xaqua, und kam nur des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen und zu fressen die Thiere. Ist eilf Schuh lang, hat ein Gesicht wie ein Mensch, sein Maul ist groß von einem Ohrlappen zum andern, hat Zähne zwei Zoll lang, auf der Stirne zwei große Hörner, größer als der größte Stier, Mähne, wie ein Pferd, die hängt bis auf den Boden, große Ohren, größer als ein Esel, zwei

Flügel wie eine Fledermaus auf dem Rücken, zwei Schwänze, der eine wie ein Elephantenrüssel, womit es frißt, und der andere spitzig wie ein Pfeil, womit es seinen Raub aufspießt und tödtet; sein ganzer Leib ist mit Schuppen bedeckt, die sind viermal so dick, als die von der größten Schildkröte; ist gefangen worden in einem Netz; frißt alle Tage einen Ochsen und sechs Schafe." — Diese absichtlich im marktschreierischen Tone abgefaßte Ankündigung fand Glauben in allen Ständen; das Monstrum wurde das Tagsgespräch; die Naturforscher reihten es in das Geschlecht der Harpien ein, und mehrere Gelehrte waren im Begriff, nach Cadir zu reisen, um es selbst zu sehen; die Mode bemächtigte sich seiner und die Damen trugen neue Hüte à la harpie. — In der That, wer nur einen Monat in Paris zugebracht hat, muß sich überzeugen, daß es für die Leichtgläubigkeit der Pariser Spießbürger nichts Unglaubliches gibt, und daß nichts so gering ist, das nicht ihre Neugierde auf sich zöge. Wenn ich sie in ihrem Sonntagsputze sich auf den elysäischen Feldern oder im Garten der Tuilerien umtreiben und drängen sah, so konnte ich kaum an die drei großen Tage der großen Woche glauben und hielt die ganze Revolution für einen Traum.

Wir streichen bis fünf Uhr in der Stadt herum und brachten einen gesunden Appetit zum Mittagessen mit. Die Zahl der Gäste mochte 1½ Dutzend nicht übersteigen, da man in Paris nicht, wie in Deutschland, an die Wirthstafel gleichsam gebunden ist, sondern nach Gefallen da oder dort ißt! Bis zum Nachtisch war das Mahl ziemlich schweigsam; mein Reisegefährte

und ich sprachen mitunter deutsch, und ein Schwarzkopf mit feurigen schwarzen Augen, der uns gegenüber saß, schien uns aufmerksam zu beobachten; man hörte an seinem Accent, daß er kein geborner Franzose war. Endlich redete er uns deutsch an, das er zwar ziemlich geläufig, aber doch wie ein Fremder sprach. Es war ein Grieche, im Fanar zu Constantinopel geboren und erzogen, und in der Moldau begütert. Er besaß ganz die Beobachtungsgabe und die Schlauheit jener griechisch-türkischen Diplomaten, die im Fanar ihre Bildung erhalten. Wir lernten ihn bald näher kennen und er leistete uns viele Dienste, da er schon über sechs Monate hier war und Zutritt zu vielen bedeutenden Männern hatte. Der Name thut nichts zur Sache und kann um der Verhältnisse willen nicht genannt werden; wir nannten ihn in der Folge scherzweise Hospodar, und ich werde ihn mit dem Namen Bojar bezeichnen.

Wir blieben, in Erwartung der Allemanden, lange an der Tafel sitzen. Der Champagner machte uns munter, und Gesang, Scherz und Anekdoten wechselten angenehm mit einander ab. Eine der anwesenden Damen spielte Guitarre und sang die Marseillaise, wozu die andern im Chor mit einfielen. Allons, Capitaine, la Parisienne! sagte nickend die Dame des Hauses zu einem neben ihr sitzenden Herrn in bürgerlicher Kleidung, denn, im Vorbeigehen gesagt, die französischen Offiziere tragen außer Dienst selten Uniform. — Die Marseillaise, wenn Sie wollen, erwiederte, halb scherzend halb ernst, der Hauptmann, aber die Parisienne ist mir zu revolutionär. — Recht, rief lachend ein Drit-

ter, der Militär muß, wie billig, dem Juste-Milie
huldigen. — Que voules Vous, le service.... sagte d
Hauptmann mit Achselzucken. — Die Pariſienne wa
kräftig angeſtimmt, und trotz ſeiner Proteſtation fiel d
Herr Capitän mit gedämpfter Stimme ein. Die R
gierung beſtrebt ſich vergebens, das Militär in d
Schranken des Juste-Milieu zu halten; der öffen
liche Geiſt iſt ſtärker, als alle ihre Gebote und Verbot

Der Bojar befand ſich gerade in Wien, als d
franzöſiſche Revolution ausbrach. Er war von der ant
ruſſiſchen Parthei, welche in der Moldau und Wall
chei ſehr ſtark iſt, dahin geſchickt worden, um das öſte
reichiſche Cabinet auf ſein wohlverſtandenes Interes
in Beziehung auf dieſe beiden Länder und auf die ih
geziemende Stellung Rußland gegenüber aufmerkſam
machen. Zu dieſem Ende hatte er mehrere Unterredu
gen mit Metternich. „Das iſt ein Jammer, erzähl
er uns, ich hielt dieſen Menſchen für einen unterricht
ten Staatsmann und fand in ihm — einen diploma
ſchen Repräſentanten. Er iſt ein Ignorant, der keine
Begriff von höherer Politik hat und blos Hofintrik
und diplomatiſche Ränke zu ſpielen verſteht. Ich muß
mich abmühen, ihm nur einige vage Begriffe von d
Wichtigkeit des in Frage ſtehenden Gegenſtandes be
zubringen; er wieß mich an G... und P.... Dieſe lach
ten, als ich ihnen meine Converſation mit dem öſterreichiſche
Haus-, Hof- und Staatskanzler erzählte, und meinten, d
habe mehr und Wichtigeres zu thun, als ſich um Staat
angelegenheiten zu kümmern und Politik zu ſtudiren
Nichts ſey übrigens leichter, als der oſtenſible Repre
ſentant der öſterreichiſchen Politik zu ſeyn, denn dieſel

befinde sich seit Jahrhunderten en route und weiche weder rechts noch links von der ihr angewiesenen Bahn ab. Sie werde immer im Stillen von einigen fähigen Köpfen geleitet, die bei bescheidenen Titeln sich eines großen Einkommens erfreuen, das ihnen auf indirektem Wege ausgemittelt wird. Ihr Motto sey Treulosigkeit und Feigheit, und ihr Zweck, im Trüben zu fischen, wo es angeht; blos in der Verzweiflung rassen sie sich bisweilen auf und strengen alle materiellen Kräfte der Monarchie an. Fürst Metternich sey ein eben so beschränkter Kopf, als der selige Kaunitz, den man zu seiner Zeit auch für einen großen Staatsmann hielt. Im übrigen bleibe die österreichische Politik nicht einmal immer ihrem niederträchtigen Systeme getreu, denn mit Hülfe von vier bis sechs Millionen, unter die einflußreichsten Personen geschickt vertheilt, sey es dem brittischen Cabinet jedesmal gelungen, Oesterreich zu einer anticontinentalen Coalition beizuziehen, wenn auch die Umstände der Art gewesen seyen, daß die Monarchie dadurch an den Rand des Abgrundes geführt werden mußte, wie im Jahr 1809 der Fall war, wo Oesterreich ganz allein gegen die ganze furchtbare Macht Napoleons den Schild erhob." Diese Schilderung des Bojaren trifft ganz mit derjenigen der Gräfin Caylus, Maitresse Ludwigs XVIII. zusammen, welche sie in ihren mémoires d'une femme de qualité von dem Fürsten Metternich gemacht hat. Sie sagt von ihm: „In dieses Haus (das der Herzogin von Abrantes) kam auch ein Mann, der damals sehr liebenswürdig war und jetzt sehr berühmt ist, jetzt der erste Fex, dalist der Welt, damals der demüthigste Schleppträger

des Napoleon'schen Purpurs. Zu jener (Napoleons) Zeit führte Herr von Metternich die Geschäfte des österreichischen Hofs, indem er den noblen Damen von Paris die Cour machte. Er war in' alle Weiber verliebt, deren Männer um einige Staatsgeheimnisse wissen konnten; er bestürmte ihre Herzen mit politischem Liebäugeln und mit diplomatischen Seufzern. Er bemühte sich jedoch vergebens, mit seiner österreichischen Galanterie Napoleon zu übertölpeln; dieser kannte seinen Mann von innen und aussen. „Warum schicken Sie diesen Metternich nicht heim?" schalt der grämliche Duroc mit seinem Herrn. „Weil man mir einen andern schicken würde, den ich studiren müßte, will ich lieber diesen behalten, der mich nicht zu betrügen vermag."

Es war inzwischen Nacht geworden. Voilà la fête de Louis Philippe dans toute sa splendeur! sagte lachend einer der Gäste, indem er die Fensterflügel öffnete und uns in die dunkle Nacht der Straße hinausblicken ließ, in welcher wir blos ein einziges Haus beleuchtet erblickten — es war die officielle Illumination des Postdirektors Comte, Bruders des bekannten Deputirten und Schriftstellers. — Und Sie thun nichts für das Namensfest des vielgeliebten Königs? fragte spottend ein Gast die Dame des Hauses. — Doch, erwiederte diese scherzend, ich werde zu Ehren des Juste-Milieu ein Dutzend Lampen verbrennen lassen. Sorgen Sie dafür, Herr Henri, wendete sie sich zu ihrem Manne, während ich mit diesen Herren das Feuerwerk in den Tuilerien sehen werde. Allons, Messieurs!

Wir gingen die dunkle Straße entlang, dem Palais-

Royal zu. Der Abend war mild, und viele Bürger ſtunden unter den Thüren ihrer unbeleuchteten Häuſer. Wir hörten manchen Scherz über die officielle Beleuchtung des Poſthauſes. „Nun, ſagte im Vorübergehen unſere Wirthin zu einem Nachbar, Sie ſcheinen noch keine Anſtalten zur Illumination zu treffen.“ — Illuminé qui veut, moi, je ne bouge pas! war die mürriſche Antwort.

Einige Straßen waren ziemlich beleuchtet, wiewohl dürftig, und nur die Hotels der Miniſter und andere öffentliche Gebäude boten einen prachtvollen Anblick dar, vor Allem der ſchöne Pallaſt des Finanzminiſters, den Villele, dem Garten der Tuillerien gegenüber, erbaut hat. Das Gedränge war außerordentlich, und mehr als einmal waren wir in Gefahr, unſere Damen vom Arme weg zu verlieren. Ein plötzlich einfallender Platzregen, aus dem ſich Jedermann ſchnell zu retten ſuchte, vermehrte es noch, und wir hatten Mühe, uns aus dem hin und her wogenden Haufen loszuwickeln. Wir fanden Schutz in dem Laden eines Apothekers und warteten hier auf den Wagen, den uns der gefällige Bejar beſorgte.

Paris, den 7. Mai.

Wir haben geſtern eine Wohnung in der Straße Laffitte, in der Nähe des Boulevard des Italiens bezogen. Ein ſchöner Saloon mit zwei eleganten Schlafzimmern, die daran ſtoßen, koſtet monatlich 150 Franken. Die Preiſe ſind gefallen; in allen Straßen ſieht man Tafeln ausgehängt, mit der Aufſchrift: Appar-

temens à louer. Vor der Revolution würden wir unſere Wohnung nicht unter 200 Franken monatlich erhalten haben. Hier, ſcheint es, beſorgen die Weiber Alles: In der Reſtauration ſieht man ſie am Bureau ſitzen; als wir unſer Hotel verließen, war es die Frau des Hauſes, die uns die Rechnung machte, und den Hausherrn in unſerer neuen Wohnung haben wir noch gar nicht geſehen; ſeine Frau hat uns die Zimmer gezeigt und den Contrakt mit uns abgeſchloſſen. Unſern Wirth im Hotel de Lyon ſah ich den ganzen Tag nicht als bei Tiſche, an den er ſich ſetzte, wie ein anderer Gaſt, ohne ſich im Geringſten um etwas zu bekümmern; die Dame des Hauſes legte vor und die Bedienten warteten auf. „Was thut der Herr Henri den ganzen Tag?“ fragte ich ſeine Frau. — Er geht ſpazieren und macht die Honneurs, war ihre Antwort. — Dieſes Honneurmachen beſtand vermuthlich darin, daß er regelmäßig jeden Morgen den Kopf in unſer Zimmer ſteckte und herein rief: Bon jour, Messieurs Ayes Vous bien dormi! Si Vous manquez de quelque chose, Vous n'ayes qu'à tirer la sonnette. Hierauf verſchwand er, ohne eine Antwort abzuwarten.

Am 2ten haben wir einer großen Muſterung auf der Marsfelde beigewohnt. Dieſer Platz bildet ein regelmäßiges Parallelogramm und erſtreckt ſich von der Militärſchule bis an die Ufer der Seine; auf beiden Seiten ſeiner Länge läuft eine Bruſtwehr hin, auf der viele tauſend Zuſchauer Platz finden können; jenſeits des Grabens ſind auf jeder Seite vier Reihen Bäume gepflanzt, auf denen heute Schauluſtige zu Dutzenden ſaßen. Places à louer! Places à louer! ertönte es von

allen Seiten in unsere Ohren, und wir stiegen auf eines der vielen aufgerichteten Gerüste. Die Truppen waren bereits aufgestellt und mochten 40,000 Mann von allen Waffengattungen seyn; sie nahmen den weiten Raum des Marsfeldes, wie es mir schien, nicht mehr als zur Hälfte ein. Das langsame Durchreiten der Glieder ist für die Zuschauer eben so langweilig und ermüdend, als für die Truppen, und als es selbst für die hohe Person seyn mag, welche die Musterung hält. Als nach mehreren Stunden Ludwig Philipp in unsere Nähe kam, schien er mir bereits ziemlich abgespannt, und die Höflichkeiten, die er von Amtswegen den Generalen und Stabsoffizieren sagen mußte, mochten ihm sauer genug geschehen. Seine Majestät schien sogar eine jeweilige absence d'esprit zu haben, denn Philippus rex vergaß einmal vor einer gesenkten Fahne den Hut abzunehmen; da klopfte ihm ein General aus seinem Gefolge mit einer Kameradschaftlichkeit, die an Philipps Illegitimität mahnte, mit der flachen Hand auf die Schulter, und es war spaßhaft anzusehen, mit welcher Eile die königliche Hand an den Hut fuhr, um die vergessene Schuldigkeit nachzuholen. Wenn das Königthum kein so bequemes und einträgliches Amt wäre, das wenig Kopfbrechens erfordert, so könnte es einem gescheidten Kopf um der vielen Albernheiten willen entleiden, die er, königlichen Berufs halber, mitmachen muß. So viel ich mich erinnere, ist seit Carl V. kein König mehr freiwillig vom Throne gestiegen — welche Resignation des aufgeklärten Geistes der Könige unter das Joch schwerer Pflichten! Es leben die Dummköpfe — sie befinden sich in allen Aemtern gut!

Neben mir stand ein Pariser Spiesbürger, der sich viele Mühe gab, seinem zehnjährigen Knaben die Person des Königs zu zeigen: „Siehst du, der dort mit dem großen Stern, der den Schimmel reitet; er zieht den Hut und spricht mit dem Obrist; jetzt reitet er fort" u. s. w. Der Knabe faßte etwas schlecht und konnte seinen Mann nicht herausfinden, obwohl er sich aus eingeimpfter Königsliebe alle Mühe gab, den König zu sehen. Ein Mann mit einem Satyrgesichte, welcher das Zwiegespräch mit dem bittern Lächeln der Verachtung angehört hatte, drehte plötzlich mit der linken Hand den Kopf des Knaben in die angemessene Richtung, während er, mit der rechten auf Ludwig Philipp deutend, folgende komische Anrede an den Buben hielt: Vois tu, petit cretin du juste-milieu! cet homme là au nez quasi-legitime, au visage mi-bourbon de la branche cadette, qui porte le grand cordon de la sainte alliance, c'est Louis Philippe, roi des barricades et serviteur très-humble de la legitimité européenne — que le diable l'emporte! Ein unbändiges Gelächter der Zuhörer folgte dieser republikanischen Apostrophe, und der verdutzte Spiesbürger wendete sich zur Seite, um seinen Verdruß zu verbergen, den er nicht laut werden zu lassen wagte. Wir lachten herzlich mit. Qu'en dites Vous, Messieurs les étrangers? fragte uns der satyrische Republikaner. Rien du tout, Monsieur, gab ich zur Antwort, nous ne faisons que rire de votre meilleure des républiques. — Vous avez tristement raison, erwiederte er bitter und zwischen den Zähnen murmelnd, fügte er hinzu: cette vieille bête de Lafayette!

Als die Truppen zu defiliren anfingen, begab ich mich an das Thor der Militärschule, um sie in der Nähe zu sehen. Ihre Ausrüstung und Haltung war im Allgemeinen sehr schön; zwei Carabinier-Regimenter und zwei Cuirassier-Regimenter waren besonders trefflich beritten und die Leute von martialischem Aussehen. Nachdem die Artillerie aus dem Thore war, schlug sie im Galopp den Weg in eine Seitenallee ein, um den nachrückenden Truppen schnell Platz zu machen. Da riefen auf einmal einige begeisterte Stimmen: En avant, en avant, au secours des Polonais! und plötzlich hallten tausend Kehlen, aus den Alleen, von den Gerüsten, von den Wipfeln der Bäume herab, diese Worte nach, die wie im Sturme sich über die unermeßliche Menge weiter verbreiteten. Armes Polen — diese 40,000 Mann wären hinreichend gewesen, dich zu retten!

Der König ritt nach der Musterung langsam durch die Invalidenstraße zurück; eine Abtheilung der Nationalgarde zu Pferd diente ihm zur Bedeckung. Sie ist geschmackvoll gekleidet, hat dreifarbige Federbüsche und besteht großentheils aus jungen Männern, welche durch ihre Familienverhältnisse der Geldaristokratie und dem Juste-Milieu angehören. In den unteren Classen, auf welche sie mit einer Art Verachtung herabsehen, sind diese eleganten Herrchen nicht sehr beliebt, und bei einer neuen Umwälzung, wie die des 10. August 1792 war, könnten sie, der Wuth der Menge gegenüber, leicht die traurige Rolle der Nationalgarden des filles Saint-Thomas spielen. Solchen reichen Philistern ist das Leben viel zu lieb, als daß ein anderer, als ein Paradedienst, von ihnen zu erwarten wäre, und wenn Lud-

wig Philipp in der Stunde der Gefahr auf sie zählt so möchte er sich schwer verrechnet haben. Vor de Caffeehäusern in der Invalidenstraße saß eine unzählig Volksmenge, die trank, rauchte und sich eifrig besprach Nur Wenige begrüßten durch Hutabnehmen ihren Bür gerkönig, als er vorüberritt. Viele betrachteten ihn un seine Bedeckung mit den finstern Blicken des Unmuth und getäuschter Erwartung. „Sie sind doch schön, dies Nationalgarden zu Pferd!" hörte ich einen Spiesbürge mit Wohlgefallen ausrufen. — „Schweigt doch vo diesen Janitscharen der richtigen Mitte!" erwiederte ihr mit drohenden Blicken ein Mann aus dem Volke, un sogleich drängten sich mehrere düstere Gesichter herbe Der Philister ging seines Wegs. Immer bemerkte ich daß bei solchen politischen Reibungen auf offener Straß die Anhänger des Juste-Milieu den Kürzeren ziehen wenn sie vielleicht auch gerade in größerer Menge zu gegen sind, weil ihre spiesbürgerliche Furchtsamkeit sie hindert, dem kühnen und zum Aeußersten entschlossene Muthe ihrer kräftigen Gegner entgegenzutreten.

Wir nahmen ein Cabriolet, um, weil es schon nah an fünf Uhr war, zu rechter Zeit zum Mittagessen zu kommen. Als wir einstiegen, war uns ein alter Mann behülflich und legte uns den Teppich unter die Füße er zog hierauf schweigend den Hut und sah uns mit einer flehenden Miene an; als wir ihm ein Zweisou stück zuwarfen, neigte er sich dankbar. Es gibt in die ser großen Hauptstadt tausend verschiedene Arten zu bet teln; es geschieht aber meist mit vielem Anstand un blos durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, nich durch lautes und ungestümes Anfordern. So sieht au

den Boulevards Jahr aus Jahr ein ein alter Soldat, ruhig und starr wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses Monument aus der Napoleon'schen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in grosser Schrift seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite hängt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen, denn seine beiden Arme, die er schlaff herunter hängen läßt, sind verstümmelt. Ich sah ihn wohl ein dutzendmal unter dem regen Wogen der Menge einsam und verlassen dastehen — ein Bild seines großen Feldherrn auf dem Felsen von St. Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müssiggangs vorüber; viele bemerkten ihn nicht, wenige erbarmten sich seiner, aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel — ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks emporgetragen, sich, der legitimen Scheingröße zuwendend, ihres erhabenen Ursprungs vergessen.

Am Eingange des Palais-Royal bemerkten wir ein eiliges Zusammenlaufen von Menschen und hörten ein verwirrtes Geschrei — der König zog eben in seinen Pallast ein. Er ritt durch ein Spalier, das etliche hundert Personen, meist Weiber und Kinder, schnell gebildet hatten. Ein Vive le roi! schallte ihm entgegen. Ludwig Philipp zog mit der rechten Hand den Hut und hielt ihn, mit der Demuth eines vom Volke geschaffenen Bürgerkönigs, gestreckten Arms bis unter sein rechtes Knie nieder, beugte sich mit halbem Leibe vor-

wärts, ließ den Zügel fahren und warf mit der linken Hand nach beiden Seiten — Kußhändchen — aus. Sein wohl zugerittener Schimmel blieb bei diesem königlichen Manöver in gleichem Schritte, und die Kinder und Mägde umher waren tief gerührt über solche Herablassung des Herrschers. Vive la meilleure des républiques! rief ein Spaßvogel dazwischen und verlor sich unter der Menge. Ein unanständiges Gelächter ließ sich hören, und der König ergriff die Zügel wieder, um schnell in die Thore seines Schlosses einzureiten.

Man speist um fünf oder sechs Uhr zu Mittag. Die Unterhaltung bei Tische ist lebhaft und zwanglos. Die Gesellschaft bestand an diesem Tage aus zwei Engländern, deren einer seine Geliebte, eine anglisirte Französin (um mich so auszudrücken), welche mehrere Jahre jenseits des Canals verlebt hatte, mit sich führte, einem Fabrikanten aus Lille, der ein großer Carlist war und den Orden der Ehrenlegion trug, den ihm vor einigen Jahren Carl X. gespendet, als er seine Fabrik besah, einer Dame aus Brie mit ihrer Tochter, einer Dame aus Avignon mit einem zehnjährigen Knaben, einem Maler aus Lyon, einem reichen Mailänder und seinem Sohne, einem Gutsbesitzer von Limoges, einem Infanteriecapitain aus Amiens, zwei Brüdern Carrier, beide dem Juste-Milieu angehörig und im Staatsdienste angestellt, einem Weinhändler aus Rheims, einem deutschen Liberalen, der sich schon mehrere Jahre in Paris aufhielt, dem Bojaren und uns, dann aus den Hausgenossen, worunter auch eine schöne Schwester der Hausfrau war. Die heutige Musterung gab Stoff zu politischen Discussionen, in denen man seine Mei-

nungen und Ansichten mit grösster Freimüthigkeit äußerte. Der Maler, ein enthusiastischer Republikaner, schlug seine Gegner, die freilich das System des Juste-Milieu nicht mit grossem Eifer vertheidigten, siegreich aus dem Felde. Der Carlismus hatte nur einen einzigen Repräsentanten im Liller Fabrikanten — und dieser wurde ausgelacht und lachte selbst mit. Einer der Brüder Carrier hielt Ludwig Philipp und Perrier eine Lobrede. „Sie haben ganz Recht, rief ihm die muthwillige Schwester der Dame des Hauses zu, denn erstlich heißen Sie Casimir Philipp, und zweitens haben Sie einen Gehalt von 10,000 Franken.“ Darüber lachten Alle und der republikanische Maler am ärgsten. Man versteht hier Scherz und wird über solche Anspielungen nicht böse. Nach Tisch gingen wir auf die Boulevards, und der Republikaner führte am rechten Arm den carlistischen Fabrikanten und am linken Herrn Casimir Philipp Carrier.

Wir lernten einen Correspondenten der Augsburger allgemeinen Zeitung kennen — einen Juden, der mit Gott und der Welt correspondirt und viel Geld verdient, aber doch, nach der sparsamen Weise seines Volks, nur in einem schlechten Stübchen im fünften Stock um 30 Franken monatlich wohnt. Dieser Mensch hat durchaus keine bedeutenden Verbindungen, aber besitzt die Gabe, seine Ohren nach allen Seiten zu spitzen und aus dem Gehörten Correspondenzartikel für deutsche Blätter zu schmieden. Das deutsche Publikum ist zum Theil noch einfältig-genug, auf solche sogenannte Privatcorrespondenzen öffentlicher Blätter großen Werth zu legen, und es gibt viele Leute, welche namentlich die

Correſpondenten der allgemeinen Zeitung für höchſt bedeutende und wohl unterrichtete Staatsmänner halten, aus deren Artikeln ſich der Stand der Tagespolitik entziffern laſſe. Die Staatsmänner, die ſich am Ruder befinden, oder Perſonen, die ihres vertrauten Umgangs genießen, geben ſich ſicherlich nicht um einige tauſend Franken zu Berichterſtattern deutſcher Zeitungen her, eben ſo wenig die Mitglieder der Oppoſition, die ſich in der höheren Sphäre befinden und heute oder morgen ſelbſt an das Staatsruder gelangen können. Was bleibt alſo den deutſchen Blättern übrig, als ein paar hungrige Literaten, die den Stoff ihrer Correſpondenzen in den Caffeehäuſern und in dem Vorzimmer aufſchnappen und die Brühe ihrer größtentheils matten Politik darüber gießen, um ſie alſo gewürzt dem hungrigen deutſchen Publikum aufzutiſchen? Wenn irgend Jemand von dem Stande der Tagespolitik und von den Geſinnungen und Planen der Machthaber wohl unterrichtet iſt, ſo ſind es die Directoren der erſten Pariſer Blätter — des Conſtitutionnel, des National, des Courrier, des Journals des Debats u. ſ. w. — die mit den Coryphäen der verſchiedenen Partheien in innigſter Berührung ſtehen und Alles genau erfahren, aber dem Publikum nur das und in ſo weit mittheilen, als es für die Intereſſen und Plane ihrer Parthei paßt. Daher rühren die grellen Widerſprüche in der Darſtellung der Thatſachen und der Folgerungen, die daraus gezogen werden, weil jede Parthei ſich bemüht, ſie in einem ihr günſtigen Lichte darzuſtellen — ſie wiſſen alle die nackte Wahrheit, aber ſie hüten ſich wohl, ſie zu ſagen, wenn ſie nicht in ihren Kram taugt. Der Jude der allgemeinen Zeitung

muß im Sinne des Juste-Milieu correspondiren, denn da die allgemeine Zeitung allgemein seyn muß, so hat Herr von Cotta jedem seiner Correspondenten seine Rolle angewiesen: der ist ultra, der Juste-Milieu, der halbliberal, denn ganz liberal zu seyn ist nicht gestattet, da es gegen den Geist und Ton des Blattes anstoßen würde. Der Jude hat bisweilen einen Anflug von Liberalismus, aber er darf nicht aus der Rolle fallen und muß ihn pflichtmäßig unterdrücken; er macht auch Artikel in das Morgenblatt. Wir lernten auch einen christlichen deutschen Liberalen kennen, der ebenfalls correspondirt und im Englischen, Deutschen und Französischen Unterricht gibt. Die Stunde wird mit drei bis fünf Franken bezahlt. Er hatte eben einen portugiesischen proscribirten Grafen, Exadjutant Don Miguels und Pair des Reichs, unter seinen Schülern, der aber nur drei Franken bezahlte, weil die Gelder, die er von zurückgebliebenen Verwandten zugeschickt erhielt, sehr sparsam flossen. Dieser Portugiese wollte durchaus deutsch lernen, und Gott weiß, wie sauer ihm das werden mag, wie ich wenigstens aus seinem Radebrechen der deutschen Sprache schließen muß, wenn er sich im Hotel de France bei Tafel mit mir unterhielt. Er mischte dann deutsch und französisch unter einander, um sich mir verständlich zu machen. Ein reicher englischer Graf bezahlte dem deutschen Sprachmeister fünf Franken und lernte französisch, um sich mit der Frau eines Banquiers unterhalten zu können, in die er rasend verliebt war. Er machte in seiner Liebeswuth tolle Streiche, ließ sich einen halben Tag in einem Nachen auf der Seine an dem Hause seiner Geliebten auf und

ab schiſſen, um von ihren schönen Augen (ich habe ihn nicht gefragt, ob ſie blau oder ſchwarz ſind) bemerkt zu werden; wollte ſich bald als Bedienter, als Affenführer, als Papagaihändler u. ſ. w. verkleiden, um in das Haus zu gelangen. Ich gab ihm den Rath, ſeine Wechſel von dem Hauſe zu beziehen, und dem Banquier ſoviel zu löſen zu geben, daß er ihn Ehren halber zur Tafel laden müſſe, wobei er als ausgezeichneter Fremder vielleicht ſogar an die Seite ſeiner Geliebten zu ſitzen kommen könne. Er bezahlte mir dieſen Rath mit einer feurigen Umarmung, und ich glaube, er hätte mir in dieſem Augenblicke des Entzückens ſein ſchönſtes Reitpferd geſchenkt, wenn es mir eingefallen wäre, ihn darum zu bitten. Ich möchte wiſſen, ob mir der Banquier für dieſen Rath gut oder böſe geweſen wäre: hier gute Geſchäfte, dort die Gefahr der Verführung ſeiner Gattin — ich denke, er hätte auf dieſe Gefahr hin Geſchäfte gemacht, oder ich müßte den Geiſt des Handelsſtandes nicht kennen.

Wir beſuchten vor einigen Tagen den Jardin de Plantes, wo die Menagerie und das Naturalienkabinet ſind. Unſer Weg führte uns über die ſchöne Brücke von Auſterlitz, die, wenn ich nicht irre, Blücher im Jahr 1815 in die Luft ſprengen laſſen wollte. Der alte Wachtmeiſter, wie ihn Napoleon nannte, konnte von dieſer eben ſo zweckloſen als barbariſchen Maßregel blos durch die Drohung Ludwigs XVIII. abgehalten werden, daß er ſich, im Falle Blücher auf ſeinem Entſchluſſe beharre, auf die Brücke tragen und mit ihr in die Luft ſprengen laſſen wolle. Die monarchiſchen Lobhudler ſchrien Wunder und vergoßen Thränen der Rührung über ſolchen königlichen Heldenmuth, deſſen nur ein legitimer Monarch fähig ſey; ich zweifle aber

mit Recht, daß der alte lahme Ludwig seinen Worten Kraft gegeben haben würde, wenn der preußische Wachtmeister auf seinem Entschlusse beharrt hätte. Das sind in der Regel so königliche Comödien, über welche die Hofleute, die den Jammer in der Nähe mit ansehen und die gewöhnliche Nullität der Schauspieler kennen, im Stillen lachen, und an die nur der Plebs glaubt. Auf die Gefahr hin, daß das königliche Wort gelöst werde, würde ich, wäre ich der alte Blücher gewesen, die Lunte angelegt haben, und wenn auch ein, zwei oder drei Dutzend Könige versprochen gehabt hätten, sich in die Luft sprengen zu lassen. Wenn sie aber wirklich auf der Brücke erschienen wären? Ja so, da hätte der legitime Feldmarschall die Brücke gewiß nicht gesprengt — ich bin aber nicht der alte Blücher.

Der Jardin de Plantes ist von bedeutendem Umfang und sehr planmäßig zum praktischen Studium eingerichtet. In dem botanischen Garten, der mit einem Gitter umgeben ist, sind 7 bis 8000 Pflanzen, nach Classen und Familien, nach Geschlechtern und Gattungen geordnet; er ist täglich von 4 Uhr Abends bis zur Nacht für die Studirenden geöffnet. In den Gräben sind Bären, wilde Schweine und andere Thiere. Vor einigen Jahren fiel hier eine sonderbare Art des Selbstmords vor: ein alter Mann rutschte plötzlich, zum Schrecken der Zuschauer, in den Graben hinab und blieb ausgestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesichte, liegen. Sogleich schritt ein grimmiger Bär auf ihn zu und faßte ihn im Genicke. Man beeilte sich, ihm Hülfe zu leisten; es war aber zu spät. Die wohlfeilste Art des Selbstmords ist dieß; man kann dabei selbst den Strick

ersparen. Wäre ich des Lebens überdrüssig, so ginge ich nach Lissabon oder sonst wo hin, um Don Miguel oder irgend einen andern Tyrannen zu ermorden; dann würde ich sicherlich wenigstens gerädert oder geviertheilt. Die Portugiesen müssen alle sehr gerne leben, denn wer sein Leben einsetzen will, kann dem Tyrannen nahe kommen, und wenn ihn tausend Schwerdter bewachten.

Ich war besonders begierig, die Giraffe zu sehen — ein seltsam gebautes Riesenthier und so hochbeinig, daß Rüssel und Kübe, die in seiner Umzäunung mit ihm eingeschlossen sind, unter seinem Bauche bequem durchgehen können. Zwei Elephanten sind da, wenn ich nicht irre, die nämlichen, die ich schon im Jahr 1814 gesehen hatte. Damals neckten den einen preußische Offiziere durch vorgehaltene Sachen, die sie ihm dann vor dem Rüssel wieder wegzogen; ruhig und bedächtlich füllte das kluge Thier seinen Rüssel mit trübem Wasser aus dem Bassin, das in seiner Umzäunung ist, und entleerte ihn so geschickt, daß es nur seine Beleidiger traf, die mit einem tüchtigen Platzregen übergossen wurden. Albern genug hielten sie sich deßhalb an den Wärter des Elephanten und überhäuften ihn mit Schimpfworten. Dieser erwiederte mit gelassener Ironie: „Meine Herren! Sie sehen hier ihren Gegner (auf den Elephanten deutend) vor sich. Entrez, s'il vous plait, pour prendre votre revange.“ Sie wurden ausgelacht und gingen, um die Kleider zu wechseln.

Löwen, Tiger, Leoparden und andere reißende Thiere sind in Käfigen mit eisernem Gitter. Die Thiere wissen genau die Fütterungszeit; wenn sie herannaht, werden sie unruhig, gehen hin und her, springen an den Wän-

den in die Höhe u. s. w. Eines Abends fehlte es durch irgend ein Versehen an Fleisch, so daß nur ein Theil der Thiere gefüttert werden konnte; nun erhoben die andern ein so furchtbares Gebrülle, daß man es wohl über eine Stunde weit hören konnte; man glaubte sich in die afrikanischen Wälder versetzt und alle Bestien der Wüste losgelassen. — Vor einigen Jahren besuchte ein Neugieriger in früher Morgenstunde die Menagerie und traf, zu seinem nicht geringen Schrecken, auf einen frei herumspazierenden Löwen, der durch irgend einen Zufall oder eine Nachlässigkeit seinem Käfig entkommen war und jetzt mit langsamer Majestät auf den Schreckensbleichen zuschritt. In gleicher Zeit rief ihm eine Stimme — die des Wächters — zu, aufrecht und unbeweglich stehen zu bleiben; mit innerlichem Zittern wurde der Rath befolgt, und der Wärter lockte nun das reißende Thier in den Käfig, ohne daß es den Fremden beschädigte. Hätte er sich auf die Flucht begeben, so wäre er wahrscheinlich verloren gewesen.

Wir durchgingen flüchtig die Säle des Naturalienkabinets, das gerade dem großen Publikum geöffnet war. Ein Wachtmeister der Lanzenträger (ein Elsäßer), der sich zufällig zu uns fand, machte gefällig unsern Führer und leitete unsere Aufmerksamkeit bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand. Wir luden ihn ein, in einer der Restaurationen auf den Boulevards mit uns zu Mittag zu speisen. Als wir über den Bastilleplatz gingen, erzählte er uns, daß hier in den drei Tagen sein Regiment aufgestellt gewesen sey. Am ersten Tage wurde es zu einigen Chargen auf das Volk gebraucht. Nachts kehrte es in seine Kaserne zurück; als

die Lanzenträger am andern Morgen wieder auf demselben Platze aufmarschiren wollten, fanden sie ihn ganz mit ungeheuern Balken Floßholz belegt, das die Bürger in der Nacht vom Ufer der Seine auf den Bastilleplatz getragen hatten, um ihn der Reiterei zu sperren. Mit vieler Mühe wurde nun der Platz geräumt und aufmarschirt. Es ließ sich lange kein Feind blicken und das Regiment blieb ruhig halten; endlich zeigten sich in einiger Entfernung kleine zerstreute Häuflein bewaffneter Bürger, die ein Plänklerfeuer eröffneten; so wie eine Schwadron gegen sie anritt, zogen sie sich in die Barrikaden zurück, welche sie in der Nacht errichtet hatten, und hielten hier durch ihr Feuer den Feind von sich ab. Eine Infanteriecolonne, welche die Boulevards herabkam, nahm endlich mehrere der äußeren Barrikaden und räumte sie weg, so daß die Reiterei nachfolgen konnte. Die Bürger zogen sich von Straße zu Straße, von Verrammlung zu Verrammlung unter beständigem Feuern zurück; wenn die Colonne unter Trommelschlag im Sturmschritt gegen eine Barrikade anrückte, gaben sie ihr letztes Feuer und eilten in vollem Laufe der nächsten Verrammlung zu. In den Häusern war es still und wie ausgestorben; Thüren und Fenster geschlossen. So zog die Colonne von Straße zu Straße, immer tiefer hinein in die dunkeln Gassen, voraus das Fußvolk, hinten die Reiter. Plötzlich brach aus einer hochgethürmten Barrikade ein mörderisches Feuer los, die Fenster öffneten sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, und ein Platzregen von Steinen, Ziegeln, schwerem Hausgeräthe, prasselte auf die Truppen hinab; aus allen Seitengassen wimmelten Bewaffnete herbei, an jeder Straßen-

Ecke zeigten sich die dunkeln Mündungen der Gewehre. Wohin nun? Vorwärts und im Sturme die Verrammlung nehmen. Es geschah, aber im Nu war sie mit dichten Schaaren entschlossener Vertheidiger bedeckt, während die unglücklichen Soldaten von vornen, von hinten, auf beiden Seiten mit einem Hagel von Kugeln beschossen, und von oben herab mit einem unaufhörlichen Steinregen übergossen wurden. Lange ist eine solche Lage nicht auszuhalten; die Colonne kehrte den Rücken, jauchzend die Bürger ihr nach, und auf ihrem Rückzuge die stillen, todten Häuser belebt, tausend geschäftige Hände bemüht, sie mit allen möglichen Waffen zu zernichten, die Dächer lebendig und ihre Ziegel auf sie herabhagelnd. Der gemessene Rückzug wird zum raschen Marsche, die Glieder zerrissen, allgemeine ordnungslose Flucht — und nun der Eingang der Straßen durch in ihrem Rücken schnell wieder errichtete Verrammlungen geschlossen, die Gassen selbst, um sie der Reiterei verderblich zu machen, mit Tausenden zerbrochener Bouteillen und Gläser bedeckt! Das ist das Bild des Bürgerkriegs im engen Raume einer Stadt — der Sieg muß dem Volke bleiben, oder es müßte aus lauter feigen Memmen bestehen.

Zur Hälfte geschmolzen, erzählte uns unser Begleiter weiter, kam die Colonne auf dem Bastilleplatz wieder an — die Truppen niedergeschlagen, mißmuthig, demoralisirt, nur durch die Gewohnheit der Disciplin noch zusammengehalten. Weiber und Mädchen mischten sich in ihre Reihen, schalten sie Despotenknechte, spornten sie zum Patriotismus, weckten ihre Erbitterung gegen die Führer. Reiche Reden fielen, die Bande des

blinden Gehorsams waren bereits gebrochen, und die Anführer wagten nicht ihr Ansehen zu gebrauchen, um die unvermeidliche Katastrophe nicht zu beschleunigen. In diesem Zustande kehrte das Regiment Abends in die Kaserne zurück. Am dritten Morgen marschirte es auf dem nämlichen Platze wieder auf. Tiefes Schweigen, finstere Blicke, mürrische Gesichter in allen Gliedern. Da kommt der Oberst mit seinem Adjutanten angeritten. Kein Laut läßt sich in den Reihen vernehmen; ein Carabiner erhebt sich in der Richtung, in der der Obrist ankommt, und der Schuß fällt. Schnell wie ein Gedanke folgen ein Dutzend Schüsse nach; der Befehlshaber wendet sein Pferd zur Flucht, die Stabsoffiziere, ein Theil der andern Offiziere folgen ihm nach, begleitet von dem Feuer des halben Regiments. Nun übernimmt ein Lieutenant das Kommando; bald stecken alle Tschakow's auf den Lanzen und Säbelspitzen, und donnernd erschallt der Ruf: Es lebe die Nation! Jubelnd stürzen die Bürger herbei, die Reihen der Krieger sind zerrissen, und heute liegen sie in den Armen der nämlichen Männer, die sie gestern noch feindlich bekämpft hatten. Die weiße Kokarde wird unter dem Rufe: Nieder mit den Bourbons! Tod dem meineidigen König! herabgerissen und mit Füßen getreten. So muß jeder Kampf des Despotismus mit dem Volke enden! „Das waren gute Tage," schloß unser Soldat in seinem Elsäßer Dialekt seine Erzählung; „ein Bürger riß mich dem andern weg, um mich zu einem Restaurateur zu ziehen, der beste Wein floß in Strömen. Meinetwegen könnt's wieder so kommen, und s'kommt freilich. Frankreich kann keinen Bourbon behalten.

Nun, die Republik iſt auch gut. Wenn die Nationalgarde den König fallen läßt, wir Militärs heben ihn nicht. Der Soldat thut halt hier zu Land, was das Volk haben will. Nur muß man erſt ſehen, wie die Nation geſinnt iſt. Wenn ſie keinen König will, wir brauchen auch keinen.“ Mein Freund muß ein Republikaner ſeyn, denn dieſe Geſinnungen des wackern Wachtmeiſters ſchienen ihm eine dritte Flaſche Champagner zu verdienen, die er ſogleich kommen ließ.

An einem ſchönen Morgen beſtiegen wir den Montmartre. Man überſieht von dieſem ziemlich großen Dorfe, das auf einem Berge liegt, der an die Vorſtadt gleichen Namens ſtößt, faſt ganz Paris. Hier ſind viele angenehme Landhäuſer und Gärten, und dieſer Berg verſieht die Hauptſtadt mit dem größten Theile ihres Bedarfs an Gyps. Hier hatte Heinrich IV. ſein Hauptquartier in einem Nonnenkloſter, als er Paris belagerte. Das Gelübde der Keuſchheit der guten Nonnen mag durch die Anweſenheit des galanten Königs doppelt ſchwer geworden ſeyn. Er war damals, wenn ich recht weiß, noch ein Ketzer; wenn aber auch bereits rechtgläubig, ſo war er doch ein König — und das ſind in allen Dingen privilegirte Leute, und die Geſetze beſtehen wie recht und billig, blos für die Unterthanen. — Der Montmartre beherrſcht die nächſtgelegenen Punkte von Paris. Als im März 1814 der Kanonendonner hier ertönte, ſetzte der verſchmitzte Talleyrand ſeine diplomatiſche Höllenmaſchine in Bewegung, um den Fall Napoleons herbeizuführen, der, als er mit ſeiner tapfern Armee in's Feld rückte, blos Verräther und feige Miethlinge in der Hauptſtadt zurückgelaſſen hatte.

Dieſer Talleyrand dankt einen groſsen Theil ſeines Rufes dem politiſchen Scharfſinn und der Geduld, womit er den ſchicklichen Zeitpunkt abzuwarten weiſs, in welchem ſeine Intriken ſich augenblicklichen Erfolg verſprechen können — allerdings eine groſse politiſche Gabe. Im Uebrigen iſt er, was den moraliſchen Charakter betrifft, der ſchlechteſte und niederträchtigſte Menſch, den die Erde tragen mag. Stets hat er nur ſeinem eigenen Vortheile gefröhnt, und ſo wurde er auf einem höheren Standpunkte in der Politik, was der deutſche Göthe in einer geringeren Sphäre in der Literatur ward. Beide drehten ſich nur um ihre eigene Achſe, und erreichten für ſich, was Jedem unter den gegebenen Verhältniſſen möglich war. Im Jahr 1789 war Talleyrand Biſchof von Autun. Dieſe Stadt wählte ihn zum Deputirten bei den Generalſtaaten. Nachdem die Revolution durch Mirabeau's Entſchloſſenheit und Charakterſtärke einen Aufſchwung erhalten hatte, deſſen ganzes Gewicht dem ſcharfſinnigen Talleyrand nicht entgehen konnte, ſchloſs er ſich an die Bewegung jener Zeit an, machte den Antrag, die Güter der Geiſtlichkeit einzuziehen, hielt mit einem dreifarbigen Gürtel um den Leib feierlichen Gottesdienſt an dem Altar des Vaterlandes auf dem Marsfelde, weihte die dreifarbigen Fahnen der Departements ein, leiſtete den conſtitutionellen Eid des Clerus, ſegnete die erſten conſtitutionellen Biſchöfe ein, lieſs ſich von dem Papſt in den Bann thun, gab ſein Bisthum auf, wurde zum Mitglied des Directoriums des Pariſer Departements gewählt und zu Mirabeau's Teſtamentsvollzieher ernannt. So ſchwamm er im vollen Strome der Revolution. Als

er die Kraftperiode der Revolution mit allen ihren traurigen Ausschweifungen herannahen sah, erhebte sein feiges und selbstsüchtiges Herz in seinem Busen; schmiegsam gegen alle Parteien, wußte er, um mit Sicherheit aus Frankreich zu entkommen, sich einen geheimen Auftrag der Machthaber in England zu verschaffen, benützte ihn, um zu emigriren, und schiffte nach Amerika über. Unter dem Directorium wurde er von der Emigrantenliste gestrichen, kehrte zurück, kroch vor den Machthabern der Zeit und ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Am 18. Brumaire ging er in das consularische Lager über, und wurde unter Bonaparte's Consulat die Seele der neuen Regierung. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, wurde Talleyrand Oberstkammerherr, Fürst von Benevent, Vice-Großwähler und Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion. Bald trug er fast alle Orden der europäischen Souveräne. Von Napoleon, der seinen falschen und unzuverlässigen Charakter durchschaute, zurückgesetzt, wurde er sein heimlicher Feind und zettelte, sobald die Umstände günstig wurden, Intriken und Verschwörungen auf so vorsichtige Weise an, daß sie wenigstens seinen Kopf immer sichern mußten. Nachdem die verbündete Armee in Paris eingerückt war, ließ er die Maske fallen und setzte in dem feilen und undankbaren Senat Napoleons Absetzung durch. Jetzt wurde Talleyrand auch unter den Bourbons Minister der auswärtigen Angelegenheiten und blieb in der ganzen Periode der Restauration Oberstkammerherr des Königs. Dieser Mann scheint bestimmt, unter allen Regierungen zu dienen und alle zu betrügen. Was wird wohl das Ende

und letzte Ergebniß seiner Rolle bei der Londner Conferenz seyn? Was ist das für eine Politik, die sich solcher Menschen bedienen will oder muß?

Als der erste Kanonendonner vor den Thoren der Hauptstadt ertönte, setzte Talleyrand den schwachen und feigen König Joseph durch unverschämte, unter dem Siegel des Vertrauens mitgetheilte Lügen und treulose Rathschläge in Angst und Schrecken: er machte diesen Schwachkopf glauben, daß die verbündeten Monarchen die Absicht hätten, ihn dem König Ferdinand von Spanien zur Strafe seiner Usurpation auszuliefern. Der Dummkopf ging in die Falle und reiste schleunig von Paris ab; sein Bruder Jerome, obwohl schwerer in Schrecken zu setzen, folgte ihm nach. Jetzt begab sich der ganze kaiserliche Hof auf die Flucht, die Regierung löste sich auf und Reinecke Talleyrand war Meister des Feldes. Napoleons Thron, auf Gewalt ruhend, sank durch die Umtriebe einiger Ränkemacher zusammen, weil ihn das Volk fallen ließ. Der Krieg wurde blos zwischen den Verbündeten und der napoleonischen Armee geführt, das Volk verhielt sich leidend; hätte die Nation daran Theil genommen, so wäre selbst die Einnahme von Paris blos eine Episode in dem großen Drama, nicht die Entwicklung und das Ende des Stücks gewesen.

Elendes Possenspiel — wo nicht die öffentliche Freiheit über das Loos der Völker entscheidet! Wenn ihr wissen wollt, wie man zu einem neuen König gelangt, so lest folgende Scene: „Der verschmitzte Talleyrand führt Ludwigs XVIII. Maitresse, damals ein reizendes Weib, bei dem eiteln und schwachen Alexander von

Rußland ein. „Nur keck und besonnen," ruft er ihr zu, ehe er sie in den Salon schiebt; „der Kaiser ist galant, und was er der Diplomatik abschlägt, wird er vielleicht den Damen bewilligen." Kaum erblickt die Dame den großen Alexander von Rußland, so fällt sie ihm theatralisch zu Füßen. Er hebt sie mit ungemeiner Grazie auf und sagt verbindlich: „Ach! Was machen Sie da? Edle Dame soll nicht vor einem Ritter knieen." — Sire! ruft die Maitresse des alten Ludwig aus, ich bitte Eure Majestät um das Glück, das sie allein uns gewähren können, und doppelt lieb wird uns Ludwig XVIII. seyn, wenn er uns durch Alexander I. zurückgegeben wird. So ist es denn wahr, fragte der Monarch, daß die Franzosen die Familie Bourbon lieben? — Ja, Sire, erwiederte getrost Ludwigs Geliebte, sie ist unsere einzige Hoffnung, nur für die Bourbons schlagen unsere Herzen. — Das ist ja charmant, sprach Alexander gerührt, und sind denn alle französischen Damen von dem nämlichen Enthusiasmus beseelt? — O, freilich, Sire! — Wenn dem so ist, so ist es Frankreich, das Ludwig XVIII. zurückruft, und nicht wir bringen ihn. Mögen die ersten Staatskörper ihre Gesinnungen aussprechen, dann ist die Sache richtig. — Der feile Senat, von Talleyrand gegängelt, sprach — und Frankreich hatte seinen Ludwig. Jetzt hat es einen Ludwig Philipp — mag ihn behalten; wir haben ja in Deutschland Souveräne von allen Namen, alte und junge, große und kleine — sie sollen leben, vivat hoch!

Von den politischen Seiltänzern mache ich einen schicklichen Uebergang zu dem Kunstreiter Franconi.

Dieser Mann leistet in seinem Fache das Unglaubliche, und wäre er ein eben so gewandter Politiker geworden, so würde er ohne Zweifel in einem Satze über ein halbes Dutzend Throne mit der nämlichen Leichtigkeit weggesprungen seyn, wie jetzt über sechs noble Rosse. Im Uebrigen geht in Frankreich selbst das Kunstreiten nicht ohne politische Anspielungen ab. Wir sehen im Circus einen plumpen, dicken Oesterreicher zu Pferde erscheinen, in seiner geschmacklosen Uniform und mit der ledernen Franciscus-Kappe. Er machte während des Galopirens das ganze Exercitium durch — Alles mit möglichst linkischem Wesen; als er feuerte, fiel ihm vor Angst das Gewehr aus der Hand, und fast wäre er vom Pferde gefallen. Unbändiger Jubel und Klatschen der Zuschauer. Plötzlich richtet sich der Kunstreiter wieder hoch in die Höhe, die österreichischen Uniformstücke fallen ihm wie Lappen vom Leibe, und ein Grenadier der alten Garde steht da — aufrecht, in stolzer Haltung, mit wehendem Busche und kriegerisches Vertrauen in den männlich schönen Zügen. Rasch und gewandt beginnt er ein Exercitium nach dem andern, immer schneller wird der Galopp des edlen Rosses, tiefe Stille herrscht, und die theinehmenden Blicke des Publikums folgen dem kühnen Soldaten. Als er zu feuern beginnt, ist das Pferd im vollsten Rennen, und Schuß auf Schuß, Ladung auf Ladung, folgt dennoch so schnell auf einander, wie auf dem festen Sande des Exercierplatzes. Ein kühner Sprung bringt den Reiter zur Erde, während das im Schusse befindliche Pferd noch einmal die Bahn durchläuft, er verbeugt sich mit leichtem Anstand nach

allen Seiten, und der donnernde, unermeßliche Beifall der Zuschauer begleitet ihn.

Merkwürdig ist die treffliche Dressur der Thiere, die im Circus auftreten — nicht bloß der Pferde, sondern selbst der wildesten Bestien. Ein Stück spielt in Indien, reichgekleidete Nabobs zu Pferd mit ihrem zahlreichen Gefolge ziehen über die Bühne; die Frauengemächer zeigen alle Schönheiten und die ganze Pracht des Orients. Der Vorhang fällt, und als er wieder aufgeht, hat sich die Scene geändert: wilder Wald, an dem Eingang einer Höhle liegt ein Löwe und eine Löwin ausgestreckt. Nur von Zeit zu Zeit erhebt der Löwe das Haupt, schüttelt die Mähne und läßt das feurige Auge über das lautlose Publikum weglaufen. Ein dumpfes Getöse wird in der Ferne vernommen, die beiden Thiere erheben ihre Köpfe in horchender Stellung; der Lärm wird stärker, man hört ein Rufen vieler Stimmen, nahende Fußtritte — da erhebt sich der Löwe, dehnt und streckt seine Glieder, und auch die Löwin steht auf. Näher und näher kommt der Lärm: — plötzlich stürzt ein Mann, mit der Eile eines Verfolgten, auf die Bühne und mitten zwischen die beiden wüthenden Thiere hinein. Bald erscheinen seine Verfolger mit Spießen und Schwertern in der Hand, ihn zu greifen — da wiedertönt der Circus von dem furchtbaren Brüllen der Thiere, die Bewaffneten stoßen nach ihnen mit ihren Spießen; sie richten sich in die Höhe zur Vertheidigung und ihr Brüllen wird wahrhaft schrecklich. Endlich lassen die Verfolger ab und entfernen sich. Der Gerettete liebkost seine Retter; sie legen sich ruhig, wie wohldressirte Hunde, zu seinen Füßen nieder; er setzt

sich zwischen sie, spielt mit der Mähne des Löwen, und schläft endlich, wie ein durch große Anstrengung Ermatteter, auf dem Vordertheile des Löwen ruhend, ein. Die Scene wechselt wieder; sie stellt einen Hochwald vor, Zuschauer stehen links und rechts, aus der Ferne tönt der Lärm einer Jagd. Näher und näher kommt das Geräusch, die Aufmerksamkeit der Zuschauer steigert sich. Jetzt fliehen Hirsche, Lama's, Strauße über die Bühne, hinter ihnen Jäger zu Pferd. Plötzlich erhebt sich das Geschrei: „der Tiger! der Tiger!" Die Zuschauer fliehen schauervoll. Ein, wie es scheint, noch junger Tiger bricht, von Jägern zu Pferd verfolgt, aus dem Walde, faßt mit einem Sprung einen fliehenden Knaben und reißt ihn zu Boden; aber sogleich läßt er ihn wieder los und setzt seine Flucht fort. — Die Kunst der Zähmung und Abrichtung der Thiere ist hier aufs Höchste getrieben. Zum Schlusse hielt Herr Martin, dem die beiden Löwen gehören, unter Musik einen feierlichen Triumphzug mit der Löwin über das Theater. Es ist inzwischen Mitternacht geworden, denn die Pariser wollen für ihr Geld viel sehen.

Paris den 17. Mai.

Gestern haben wir dem Leichenbegängnisse des ehrwürdigen Labbey-de-Pompieres, des Nestors der liberalen Deputirten, angewohnt. Im Trauerhause fanden sich die Coryphäen der verschiedenen politischen Nuancen zusammen. Odillon-Barrot ist der Tochtermann des Verstorbenen. Die Politik ruht in diesem

Lande nimmer, selbst am Sarge nicht. Herr Marrast, der bekannte Redacteur der republikanischen Tribüne, gerieth im Trauerhause mit Herrn Casimir Perier in eine lebhafte politische Controverse, griff schonungslos das System des 13. März an und sagte dem Minister-Präsidenten so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß dieser vor zurückgehaltener Wuth flammroth wurde. Man sah auf vielen Gesichtern umher die Verlegenheit über das rücksichtslose Benehmen des feurigen jungen Mannes, das freilich hier nicht am schicklichen Orte war. Gleichwohl hatten Viele ihre innerliche Freude daran. Herr F. D., einer der Proscribirten der Restauration, der sich während seiner Verbannung einige Zeit in Deutschland aufgehalten hatte, sagte zu mir voll Vergnügen: **Il a parlé comme un vieux Romain.**

Man sieht hier nicht das Ceremonieuse und Steife deutscher Leichenbegängnisse. Das Gefolge ist bunt wie das Leben, nicht kohlschwarz wie der Tod. — Jeder, der will, schließt sich in seiner gewöhnlichen Kleidung an, wie ihn der Zug gerade auf der Straße trifft. Eine Abtheilung Nationalgarde mit gedämpften Trommeln zog voraus, dann folgte der Sarg, sofort die nächsten Verwandten und Freunde des Verstorbenen, und an diese schloß sich, nicht Paarweise, sondern untermischt in der ganzen Breite der Straße an, was Lust hatte. An eine Rangordnung, an ein Absondern ist hier nicht zu denken; ich sah Royer d'Argenson mitten unter Ouvriers in ihren Blousen gehen. Die ganze Länge der Boulevards, über die der Zug auf den Kirchhof des Pater Lachaise ging, war links und

rechts von Menschen besetzt, die in tiefer ehrerbietiger Stille die Leiche des Gerechten vorbeiziehen sahen, das Haupt entblößten und theilweise sich an den Zug anschloßen. Am Grabe sprachen drei Redner, unter denen Lafayette war. An politischen Anspielungen fehlte es nicht; so oft sie das System der Regierung angriffen, ertönte ein lautes Bravo! der Zuschauer, die in dichten Haufen das Grab umdrängten und zum Theil auf Bäumen und Monumenten saßen. Stürmisch war das wiederholte; Vive Lafayette! als dieser Redner geendet hatte. Eine große Menschenmenge begleitete ihn bis zu seinem Wagen und unter tausendstimmigem Zujauchzen stieg er ein. Von Casimir Perier und seinen Freunden nahm kein Mensch Notiz.

Labbey Pompieres war einer der edelsten und einfachsten Männer, welche die an ausgezeichneten Menschen so reiche Epoche der französischen Revolution aufzuweisen hat. In Gesinnung und Sitten Republikaner, verachtete er alles eitle Gepränge, den nichtigen Hochmuth der Aristokratie und den faden Pomp der Höfe. Dafür haßte ihn auch das feile Hofgesindel von ganzem Herzen — und dieser Haß geht, wie man weiß, immer und überall auf die schwachen Herrscher über, die zu gebieten glauben und doch nur allzuoft von den verächtlichsten Creaturen gegängelt werden. Da der Alterspräsident der Deputirtenkammer dem König die Adresse auf die Thronrede zu überreichen hatte, und da man vermeiden wollte, dieses unbeliebte Gesicht bei Hofe, zumal in einer so bedeutenden Function, sehen zu müssen, so sorgte man immer dafür, daß ein noch ält-

terer Deputirter in die Kammer gewählt wurde, als Labbey Pompieres war. Es fällt mir nimmer bei, wie dieser Ehrenmann hieß — einen Namen hatte er. Kurz, er starb zu ungelegener Zeit, und es fügte sich, daß Labbey Pompieres Alterspräsident der Deputirtenkammer wurde. Das machte bei Hofe böses Blut, aber natürlich wurde doch gemessener Befehl gegeben, den Präsidenten der Volkskammer mit gebührender Ehrerbietung zu empfangen. Ein alter Mann im einfachen schwarzen Rock kommt zu Fuß in die Tuilerien, tritt in die Vorhalle, zieht an der Treppe seine Filzschuhe aus und will hinaufsteigen. „Wer sind Sie, mein Herr?" fährt ihn der Schweizer barsch an. — „Der Präsident der Deputirtenkammer," erwiederte ruhig eine tiefe Stimme. Der erschrockene Sklave beugt sich schweigend. Noch mehrere: „Wer sind Sie?" werden dem bescheidenen Wanderer auf seinem Gange in das Allerheiligste des Königshauses zugerufen. Die Antwort: „der Präsident der Deputirtenkammer," wirkte jedesmal wie ein Donner auf die feilen Sklavenseelen. — Das Volk in seiner Riesenkraft schien vor seinem Präsidenten herzugehen und mit gewaltiger Faust die verschlossenen Gemächer der Wohnung des Despoten aufzustoßen. Wer will wider Gott und das Volk streiten — ein paar Jahre später lag ein Leichnam auf Carls X. Throne!

Der Kirchhof des Père-Lachaise gleicht einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten. Das war er auch ursprünglich, als ihn der allmächtige Beichtvater Ludwigs XIV. noch bewohnte. Welcher Wechsel der ir-

diſchen Dinge — hier, wo der verſchmitzte Jeſuit einen der größten Staaten Europa's unter der Firma eines abergläubiſchen und ſchwachköpfigen Königs regierte und die Huldigungen der Großen des Reichs empfing, wo er mit dem liederlichen Adel und Clerus ſeine Orgien feierte, während das arme Volk verhungerte — hier iſt jetzt eine Wohnung der Todten. Es gibt in Frankreich keine Jeſuiten, keinen Adel mehr — ich höre die Stimme eines Propheten rufen: Siehe, der goldne Thron des Königs ſinkt, und es iſt kein Fürſt mehr im Lande!

Die Begräbnißplätze ſind hier theuer; zwei Metres Boden koſten gegen 500 Franken. Wenn man nur auf 6 Jahre kauft, ſo iſt der Platz um vieles wohlfeiler. Es ſind über 30,000 Monumente und Grabſteine auf dem Kirchhofe des Paters Lachaiſe. Wenn man die Inſchriften lieſt, ſo erſtaunt man über die Menge vortrefflicher Gatten, vortrefflicher Gattinnen, vortrefflicher Väter und Mütter, vortrefflicher Söhne und Töchter, die es auf der Welt gibt. Man darf ſich nimmer wundern, daß ſo viele Laſter im Leben herrſchen, denn ſämmtliche Tugenden ſcheinen ſich auf den Kirchhof geflüchtet zu haben. Der Kirchhof enthält etliche fünfzig verſchiedene Abtheilungen, und iſt reich an herrlichen Monumenten und Denkmälern berühmter Perſonen. In der dritten Abtheilung iſt das Grabmahl Abelards und Heloiſens in gothiſchem Geſchmacke, das Alexander Lenoir im Jahr 1800 erbauen ließ, und das wirklich die Aſche der beiden Liebenden enthält. In der achten Abtheilung ruht Regnault de Saint-Jean d'Angely, der ſeine Ta-

lente Napoleons Despotismus verkaufte, und den die Nemesis in den letzten Jahren seines Lebens so hart dafür strafte — mit dem Tode ringend kam er aus der Verbannung zurück und starb an dem Tage, da sein Fuß seine alte Wohnung wieder betreten hatte. Ein Tag machte seinen Leiden, seiner Verbannung und seinem Leben ein Ende. In der zehnten Abtheilung wimmelt es von erlauchten Todten — da findet man Herzoge, Marquis, Grafen, Barone zu Dutzenden. Mitten unter diesem nobeln Staube liegt ein gemeiner Plebejer — Meister Simon, Oberältester sämmtlicher Fiaker der Hauptstadt. Das sind die gräßlichen Folgen der verdammten Revolution — nicht einmal mehr im Tode kann man sich von gemeiner Asche absondern! In der 15ten Abtheilung ist das Grab Parny's, der durch seinen guerre des Dieux der Moral mehr Schaden gethan, als der Sache der Aufklärung und der Poesie genützt hat. Nicht weit davon ruhen die irdischen Ueberreste des berühmten Dichters Chenier und des gutmüthigen Saint-Pierre, der den ewigen Frieden und die allgemeine Entwaffnung träumte, die heute noch ein Traum sind. In der 21sten Abtheilung ist das Grab des unglücklichen Labedoyere, der, mit Ney, als ein Opfer des Ultraismus fiel. Auf seinem Grabsteine sieht man eine Wittwe in Thränen schwimmend, ihre Arme gegen einen Knaben ausstreckend, der kaum die Windeln verlassen hat, mit der Umschrift: „Nur die Liebe zu meinem Sohn konnte mich im Leben zurückhalten." Es ist bekannt, daß Labedoyere's Gattin Ludwig XVIII. um die Begnadigung ihres Mannes anflehte, die ihr, wahrschein-

lich auf Antrieb der unversöhnlichen alten Aristokratie, unbarmherzig verweigert ward.

In der 24sten Abtheilung ruht Lanjuinais — einer der wenigen Staatsmänner, deren Charakter in ihrer ganzen politischen Laufbahn sich treu geblieben ist. Er zitterte weder vor dem Despotismus des Königthums, noch vor der Wuth des Volkes; kühn trat er den Uebertreibungen Robespierre's und dem Blutdurste Marats entgegen. Bonapartes monarchischem Streben machte er jeden Schritt republikanischen Bodens, den er gewinnen wollte, streitig. Als im Senat vorgeschlagen wurde, die Republik in ein Kaiserreich zu verwandeln, rief Lanjuinais unerschrocken aus: „Ihr wollt euch einen Herrn holen aus einer Insel, aus der die Römer keine Sklaven wollten!" Unter allen Regierungen, die in Frankreich auf einander folgten, bekämpfte er den Mißbrauch der Macht — Friede seiner Asche!

In der nämlichen Abtheilung ist das Grab des Marschalls Kellermann und seiner Gattin. Nicht weit von dem Sieger von Valmy liegt der preußische Gesandte in Paris, Graf von Golz — einer jener nutzlosen diplomatischen Gliedermänner, die man, mit Ordenssternen behängt, an fremde Höfe schickt, wo sie nichts zu thun haben und sich ihre einfältige und unnütze Repräsentation mit Gold aufwiegen lassen. Ein einfaches Grabmahl, um das vier Tannen gepflanzt sind, bezeichnet die Stätte, wo der Ajax des französischen Heeres, der furchtlose Ney ruht, der, der Sohn eines Küfers von Saarlouis, sich vom gemeinen Husaren zum Marschall aufschwang. Der Denkstein hat

die einfache Aufschrift: „Hier ruht der Marschall Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, gestorben am 7. December 1815.“ In der 35sten Abtheilung liegt Beaumarchais begraben, der Sohn einer geringen dürftigen Familie, der mit 40 Sous in der Tasche in die Welt trat und später der nordamerikanischen Republik, als sie ihr Joch abschüttelte, 40 Millionen lieh. Die Gräber der Marschälle Davoust und Lefebvre sind in der nämlichen Abtheilung. Unweit davon ruht Massena, der seinen Kriegsruhm durch seine Habsucht besudelte. Wie viele berühmte Männer auf so engem Raume!

In der 38sten Abtheilung ist das schöne Monument, das Frankreich seinem edeln Bürger, dem General Foy, errichtete; es ist der Nation und ihres großen Deputirten würdig. Nachdem er auf dem Schlachtfelde für das Vaterland sein Blut verspritzt, ertönte zehn Jahre lang unermüdet seine patriotische Stimme auf dem Forum. Das Uebermaaß der Arbeit verzehrte seine Kräfte; seine starke Seele fühlte den Tod nahen, ohne ihn zu fürchten. „Ich fühle,“ sagte er wenige Stunden vor seinem Ende mit der Ruhe des Weisen, der auf ein wohl vollbrachtes Leben zurückblickt, „ich fühle eine zerstörende Gewalt in meinem Körper, die ihn zernichten will; ich bekämpfe den Riesen und kann ihn nicht besiegen.“ Als er seine letzten Augenblicke nahen sah, wollte er noch einmal Gottes reine Luft athmen und zum letztenmal in das Licht der Sonne blicken, aber erschöpft sank er in den Sessel zurück und sprach mit Ergebung: „Freunde, liebe Freunde, legt mich auf mein Bett — Gott wird das Uebrige thun!“ So

endete Maximilian Foy im fünfzigsten Jahre sei
nes Alters. Sein Grabstein enthält die einfache In
schrift: „Hier ruht er von seiner Arbeit und sein
Werke folgen ihm nach.“

In der 50sten Abtheilung haben Molière und La
fontaine ein einfaches Grabmahl. In der 51sten
Abtheilung ruht Talma — ein merkwürdiges Bei
spiel der Launen des Glücks. Der Mann, der Frank
reichs Geschick in seinen Händen trug, starb im Elen
und hinterließ nicht, wovon man ihn begraben konnte
Nicht weit davon ist das Monument des berühmten
Malers David; nur sein Herz ruht unter diesem
Steine; er starb in der Verbannung und sein Körper
liegt in fremder Erde. In der letzten Abtheilung ist
dem Marschall Suchet ein prachtvolles Monumen
errichtet.

Die meisten Inschriften der Leichensteine sind fal
und unnatürlich, wie das überall der Fall zu sey
pflegt, denn wenn auch hie und da wahres Gefühl de
Leidtragenden sie vorgeschrieben hat, so ist doch dessen
Ausdruck meist in die Hände ungeschickter Miethling
gefallen, denn die höhere Dichtkunst gibt sich nicht z
Epitaphien her. Lachen mußte ich über ein Im
promptu, das ein witziger Kopf mit Bleistift auf de
Grabstein eines gewissen Herrn Molé, Rentier, de
am 24. September 1823 gestorben ist, geschrieben hat

Ci-gît, par son trépas,
Qui, l'aimant ici bas,
Paresse tutelaire,
Veut un pour, par plaisir,
Exprès laissé mourir,
Pour n'avoir rien à faire.

Eine andere Inschrift rührte mich durch ihre Einfachheit und ihr tiefes Gefühl — die eines unglücklichen Vaters, der sein einziges Kind verloren hat. Ich gebe sie hier in freier Uebersetzung:

So heimlich still hast du dir hier gebettet,
Mein einzig Kind, das mich an's Leben kettet!
So hart, so hart wird nicht der Himmel strafen.
Es kann nicht seyn. O Gott, ist's denn die Gruft?
Wach auf, wach auf, dein armer Vater ruft.
Noch nie, noch nie hast du so lang geschlafen.

Das ist der Ausdruck eines väterlichen Schmerzes, der an Wahnsinn gränzt. Ich konnte ihn ganz begreifen, denn auch ich hatte ein einziges liebes Kind in der Heimath gelassen — was wäre mein Leben ohne sein Daseyn! Der Mensch hat freilich noch höhere Pflichten, aber keine schönere Freuden, als die des Vaters sind.

Es ist Zeit, aus dem traurigen Gebiete des Todes in das rege Leben der Zeit zurückzukehren. Am 10. sah ich die erste Emeute. Etwa um 10 Uhr Morgens brachte mir der Schuster mit einem Paar neuer Schuhe die Nachricht von einem neuen Auflaufe, der auf dem Platze Vendôme Statt fand. Ich eilte sogleich dahin. Als ich von den Boulevards in die breite Friedensstraße einlenkte, sah ich sie mit einer wogenden Menschenmasse bedeckt. Bald ein dumpfes unheilverkündendes Murmeln, das, wie niedere Gewitterwolken über der dampfenden Erde, über der dicht gedrängten Menge schwebte, bald einzelne schrille Stimmen der Entrüstung, dann die mächtigen Töne der Volksredner, die da und dort zu den Gruppen sprachen, der grelle Ton der Pfeifen, die sich in den allgemeinen Tumult mischte

— das Alles drang in bunter schauriger Mischung zu meinen betäubten Ohren, als ich näher kam. Ich drängte mich durch die bewegten Haufen, die jetzt vor mir sich wogend öffneten, dann hinter mir stürmisch sich schlossen. Ich befand mich wie in meinem Element, denn ich liebe den brausenden Gewittersturm mehr, als die träge Ruhe des Alltaglebens. Die hohe Säule des Vendôme-Platzes, auf der die Geschichte des französischen Kriegsruhms in Erz gegraben steht, im Gesichte, drängte ich mich bis in die vordersten Reihen. Schon in der Entfernung sah ich die gelben Helme der Dragoner über den Häuptern der Menge blitzen. Rechts an den Arkaden angekommen, übersah ich mit einem Blicke den ganzen Platz. Rund um die Säule, Fronte gegen die Massen des Volks, stund ein Bataillon Fußvolk, Gewehr bei Fuß. Etwa zwei Schwadronen Dragoner schwenkten unaufhörlich, wie auf der Reitbahn, bald in kurzem, bald in stärkerem Trabb auf dem Platze, wie eben der Andrang der Menge es erforderte. Jenseits, bis zum Garten der Tuilerien, und diesseits, bis auf die Boulevards, war die Straße mit Menschen angefüllt. Die Mitte des Platzes selbst war leer und wurde ausschließlich von den Truppen behauptet; links und rechts an den Arkaden hin wogte eine dünner gesäete Volksmasse hin und her, die bald vorwärts gegen die Säule drang, bald rückwärts unter die schützenden Gänge floh, wenn der schwenkende Flügel der Reiterei sie berührte. Die Haltung der Truppen war ruhig und gemessen; sie bewegten sich nicht anders, als ein aufgezogenes Uhrwerk. Die Scene war außerordentlich gemischt und die Gefühle und Ab-

sichten der Anwesenden ungemein verschieden: hier bloße Neugierde, die sich in gedankenlosem Gaffen befriedigte, dort finstere, ausdrucksvolle Gesichter, die Blicke unaussprechlichen Hasses auf die Soldaten warfen; jetzt ein Augenblick lautloser Stille, plötzlich von furchtbar drohendem Geschrei und den gellenden Mißtönen der Pfeifen unterbrochen; hier wogende Haufen, die unverständliche, abgebrochene Worte des Zorns, der Erzählung, der Belehrung unter einander wechselten, dort ruhige Gruppen, die der erhobenen Stimme eines Volksredners horchten. Ich drängte mich an eine der letzteren und hörte den Redner ungefähr in folgender Art sprechen; „Wie, meine Herren! Aufrührerische Blumen, staatsgefährliche Sträuße! Welche Lächerlichkeit, welche Erbärmlichkeit einer aus den Barrikaden hervorgegangenen Volksmajestät! Will man uns unsern Kriegsruhm rauben, ist selbst das Andenken an unsere glorreiche Geschichte verpönt? Ist die Feier des Todestags unseres großen Feldherrn verboten? Und von wem? Von dem quasi-legitimen Ludwig Philipp, der Frankreichs Ehre an das Ausland verkauft und zu den Füßen des heiligen Bundes kriecht, der mit dem Verräther Dumouriez zu dem Feind überging! Aufrührerische Blumen! Wie schwach ist eine Regierung, die dem großen Feldherrn den Zoll der Bewunderung der Franzosen beneidet und versagt, die verbietet, die Stätte seines Ruhms mit ein paar dankbaren Blumen zu bestreuen! Das also, meine Herren! das ist die beste der Republiken, die wir in der Person des Bürgerkönigs empfangen haben! Darum also ist unser Blut in den denkwürdigen drei Tagen geflossen, damit

wir an die Stelle der wirklichen Legitimität eine Quasi-legitimität erhalten, die noch schwächer, noch ränkevoller, noch mißtrauischer, noch schlechter ist, als jene!" In diesem Tone sprach der Redner fort, und bald ein dumpfes Murren, bald ein lauter, tobender Ausbruch der Menge antwortete ihm.

Die Scene blieb ungefähr eine Stunde lang die nämliche: keine Thätlichkeiten von Seiten des Volks, gänzlich passives Verhalten der Truppen. Nach und nach verlief sich ermüdet die Menge. Für die Neugierigen gab es nichts zu sehen, für die Unruhestifter nichts zu thun. Jetzt gewannen einige aufrichtige Anhänger oder erkaufte Agenten der Regierung Muth, sammelten Gruppen um sich und schalten auf die Aufruhrprediger, die allein an allem Unheil und an der Stockung der Geschäfte Schuld seyen. Sie fanden inzwischen wenig Gehör, und einer von ihnen war in Gefahr, von dem erbitterten Haufen, an den er sich gewendet hatte, erdrosselt zu werden, wenn nicht barmherzige Leute sich ins Mittel gelegt und ihn durch schnelle Entfernung gerettet hätten, denn schon schallte aus hundert rauhen Kehlen das verhängnißvolle Wort: »Au monchard, au monchard! An die Laterne mit dem Spion!" und dazwischen gellten die unheilverkündenden Pfeifen, die bei keinem Aufstande fehlen, die, wie planmäßig, unter die Gruppen vertheilt sind, und ihre Signale geben, welche die Leiter der Massen wohl zu verstehen scheinen. Nachdem der Platz und die Straßen lichter geworden waren, setzten sich einzelne kleine Patrouillen der Truppen, welche den Augenblick der zweckmäßigen Passivität und des angemessenen Handelns durch öftere

Uebung wohl begriffen zu haben scheinen, nach verschiedenen Richtungen langsam in Bewegung, forderten die noch übrigen Gruppen mit gütlichen Worten auf, auseinander zu gehen, ohne jedoch die geringste Gewalt, selbst nur durch rauhe Reden, anzuwenden, und zogen so gemächlich die Straße auf und ab, bis sie gesäubert und Alles in das gewöhnliche Geleise zurückgekehrt war. Eine Wache der Pompiers, die einen Posten in der Friedensstraße hat und bisher ganz ruhig geblieben war, sendete jetzt auch eine Patrouille aus, die still von Haufen zu Haufen ging, und mehr durch Mienen, als durch Worte zu erkennen gab, daß es jetzt Zeit sey, sich zu entfernen. Ein solches Betragen des Militärs ist vernünftig und verhütet manches Unglück, das nicht selten durch ein brutales Einmischen der bewaffneten Macht erst hervorgerufen wird.

Die Veranlassung der Emeute war folgende: Am Todestage Napoleons fanden sich viele Menschen auf dem Vendômeplatze ein und bekränzten die Säule mit Blumen. Verkäuferinnen von Kränzen und Blumen boten rund um die Säule her ihre Waare aus: Messieurs, un bouquet pour deux sous à la gloire du grand Napoléon! Ich kaufte auch einen Strauß und warf ihn über das eiserne Gitter, wo die Blumen schon einen Schuh hoch gesäet waren; andere Verkäufer riefen kleine Broschüren aus: La vie et les hauts faits d'armes du grand capitaine pour trois sous! Ich spendete auch diese drei Sous zum Andenken Napoleons, wiewohl ich wußte, daß ich durch die Flugschrift nichts Neues erfahren werde. So ging es den ganzen Tag fort. Abends erschien der General Romieu mit einigen

seiner Freunde und hing mittelst einer Leiter an den vier Adlern Kränze auf. Die Polizei hielt sich hiebei ruhig und ließ gewähren. Alles ging ohne Störung der Ordnung ab.

Am andern Morgen waren die Kränze und Blumen weggeschafft und ein Piquet umgab die Säule, der sich nun Niemand mehr nähern durfte. Die sich sammelnden Volkshaufen begnügten sich, ihrem Mißvergnügen hierüber in Worten Luft zu machen; viele warfen ihre Kränze über die Köpfe der Soldaten weg auf die Säule. Abends zwischen 9 und 10 Uhr ließ sich aus den Straßen, die vom Börsenplatze herführen, der donnernde Gesang der Parisienne und der Marseillaise vernehmen, und bald sah man die Spitze eines Volkshaufens, aus lauter Männern bestehend, in guter Ordnung auf dem Vendômeplatze erscheinen. Unter stetem Gesang und dem untermischten Rufen: Es lebe die Freiheit! rückte die Colonne, die etwa aus tausend Mann bestehen mochte, gegen die Säule an und umgab sie von allen Seiten. Die Wache verhielt sich ruhig. Blumen wurden gestreut, Kränze aufgehängt und unter dem Ruf: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon! die Carmagnole um die Säule getanzt. Dieser wilde Auftritt dauerte bis gegen Mitternacht. Am andern Morgen war der Platz von Fußvolk und Reiterei besetzt, und Niemand durfte sich der Säule nahen. Dieß veranlaßte die oben erzählten Auftritte.

„Dieser Abend wird stürmisch werden," hörte ich bei Tische von Leuten sagen, die den Gang der Pariser Emeuten kennen. Wir nahmen unsere Regenschirme

denn das Wetter war zweifelhaft, und wanderten dem Schauplatz unserer Neugierde zu. Die Boulevards, die ohnedieß jeden Abend mit vielen tausend Menschen bedeckt sind, wimmelten heute von Leuten. Es dämmerte bereits, als wir in der Friedensstraße ankamen — sie war in ihrer ganzen Länge und Breite mit einer ungeheuren Menschenmasse bedeckt. Wir drängten uns vorwärts und bemerkten, daß auch alle einmündenden Straßen vollgepfropft waren. Ein wildes Gemurmel tönte, wie das Summen eines Bienenstocks, über der Menge, von einzelnen hallenden Stimmen kräftiger Volksredner überboten; da und dort ließ sich der schrillende, unheimliche Ton der Pfeifen hören.

In den vordersten Reihen nicht ohne Mühe angelangt, erblickten wir eine starke Colonne Fußvolk und Reiterei marschfertig aufgestellt; der ganze weite Platz starrte von Bayonetten. Noch war Alles ruhig, und nur höhnende Worte gegen die Truppen und der herausfordernde Ton der Pfeifen schallten aus den dichtgedrängten Haufen. Auf einmal ließ sich ein gellendes Geschrei, halb der Entrüstung, halb der Furcht, vernehmen — es galt dem Erscheinen der Commissäre, die mit lauter Stimme die Aufruhrakte verkündeten. Nachdem sie zurückgetreten waren, herrschte ein Augenblick tiefer Stille — man hörte das Commandowort der Führer und die Colonne rückte langsam, Gewehr im Arm, unter Trommelschlag vor. Schon, doch nur Schritt vor Schritt, wichen die Massen des Volks zurück, während andere von hinten vorwärts drängten und dadurch ein unbeschreiblich wildes Wogen, wie das der Wellen des empörten Meeres, herbeiführten.

Wir brachen uns Bahn, so gut es ging, hielten uns auf den Trottoirs und lenkten in die erste Seitengasse ein, die wir erreichten. Die wenigen Buden, die noch offen waren, wurden schnell geschlossen. In einigen Caffeehäusern und Restaurationen ließ man eine Thüre offen, um den gewöhnlichen Gästen eine schnelle Zuflucht zu gewähren. Unter stetem Hohngezisch und Pfeifen wich das Volk zurück; die Truppen rückten ganz langsam vor. Auch in die Nebenstraße, in die wir uns geflüchtet hatten, folgte uns eine Colonne — es war Nationalgarde. Sie marschirte bis an den Ausgang der Straße und sperrte sie. Wir kehrten durch einen andern Weg auf die Boulevards zurück. An der Einmündung der Friedensstraße wurden wir wieder in die zurückweichende Masse verwickelt. Hier wurde das Gedränge heftiger und der Widerstand des Volkes hartnäckiger, da die Bäume Schutz gegen die Reiterei gewährten. A bas les gendarmes de Louis Philippe! hörten wir wilde Stimmen rufen, und ein entschlossener Haufen warf sich auf den Generalstab, der an der Spitze der Colonne ritt. Der General Jacqueminot wurde vom Pferde gerissen, und es folgte eine Scene gräßlicher Verwirrung, deren Schrecken durch das wilde Rufen und das zunehmende Gellen der Pfeifen noch vermehrt ward. Plötzlich erzitterte das Pflaster unter den Hufen einer im Trabbe anrückenden Reitercolonne. Sauvez vous, la cavallerie! riefen tausend Stimmen, und die Menge stäubte auseinander. Die schützenden Bäume der Boulevards nahmen uns auf. Zug für Zug der Reiterei schwenkte rechts auf die Boulevards ein — es war die Nationalgarde zu Pferd, an ihren dreifarbigen

Federbüschen kennbar. Sie besteht meist aus jungen Männern des Justiz-Milieu von reichen oder wohlhabenden Häusern. Zischen, Hohngelächter, Geschrei der Wuth und der Ruf: Nieder mit den Aristokraten des Justiz-Milieu! empfing sie. Sie schienen sehr gereizt, fluchten, drohten mit den Säbeln und Einzelne von ihnen ritten sogar in die Seitenalleen. „Was machen Sie hier?" fragte in unserer Nähe barsch einer der Reiter, indem er sein Pferd gegen eine Gruppe aufsprengte. „Wir gehen spazieren," war die Antwort. „Diese verdammten Spaziergänger, die den Auflauf vermehren, sind an allem Unheil schuld," fluchte der Nationalgardist. „Das Justiz-Milieu wird doch das Spazierengehen nicht verbieten wollen," erwiederte eine Stimme, der ein allgemeines Hohnlachen und Zischen folgte, und der Reiter sprengte, wie von einem unheimlichen Dämon getrieben, davon.

Die Reiterei, der eine Colonne Fußvolk folgte, konnte nicht weiter vordringen, als bis zum Caffeehause Tortoni. Hier hatten sich die Massen gestopft, da fortwährend von den äußersten Enden der Boulevards her und aus den Seitenstraßen eine unermeßliche Volksmenge dem Schauplatze zuströmte. So wie die Truppen Halt gemacht hatten, waren sie in einem Augenblicke von allen Seiten umfluthet. Wildes Geschrei, höhnendes Zischen und Pfeifen tönte von allen Enden. Die Reiter schwangen ihre Säbel, fluchten, sprengten die Pferde — umsonst, eine eherne Mauer stellte sich ihnen entgegen; Niemand konnte weichen, wenn er auch gewollt hätte. Jetzt zog die Colonne langsam zurück, um den Eingang der Friedensstraße, die gesäubert war, zu be-

setzen. Die Menge folgte ihr auf dem Fuße unter stetem Pfeifen und Zischen.

Um die Emeute auch von einer andern Seite zu sehen, eilten wir durch einen großen Umweg, weil die nächsten Straßen vollgepfropft waren, in die Straße Rivoli. Hier war die Masse nicht so groß, als auf den Boulevards. In einiger Entfernung hörten wir die Parisienne — nicht singen, sondern brüllen. Wir gingen vorwärts dem Schalle dieser mißlautenden Töne nach. Sie kamen näher und bald zeigte sich vor uns ein dichter dunkler Haufe, der singend, schreiend und pfeifend langsam zurückwich. Hinter ihm blinkten die Gewehre der Nationalgarde. Plötzlich hörten wir in der Nähe ein Krachen und sahen den Haufen stehen. Die Verwegensten hatten schnell eine Umzäunung eingerissen, hinter welcher Bausteine aufgehäuft waren, und schleuderten jetzt Zaunstöcke und Steine auf die Nationalgarde. Zugleich ertönte ermuthigend der donnernde Gesang:

En avant, marchons
Contre leurs canons!

Wildes Geschrei und ein Hagel von Steinen begleiteten diesen Gesang. Da rollten plötzlich die Trommeln im Sturmmarsch, die erzürnte Nationalgarde rückte mit gefälltem Bayonet vor und verfolgte den Haufen buchstäblich mit dem Bayonet in den Rippen. Einige der Meuterer wurden ergriffen und rückwärts zur Verhaftung in die Reihen geschleudert, über andere, die auf der Flucht fielen, ging der Marsch der Colonne unaufhaltsam weg. Bald waren Rückzug und Verfolgung ein Wettlauf geworden; doch hielt die Nationalgarde möglichst noch Reihe und Glied, wodurch sie zwar an

Ordnung und Nachdruck gewann, aber an Schnelligkeit verlor.

Jetzt war guter Rath theuer; wir fanden uns schon in den fliehenden Haufen verwickelt. Hier ergriffen zu werden, hätte uns wenigstens die Verhaftung einer Nacht gekostet, bis wir uns über unsere Persönlichkeit ausweisen konnten. Wir faßten einen schnellen Entschluß und drückten uns mit dem Rücken dicht an die Mauer unter den Arkaden. Der fliehende Haufe sauste im Sturme an uns vorüber, und hinter ihnen folgten die Bayonette. Die erste Abtheilung der Nationalgarde schritt an uns vorüber, ohne uns zu bemerken oder bemerken zu wollen. Aus der zweiten, die weniger stürmisch marschirte, kamen einige Mann auf uns zu. „Wer sind Sie?" fragte einer ziemlich barsch, indem er unser Aeußeres die Musterung passiren ließ. — Wir sind Fremde, war unsere Antwort. — Was machen Sie hier auf diesem Platze? — Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, meine Herren, erwiederte ich mit halbem Scherze, wir haben die Emeute mit ansehen wollen. — Das war nicht klug und hätte Ihnen übel bekommen können, versetzte einer der Gardisten mehr mürrisch als scherzend. — Ma foi, Messieurs, sagte ich lachend, quand on est dans la capitale du monde, il faut tout voir, même les émeutes. — Sie lachten und einer erwiederte: Messieurs, c'est, il me semble, une curiosité un peu mal placée. — Das ist möglich, versetzte ich, wenn Sie aber 100,000 so neugierige Fremde hier hätten, die ihr Geld verzehren, so würde Ihre Polizei vielleicht von Zeit zu Zeit selbst eine kleine Emeute pour Messieurs les Etrangers aufführen. — Das wäre

schon der Mühe werth, antwortete einer. Sie gingen lachend ab, indem sie uns einen guten Abend wünschten. Im Wegegehen hörte ich einen zu seinen Kameraden sagen: Quel original! Venir à Paris, pour voir des émeutes! Ce sont des Anglais!

Die Residenz des Herzogs von Orleans (jetzt Kronprinz von Frankreich), mit Garten und der umliegenden Gallerie wird das Palais-Royal genannt, worüber man vielfach im Auslande seltsame Begriffe hat. Der Cardinal Richelieu hat es erbaut und in seinem Testament Ludwig XIV. vermacht, der es während seiner Minderjährigkeit bewohnte, wo es dann den Namen Palais-Royal oder Königlicher Pallast erhielt. Es ging durch Schenkung an das Haus Orleans über und der Prinz-Regent hielt darin seinen wollüstigen Hof. Den eigentlichen Pallast bewohnt der Herzog von Orleans; der übrige Theil des unermeßlichen Gebäudes ist vermiethet. In diesen Theil des Gebäudes gelangt man durch die prachtvolle Gallerie Orleans. Vor wenigen Jahren noch war der Eingang des Gartens vom Pallaße nur durch eine häßliche, maskirte Gallerie von Holz geschieden, wo in engen Buden Buchhändler, Modehändler und Schuhputzer neben einander ihr Wesen trieben und die Fremden prellten, so gut sie vermochten. Wegen der betrügerischen Raubsucht seiner Bewohner nannte man diesen Theil des Palais-Royal das Lager der Tartaren. Die Glasgallerie auf der Seite der Straße Richelieu heißt das Lager der Barbaren. In diesem engen und fortwährend vollgepfropften Durchgange darf man seine Taschen in Acht nehmen, denn die Taschen-

diebe üben hier häufig ihr verderbliches Talent. Auf beiden Seiten sind schlechte Caffehäuser, Billards, in die niemals ein Tageslicht gedrungen ist, und Buden von Meubles- und Kleiderhändlern. Unter dem Erdgeschosse befinden sich Grotten und Estaminets, aus denen Musik ertönt, welche jeden Abend die unklugen Fremden und Einheimischen anlockt, wo sie dann eine Beute der Beutelschneider und liederlichen Dirnen werden, die in diesen unterirdischen Gemächern hausen.

Rund um den Garten des Palais-Royal, in dem die Gewässer des Ourcq-Canals einen Springbrunnen bilden, laufen Arkaden von mehr als einer Viertelstunde in der Länge, unter denen man bequem die Tour des Gartens machen kann. Unter diesen Arkaden befinden sich die reichsten und glänzendsten Buden, wo man Alles haben kann, was der ungemessenste Luxus nur fordert. Jede Bude strahlt Nachts in einem Feuermeer und die Gänge werden noch überdieß durch einige hundert Laternen erhellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeschlagen, von dem aus sie die Hauptstadt und Frankreich regiert: kostbare Stoffe aller Art, Gold und Edelsteine, Meisterstücke aller Künste, prachtvolle Restaurationen und Caffehäuser, wo tausend Lichter in hundert Wandspiegeln wiederstrahlen, Buden, wo man Kleider vom feinsten Stoffe streng nach der Mode des Tags fertig findet, Wechselbureaux, Gemäldehändler — kurz Alles, was die Laune eines Crösus nur wünschen und vergnügen kann. Unter dem Erdgeschosse sind Garküchen, Restaurationen, Caffehäuser, Estaminets und Wohnungen liederlicher Dirnen. Ueber den Arkaden befinden sich prächtige Restaurationen und Caffehäuser,

Billards, Spielhäuser u. s. w. Alle Sinne sind hier gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt — in diesem Zaubergarten der Circe, wo Einheimische und Fremde aus allen Ländern zusammenströmen, welcher der Vereinigungspunkt des denkenden Beobachters, des müßigen Neugierigen, des Lüstlings, der Verbuhlten und Buhlerinnen, der Betrüger und Betrogenen und der Tummelplatz jeder Frivolität geworden ist. Gemeines Treiben, das Jeden mit Ekel erfüllen muß, in dem noch ein Funken sittlichen Gefühls übrig geblieben ist!

Vom Carousselplatze, der seinen Namen einem Turnier verdankt, das Ludwig XIV. auf ihm gab, kommt man an den Hof des Schlosses der Tuilerien, zu dem Catharina von Medicis den Grund legte. Philibert Delorme und Jean Bullant, Architekten der Königin, erbauten zuerst den Pavillon der Mitte, die beiden an ihn stoßenden Flügel und die auf beiden Seiten sich daran hängenden Gebäude. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. flanquirte der Baumeister Ducerceau diese Gebäude durch ein Bauwesen von corinthischer Ordnung, dessen colossales Wesen mit dem leichten und feinen Style der ersten Erbauer eine in die Augen fallende Dissonanz bildet. Er vollendete den Bau durch die beiden ungeheuren Pavillons Flora und Marsan, die jetzt das Gebäude vervollständigen.

Der Garten der Tuilerien hat einen Umfang von 67 Morgen. Vom Pavillon der Mitte läuft eine große Allee durch die ganze Länge des Gartens durch, in der sich auf einem freien Platze ein prächtiger Springbrunnen befindet. Rund um den Garten laufen Terrassen,

von denen man auf den Platz Ludwigs XV. und die elysäischen Felder gelangt.

Man kann keine allgemeine Zeichnung vom Charakter des Pariſers geben; er iſt eben ſo verſchieden, als die bürgerliche Stellung der Bewohner dieſer Hauptſtadt. Der Ton der vornehmen Geſellſchaft iſt fein und abgeſchliffen; in der Mittelklaſſe findet man viele Treuherzigkeit und zum Theil ausgebreitete Kenntniſſe. Das geringe Volk, das von ſeiner Hände Arbeit lebt, iſt fleißig, aber in der Regel nicht ſehr ökonomiſch. Was dieſe Leute die Woche über mit ſaurem Schweiſe verdienen, vergeuden ſie gewöhnlich am Sonntag auf einmal, ohne an die Zukunft ihrer Familie und an die Gebrechlichkeiten ihres eigenen Alters zu denken.

Eben ſo verſchieden iſt der Anblick der Hauptſtadt und die Lebensweiſe ihrer Bewohner in den verſchiedenen Quartieren. Während in den Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, noch tiefe Stille herrſcht, während ſelbſt der Handwerksmann von den Arbeiten des vorigen Tages ſich noch im Arme des Schlummers erholt, ziehen bei dem Scheine der halb erloſchenen Laternen ſchon 6000 Landleute mit ihren mit den Produkten des Feldbaues beladenen Wagen in die Stadt. Ein nächtlicher Markt beginnt, auf dem ſich die Detailhändler für die Bedürfniſſe des Tags verſorgen. Bald darauf folgt ein langer Wagenzug, mit Butter, Eiern, zahmem und wildem Geflügel aller Art beladen. Mit Anbruch des Tages kommen die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen; ihnen folgen die ſchweren Frachtwagen, welche Waaren aller Art in die Hauptſtadt bringen; elegante Diligencen durchkreuzen ſich, welche nach

allen Weltgegenden Reisende abführen. Um sechs Uhr öffnen sich alle Werkstätten; zu gleicher Zeit geben die Kaufläden auf. Um acht Uhr ziehen die Studenten in ihre Hörsäle; um dieselbe Stunde empfangen die Advokaten und Notare ihre Clienten im Heiligthum ihrer Cabinette. Um neun Uhr füllen sich die Gerichtssäle mit Klägern, Beklagten, Advokaten und Zuschauern. Langsam geht die in den gewerbsamen Theilen der Stadt mit Tagesanbruch begonnene Bewegung in die Gegenden des Palais-Royal und der Chaussee d'Antin über. Um zehn Uhr begeben sich die Staatsdiener, gemächlichen Schrittes, in ihre Canzleien, und die Banquiers und großen Handelsherren setzen sich an ihren Pult, um die um zwei Uhr auf der Börse zu machenden Geschäfte zu überdenken und zu ordnen. Die allgemeine Thätigkeit dauert bis vier Uhr — dann schließen sich die Canzleien, die Gerichtshöfe, die Comptoirs, und alle wichtigen Geschäfte haben ein Ende. Jetzt tritt die Zeit der Ruhe und des Vergnügens ein. Der wohlhabende Bürger speist mit seiner Familie zu Mittag; die Reichen fahren in ihren glänzenden Equipagen zu kostbaren Gastmahlen, deren Luxus durch die Langeweile nicht selten aufgewogen wird. Die Fremden und Hagestolzen drängen sich in die Restaurationen und Speisehäuser. Nach dem Mittagessen füllen sich die Caffeehäuser und Theater bis gegen Mitternacht. Nun begibt sich der gemüthliche Bürgersmann zur Ruhe, während der Lärm der Equipagen der vornehmen Welt, die von einem jämmerlichen Vergnügen zum andern fliegt, weil sie den Genuß nicht kennt, den mäßige Arbeit und die Uebung der Wissenschaften gewährt, noch die einsamen Straßen erfüllt.

Graf T...., portugiesischer Pair, dessen ich bereits erwähnt, besuchte uns vor einigen Tagen. Wir erhielten von ihm viele interessante Aufschlüsse über Don Miguel, dessen Adjutant er war, und die Verhältnisse in Portugal. Don Miguel ist ein grausamer Knabe, wie Nero. Die Priesterpartei ist die hauptsächlichste Stütze seiner Regierung. Er verfolgt den Adel und die Mittelklassen und stützt sich auf die Hefe des Pöbels, der ganz unter dem Einflusse der Geistlichkeit steht. Nur ein Theil des Militärs ist ihm ergeben, und das Gesindel, das ihm anhängt, hat keinen wahren Muth; Graf T.... ist daher der Meinung, daß eine nur geringe, aber wohl organisirte bewaffnete Macht leicht im Stande wäre, ihn von seinem Throne zu stürzen. Don Miguel, der gar keine Erziehung genossen hat, entbehrt alles sittlichen Gefühls und nur der grasseste Aberglauben der römisch-katholischen Kirche kann Zugang zu seiner fast thierischen Seele finden. Einen Beweis davon liefert die Geschichte der schandervollen Ermordung des Marquis Loulé, die uns T.... mittheilte. Im geheimen Rathe der niederträchtigen Königin Mutter und ihres nichtswürdigen Sohnes war die Entthronung des alten schwachen Königs beschlossen worden. Man suchte für diesen schändlichen Plan den Marquis Loulé zu gewinnen. Als dieser darauf nicht nur nicht einging, sondern sogar drohte, die Sache dem König zu eröffnen, wenn man nicht alsbald davon abstehe, stellte man sich, als ob man seinen Gründen nachgebe, aber von dieser Stunde an war sein Tod beschlossen. Don Miguel hat nicht, wie vielfach behauptet wird, an seiner Ermordung persönlichen thätigen Antheil genommen. Graf

T.... war um Don Miquels Person, als der Mord geschah. Zu seiner Verwunderung sah er zu ungewohnter Stunde vor dem Muttergottesbilde Wachskerzen anzünden und den Prinzen knieend sein Gebet mit mehr als gewöhnlichem Eifer verrichten. Diese religiöse Uebung mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben, als ein Vertrauter erschien und dem Prinzen halb freudig, halb verstört, etwas in's Ohr flüsterte. Hierauf kniete Don Miquel auf's Neue vor das Bild der heiligen Maria und verrichtete abermals sein Gebet. Kurz darauf wurde die Ermordung des Marquis Loulé im Pallaste ruchbar. Das erste Gebet des grausamen und abergläubischen Tyrannen war eine Bitte an die heilige Jungfrau gewesen, dem verruchten Werke der Finsterniß ihr Gedeihen zu schenken, das zweite Gebet war eine Danksagung dafür, daß sie es wohl habe gelingen lassen.

Graf T.... wurde bei Don Miquel des Liberalismus verdächtig, und er beschloß mit seinen Vertrauten, ihn verhaften und in's Gefängniß werfen zu lassen. Ein Freund in der Umgebung des Tyrannen verrieth dem Grafen den gefaßten Beschluß, als er eben, ohne Arges zu ahnen, sich in den Pallast begeben wollte. Es war keine Minute Zeit zu verlieren; er warf sich auf sein schnellstes Roß und eilte im Fluge den Ufern des Tajo zu, wo er an Bord eines englischen Kriegsschiffes Zuflucht und Schutz fand. Der Tyrann ließ ihn sogleich in die Acht erklären und seine Güter einziehen. Es ist ein Glück für ihn, daß er in Portugal noch reiche Verwandte und, wenn ich mich recht erinnere, eine noch am Leben befindliche Mutter hat, die ihn mit Geld unterstützen, sonst müßte er im Auslande

darben, wie so viele seiner verbannten Landsleute. Er brachte mehrere derselben zu uns, unter andern den gewesenen Finanzminister unter den Cortes, auf dessen Namen ich mich im Augenblicke nicht besinnen kann. Auch den bekannten spanischen Obrist Valdes lernte ich in seiner Gesellschaft kennen; er ist ein unternehmender Soldat, aber ohne höhere Einsichten und Fähigkeiten, ein bloßer Haudegen, der durch seinen Mangel an Umsicht und seinen Ungestüm den besonnenen Mina im Spätherbst 1830 wider dessen Willen zu dem übel berechneten und verfehlten Einfall in Spanien hinriß.

Don Miguel hat gar keine Erziehung genossen; er kann nicht einmal, oder doch kaum, lesen und schreiben; von einer Kenntniß anderer Sprachen, als der portugiesischen, ist ohnedieß keine Rede. Ein paar französische Worte hat er auf seiner Reise aufgeschnappt. Dieß bestätigt mir, was ich von meinem Bruder von Don Miguel erzählen hörte. Als Don Miguel auf seiner Reise nach Wien über U. kam, machte ihm mein Bruder mit den Offizieren seines Regiments die Aufwartung. Der Prinz war in sichtbarer Verlegenheit und wußte nichts zu reden. Er hatte am Morgen dieses Tages das sehenswerthe Münster dieser Stadt in Augenschein genommen und, um doch etwas zu sagen, wollte er von diesem Gegenstande reden und begann stotternd: Voir ... vû ... vû ..... l'église protestante. — La cathédrale, mon prince, berichtigte mein Bruder. — Oui, oui, la cathédrale, wiederholte Don Miguel mit Heftigkeit — und dieß war die ganze Unterredung.

Bei einem unserer Streifzüge durch die Stadt brachte

uns der heitere Himmel auf den Gedanken, nach Montmorency zu fahren, um dort der schönen Aussicht zu genießen. Wir stiegen am Thore Saint-Denis in einen Coucou. Während in Saint-Denis der Führer des Coucou, der hier wohnbar ist, umspannte, gingen wir in die Kirche der alten Abtei, die den Königen von Frankreich zur Begräbnißstätte dient. Sie ist von den Verwüstungen der Revolution wiederhergestellt und die Gebeine Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens sind hier beigesetzt worden. Der Hauptaltar der Kirche ist überreich geschmückt und in der Sakristei hängen schöne Gemälde. In den alten Gebäuden der Abtei wohnen jetzt Töchter unbemittelter Mitglieder der Ehrenlegion, die hier auf Kosten des Staats erzogen werden. In Saint-Denis wird jedes Jahr ein sehr bedeutender Schafmarkt gehalten, der vierzehn Tage dauert.

Wir stiegen zu Montmorency in dem berühmten Gasthof zum weißen Roß ab. Sogleich eilten die Pferdevermiether aus ihren Schuppen herbei und Jeder priesredselig die guten Eigenschaften seines Thieres an. Man bezahlt einen Franken für die Stunde Zeit. Führer voran, ging es im Galopp in die Schatten des herrlichen Kastanienwaldes. Es wimmelt hier an schönen Tagen von fremden Besuchern; wir hatten bald einige Parthien überholt, bei denen es langsamer ging, weil sich Damen zu Esel dabei befanden. Auf der Höhe schöpft man eine sehr reine Luft und hat die Aussicht in ein lachendes Thal. Im Rückwege besuchten wir Rousseau's Einsiedelei. Hier in dieser schönen freien Natur hat der große Philosoph seine Heloise geschrieben, und in dem abgelegenen Ermenonville hat er, de

Menschen und des Lebens überdrüssig, zum letztenmal das Licht der Sonne erblickt. Wem fallen hier nicht Schillers gefühlvolle und treffende Gedanken ein:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseau's Grab, gegrüßet seyst du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier.

Die Umgebungen von Paris kündigen das Daseyn und den Luxus einer großen Hauptstadt an. Die Dörfer an den lachenden Ufern der Seine und dem blühenden Gestade der Marne, die Hügelkette, die von ferne die Stadt beherrscht, sind mit prachtvollen Schlössern und schönen Landhäusern bedeckt. Die Gehölze von Vincennes, von Meudon, Romainville und Saint-Germain, überall von schönen Wegen durchschnitten, laden zum einsamen Spaziergang ein. Und welche geschichtliche Erinnerungen wecken diese Umgebungen nicht! Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloise ihren Schmerz in den Mauern eines Klosters vergrub; die Ebene von Saint-Denis, der Schauplatz der mörderischen Schlachten der Ligue, die Höhen von Charonne, wo der große Turenne gegen die Fronde und ihren Feldherrn, den großen Condé, kämpfte, die Eiche in dem Vincenner Walde, wo der heilige Ludwig unter freiem Himmel seinem Volke Recht sprach; der Montmartre, wo Heinrich IV. seine aufrührischen Unterthanen, die der Hunger aus der belagerten Hauptstadt trieb, liebreich aufnahm und speiste; Fresnes, wo der gerechte d'Aguesseau den Abend seines Lebens unter den Blumen sei-

nes einfachen Gartens beſchloß; Livry, wo die geiſtreiche Sevigné, im einſamen Schatten der Wälder irrend, ihre beſten Briefe ſchrieb, und in letzter Zeit ganz Europa in Waffen, vor Frankreichs Hauptſtadt liegend, und der Wald von Bondi, die Höhen von Charonne, von Belleville, von Montmartre vom Blute der Streiter geröthet, die das beleidigte Nationalgefühl bis von den fernen Bergen des Caucaſus und den beeisten Ufern der Newa her auf dieſes Feld des Todes gerufen hatte, unter den Mauern der erſtaunten Hauptſtadt im letzten Kampfe das Schickſal der Welt zu entſcheiden!

Am letzten Sonntag war endlich, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, die große Revue der Nationalgarde, die ſchon am Philippstage hatte gehalten werden ſollen. Das Marsfeld, deſſen Umgebungen mit tauſend Zelten, Buden und Tiſchen im Freien umgeben waren, glich einem großen Lager. Welch unermeßlicher Anblick! Im innern Raume 80,000 Bürger Einer Stadt unter den Waffen, das Wogen der wehenden Büſche, das Blitzen der Gewehre, das Flattern der Fahnen, die kriegeriſche Muſik der anrückenden Schaaren, Tauſende dreifarbiger Flaggen von den Gezelten wehend, hunderttauſend Zuſchauer jeden Schuh Landes der Erhöhungen des Marsfeldes bedeckend! Ein Kanonenſchuß gibt das Zeichen — und tauſend Trommeln wirbeln zumal, die Bürger, die ſich aus den Gliedern entfernt haben, um unter den Zelten zu trinken oder mit ihren Angehörigen zu ſprechen, in ihre Reihen zurückzurufen. Die Schaaren ſtehen geordnet, der Donner der Kanonen verkündigt die Ankunft des Königs, der an der Spitze eines glänzenden Stabs heranreitet. O Ludwig Philipp, du beſte der Re-

publiken, warum bist du kein Bürgerkönig geblieben? Noch nicht zehn Monate — und die Revolution ist bereits vergessen, sie ist nichts weiter mehr, als ein événement. Die Camarilla hat gesiegt, und auf dem Wege der Quasilegitimität eilt man mit starken Schritten dem System der Restauration zu. Ist denn das Königthum unverbesserlich und will es durchaus Europa republikanisiren? Kein Bürgerkönig haust mehr im Palais-Royal, sondern ein Hof, wie alle Höfe sind, und bereits wird das Schloß der Tuilerien zur Aufnahme des quasilegitimen Monarchen in Stand gesetzt — wie lange er da wohl residiren wird! Schulmeister in Reichenau braucht er nimmer zu werden, denn es ist hinreichend dafür gesorgt, daß er am jüngsten Tage des Königthums die nöthigen Fonds zu seinem standesmäßigen Unterhalt in fremden Landen finde. O, Thorheit ohne Gleichen! Europa's Schicksal war in Ludwig Philipps Hand gegeben — mit dem Bürgerthum hätte sich das Königthum noch Jahrhunderte in Europa halten können; jetzt können wir die Ankunft der Republik nach Jahren berechnen, und Frankreichs einfältige Quasilegitimität wird alle Throne Europa's in ihren Fall mit sich hinabziehen. O, über diese Halbheit der Politik, dieses Juste-Milieu, das den Lehren der Geschichte zum Trotz nicht begreifen will, daß in Europa nur ein System herrschen kann — entweder das der Freiheit oder das der Knechtschaft!

Es war Alles lau an diesem Feste, das ein Nationalfest — die Feier des Namenstages eines Bürgerkönigs — seyn sollte. Mattes Rufen: Es lebe der König! Nirgends eine Spur von Enthusiasmus! Ich sah

sah ihn die Reihen auf- und abreiten und bekam Langeweile. Als Ludwig Philipp in unsere Nähe kam, glaubte ich auf seinem Gesichte zu lesen, daß er sich nicht besser amüsire, als wir. Inzwischen waren wir, für den Augenblick wenigstens, glücklicher, als der König der Franzosen, denn während er noch peinvolle Stunden der Musterung und des Defilirens vor sich sah, labten wir uns an dem mit Speise und Trank reichlich gefüllten Korbe einer wohlbeleibten Pariser Bürgersfrau, die im nämlichen Pavillon mit uns saß und uns höflich zu ihrem Déjeuner à la fourchette eingeladen hatte. Während wir in der Arbeit eines behaglichen Kauens begriffen waren und von Zeit zu Zeit die Speisen mit einem Glase Burgunder hinabspülten, kam der dicke Eheherr der Dame, der inzwischen in den Reihen der Nationalgarde figurirt hatte, keuchend und schwitzend heran und erhielt über die Schranken hin, comme pour l'amour de Dieu, etwas Speise und Trank herabgereicht. Paris ist eine große Stadt, weßwegen es darin mehr Spießbürger gibt, als anderwärts!

Am unergründlichen Magazin und nimmer leeren Flaschenkorbe unserer guten und freundlichen Wirthin, die sich eine Ehre daraus machte, Messieurs les Allemands zu bewirthen, konnten wir die Zeit des Defilirens mit philosophischer Ruhe abwarten. Die Unterhaltung, in die sich einige halbgewachsene Lümmel mischten, welche Brüder oder Verwandte der noch ziemlich jungen Dame seyn mochten, war für uns nicht minder belustigend. Ein Fragment derselben, wie es mir gerade beifällt, mag hier am Platze seyn: Du quel pays de l'Allemagne êtes vous, Messieurs? — Aus dem

Königreich Württemberg. — Ah! je sais, fiel einer der badauds selbstgefällig ein, c'est tout à fait dans le Nord de l'Allemagne, entre Berlin et Koenigsberg. — Im Gegentheil, mein Herr, wir sind Süddeutsche, nahe am Rhein und haben die Ehre, Frankreichs Nachbarn zu seyn. — Ah! Oui, oui! Pardonnez moi, il y a tant de royaûmes et de principautés dans cette f.... cette Allemagne, qu'un étranger à bien de la peine à s'y orienter. C'est donc un royaûme ce pays de Wurttemberg? — Comment s'appelle-t'il votre roi, est il jeune, est il vieux? fiel die Dame ein. — Er heißt Wilhelm und ist noch jung genug, die Damen zu lieben, erwiederte ich mit einem Bückling und sprechenden Blicke gegen das hübsche Weib. — Je n'ai jamais entendu parler de ce roi de Wurttemberg, platzte ein anderer der halbgewachsenen Gimpel, unsern württembergischen Nationalstolz nicht wenig beleidigend, heraus. — Hm! erwiederte mein Freund empfindlich, unser König ist gleichwohl im Jahr 1814 an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Ihrer Hauptstadt eingezogen, und das sollte doch den Herrn Franzosen noch im Andenken seyn. — Nullement, erwiederte er mit höchster Gleichgültigkeit, nous ne savons ici que des Russes, des Prussiens et des Allemands. Est-ce que votre roi est général d'une de ces puissances? — Er ist Herr in seinen Staaten und General seiner eigenen Armeen, versetzte ich und brach das Gespräch kurz ab. — Diese Skizze hat keinen andern Zweck, als durch ein anschauliches Beispiel zu zeigen, wie wenig die Franzosen Deutschland kennen und wie

weit sie überhaupt in geographischen Kenntnissen noch zurück sind.

Der Enthusiasmus der Nationalgarde für den Bürgerkönig schien mir nicht sonderlich groß zu seyn. Man merkte dem Rufe: Vive le Roi! an, daß er mehr officieller Natur, als von Herzen kommend und zu Herzen gehend sey. Nur bei einigen Legionen ertönte er wiederholt und erschien als der freiwillige Ausdruck der Gesinnung. Ein Theil der Nationalgarde der Banlieue, welcher noch nicht uniformirt ist und in Blousen aufzog, machte keine freundliche Miene, und ein Hauptmann derselben weigerte sich sogar mit den Worten: Je ne ferai pas les honneurs à cet homme-là! den König zu salutiren. Er wurde freilich auf der Stelle abgesetzt, aber das ändert den Geist nicht, als dessen Repräsentant er aufgetreten ist. Daß die Artillerie der Nationalgarde dem Julius-Königthum abhold und meist republikanisch gesinnt ist, weiß der Hof so gut als die Stadt, und sie wird deßhalb auch von der Regierung mit mißtrauischen Blicken bewacht. Cavaignac, der bekanntlich in öffentlicher Sitzung des Assisenhofes mit löblichem Freimuth erklärt hat, daß er ein Republikaner sey, ist Hauptmann in der Artillerie der Nationalgarde; ich sah ihn bei Labbey-Pompière's Leichenbegängniß, er ist ein schöner Mann von ansehnlichem Wuchse.

So wie eine Legion die Musterung passirt hatte, löste sie sich wenigstens zur Hälfte auf, indem die Bürgersoldaten den Gezelten und Buden zueilten, um sich durch Speise und Trank gütlich zu thun. Als die Legionen, wenn ich nicht irre, in halben Compagnien defilirten, glaubte ich bei manchem Zuge die Nachwir-

kungen des Zechens noch wahrzunehmen, denn sichtbar schwankte der Schritt und das Alignement ging oft bedeutend verloren. Desto kräftiger aber wurde Vive le Roi! gerufen — es war die Begeisterung des Weines, die zufällig einen König auf ihrem Wege traf, und eben so gut auch eine Republik hätte finden können. Der liebe Zufall ist doch ein mächtiger Herr!

Vor einigen Tagen wurde bei Boyer d'Argenson gestritten, ob die Nationalität der Völker auf der Basis einer gleichen Sprache erbaut werden müsse oder nicht. Zu meiner Verwunderung war Boyer d'Argenson für den Grundsatz der Gleichartigkeit der Sprache, was ich kaum von einem Franzosen erwartet hätte. Ich stritt unter der entgegengesetzten Fahne und suchte durch Beispiele zu beweisen, daß die Durchführung dieses Grundsatzes, wenn auch theoretisch wünschenswerth, doch in der Praxis unmöglich sey, und daß bei einer neuen Territorialeintheilung Europa's viel wichtigere Fragen, als die der Absonderung der Völker nach Sprachen, in Betracht gezogen werden müßten. So z. B. sagte ich: „daß ich durchaus keinen Werth darauf lege, die deutschen Volksstämme auf dem linken Rheinufer mit Deutschland verbunden zu sehen, wenn ihr Interesse und ihre Wünsche sich zu einer Verbindung mit dem französischen Reiche hinneigen. Wenn einmal alle Staaten Europa's gleich frei sind, so ist es für die einzelnen Volksstämme wohl ziemlich einerlei, zu welchem gesellschaftlichen Verbande der großen europäischen Familie sie gehören. Weit wichtiger ist es für Deutschland, daß es auf dem Congresse der Völker eine bedeutende Strecke Küstenland zugetheilt erhält, um dadurch sich eine Marine, See-

handel, Colonien gründen zu können. Wenn m
nach Holland mit Deutschland vereinigen wollte,
den wir gerne dafür die Rheinprovinzen des link
fahren lassen. Portugal und Spanien müssen ih
graphischen Lage nach in einen Staat vereinigt
obschon ihre Sprache nicht die gleiche ist. So
ja selbst in Frankreich nicht durchgängig die
Sprache. Des so verschiedenartigen Patois, d
kaum französisch nennen kann, nicht zu erwäh
haben die Franzosen ihre deutschen Provinzen
Bretagne, deren Sprachen beide mit dem Fran
nicht das Geringste gemein haben." Der Streit
sich, wie alle Diskussionen dieser Art zu enden
— Jeder blieb bei seiner Meinung. Royer C
sen äußerte, daß er über diesen Gegenstand reifli
gedacht habe; er setzte uns aber die Resultate
Forschens nicht näher auseinander. Ein groß
ist er nicht, aber einer der edelsten und rech
Männer, die ich je habe kennen lernen. Es g
Herz, das wärmer für die Menschheit schlägt,
seinige; er ist sehr reich und hat schon große S
für die Sache der Freiheit geopfert, freilich nicht
am zweckmäßigsten, denn ich weiß, daß mehr
gabunden des Liberalismus seine Herzensgüte mis
und lange auf seine Kosten gelebt haben. Im
Hause herrscht die Einfachheit und der vertrauli
des Republikanismus. Er hat mehrere deutsc
diente — Elsäßer, die wahrscheinlich von seine
gen Gütern stammen. Von irgend einer Etiket
Ceremonien ist in diesem Hause gar keine Rede
treten in den Hof und fragen den guten alten C

der hier gerade dieses oder jenes thut: „Ist der Herr zu Hause?" — Ja, ist in seiner Mundart die Antwort, gehen Sie nur in den Salon; er ist im Garten, ich will's ihm sagen. — Boyer d'Argenson lebt unter seiner Dienerschaft, wie ein Vater unter seinen Kindern, und gewiß, er wird deßhalb nicht am schlechtesten, wenigstens am herzlichsten bedient.

Der Bojar speiste mit uns im Hôtel de France. Er erzählte uns eine Unterredung, die er mit Pozzo di Borgo über die griechischen Angelegenheiten gehabt. Es war von der falschen Politik die Rede, die Capo d'Istria in Griechenland befolgt. Der Bojar schildert uns Capo d'Istria, den er persönlich kannte, als einen herrschsüchtigen und hinterlistigen Mann, und versicherte, daß Pozzo di Borgo diese Ansicht theile. Der hochfahrende Geist der Palikaren und ihrer Führer, meint er, sey nicht so benaßam, sich der Willkühr eines Diplomaten zu fügen, und das Benehmen gegen den alten würdigen Pietro Bey, der sein Vermögen und sein und seiner Verwandten Leben für die Freiheit eingesetzt, habe in Griechenland allgemeine Entrüstung erregt. Pietro Bey sey zwar ein schlichter alter Mann ohne andere, als die kriegerische Erziehung seines Landes, aber seine Opposition werde von jungen Liberalen geleitet, welche in Frankreich mit den Wissenschaften und der Politik vertraut geworden seyen. Die Willkühr, mit der sich Capo d'Istria über alle Gesetze stelle, könne demnach nicht lange haltbar seyn, und Pozzo di Borgo fürchte selbst, daß durch eine Reaction in Griechenland das russische Interesse sehr gefährdet werden könne. Ich hatte bis dahin eine bessere Meinung von Capo

d'Istria's Charakter und Fähigkeiten gehabt und das freilich willkürliche und strenge Verfahren desselben auf Rechnung der politischen Nothwendigkeit geschrieben, da bei einem noch halb barbarischen Volke, wie die Griechen sind, sanfte Mittel nicht ausreichen. Ich führte diese Gründe zu Capo d'Istria's Vertheidigung an, der Bojar wollte sie aber nicht gelten lassen; er kenne, sagte er, den griechischen Charakter besser, und wenn diese Politik der Willkür nach länger befolgt werde, so sey eine Crisis in Griechenland unvermeidlich *).

Paris 25. Mai.

Wir speisten vor einigen Tagen in der Restauration im Palais-Royal, wo Dupont de l'Eure sein einfaches Mittagessen um den Preis von drei Franken einnimmt. Dieser republikanische Charakter taugt nicht zum Diener eines Königs — und wäre dieser König auch ein sogenannter Bürgerkönig. Er verachtete den Hof und die Höflinge und verbarg diese Verachtung nicht. Gegen den König zeigte er nicht jene Geschmeidigkeit, die den Herrschern gefällt, sondern vertrat ihm gegenüber furchtlos und frei die Interessen des Landes. Wie konnte er da lange Minister bleiben! Als Ludwig Philipp der Freiheit den Rücken kehrte und die

---

*) Er hat Recht gehabt — Capo d'Istria mußte das willkührliche Verfahren gegen den alten Bey von Maina mit dem Leben büßen.

Revolution, die ihn auf den Thron gehoben, verläugnete, legte Dupont de l'Eure sein Portefeuille nieder. Ehre ihm — er hat sich einen Namen gemacht, der in den Jahrbüchern der Geschichte heller glänzen wird, als das Diadem eines meineidigen Königs!

Ich habe vielfache Gelegenheit gehabt, mich über die Geschichte der merkwürdigen drei Julinstage zu unterrichten. - Ich will hier mittheilen, was mir ein glaubwürdiger Augenzeuge, der den ganzen Hergang genau beobachtet und selbst mitgefechten hat, darüber erzählte. Ich will ihn hier selbst redend einführen, damit die Sache deste anschaulicher werde. „Als ich am Morgen des 26. Juli in den Salon des Hotels, wo ich wohne, zum Frühstück kam, reichte mir ein Freund stumm den Moniteur hin, indem er mit dem Finger die berüchtigten Ordonnanzen bezeichnete. Ich las und konnte meinen eigenen Augen nicht trauen. „Sind sie denn wahnsinnig, diese Menschen, sagte ich, daß sie sich selbst ins Verderben stürzen wollen?" — Wir haben eine Periode des Terrorismus vor uns, sprach seufzend einer der Gäste, denn das Volk wird nicht ruhig bleiben; es wird Blut auf den Straßen und Blut auf dem Schaffot fließen. Sie werden Monate lang, vielleicht noch länger, durch den Schrecken herrschen, bis die Kraft im Volke gereift ist, seine Ketten zu brechen. — Diese Ansicht, daß eine Periode des Schreckens der Erlangung der Freiheit vorangehen werde, war so ziemlich die allgemeine. Niemand dachte an einen so schnellen, wunderähnlichen Sieg des Volks!"

„Ich ging aus, um einige Geschäfte zu besorgen. Noch war die Hauptstadt völlig ruhig; nur sprach man

überall theils mit Besorgniß, theils mit Entrüstung von den Ordonnanzen. Als ich gegen Abend zum Mittagessen zurückkam, hatten sich jedoch schon in allen Straßen Gruppen gesammelt, die laut und ungescheut ihren Unwillen an den Tag legten. Es war ein Wogen und Treiben, Straße auf und Straße ab. An der Säule auf dem place de victoires sah ich einen alten Mann stehen, der unaufhörlich den Vorübergehenden zurief: „Franzosen, duldet diese Schmach nicht — Widerstand gegen ungesetzliche Gewalt!“ Die Polizei, die sich unter der Menge umtrieb, wollte ihn wegschleppen. Da rief er laut: „Franzosen, helft einem alten Manne, der vor 50 Jahren die Bastille erstürmen half!“ Im Nu hatten sich stürmische Gruppen um ihn gesammelt, und die Polizei entfloh. Ich begab mich in meine Wohnung in der Straße Jussienne.“

„Nach Tisch ging ich mit einigen Freunden über den place de victoires in das Palais-Royal. Ueberall waren die Straßen und Plätze mit dichten Haufen angefüllt. Alles wogte dem Palais-Royal zu. Einzelne Gruppen blieben an den Straßenecken stehen, lasen die Polizeiverordnungen des Präfekten Mangin und äußerten ihre Entrüstung darüber in den kräftigsten Ausdrücken. Il faut enfin finir avec ces hommes-là! hörte man von allen Seiten wiederholen. Wir hatten Mühe, uns in den Garten des Palais-Royal durchzudrängen. Hier war ein buntes Treiben: Männer, Weiber, Kinder wogten hin und her. Von Zeit zu Zeit zogen einzelne Abtheilungen der Gend'armerie und der königlichen Garde durch den Hof und Garten des Palais-Royal. Sie konnten sich kaum eine Oeffnung durch

die dichten Massen brechen und waren auf allen Seiten vom Volke umfluthet. Zischen und Hohnlachen empfing sie und folgte ihnen nach. Die finstern Gesichter der Männer unter dem Volke sprachen Haß und Zorn aus, und düstere, unheimliche Blicke waren auf die Soldaten gerichtet. Weiber riefen ihnen zu: „Pfui über die Henkersknechte des Tyrannen!“ Plötzlich erhob sich der Ruf: „Es lebe die Charte!“ Er wurde von tausend Stimmen wiederholt. Jetzt rückte eine starke Abtheilung Gendarmerie, den bloßen Säbel in der Hand, in den Garten ein. Ein Vive la charte! donnerte ihr entgegen; sie rückte langsam vor, schwankend und ohne Selbstvertrauen; das Volk floh nicht, sondern wich nur Schritt vor Schritt zurück. „Wir kommen wieder,“ hörte ich viele Stimmen rufen, als die Gitterthore hinter der Menge zurasselten. Mit wüthendem Rufen und furchtbarem Lärm ergoß sich jetzt das Volk in die umliegenden Straßen. Ich nahm meinen Weg über die Tuilerien, den Platz Vendôme, die Friedensstraße und die Boulevards, um durch die Straße Montmartre in mein Hotel in der Straße Jussienne zurückzukehren. Von den Tuilerien an bis auf den Boulevard des Italiens waren Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferd aufgestellt, die ihre Patrouillen in die angränzenden Straßen entsendeten. Das Volk hielt sich von den Massen der Truppen entfernt, und die einzelnen Streifwachen empfing es mit Pfeifen und Zischen. Die Soldaten zogen mit tiefem Schweigen durch die Gruppen hin.“

„Wir schlossen sorgfältig die Hofthore des Hotel. Ich legte mich unter das Fenster; einzelne Volksgrup-

pen zogen vorüber; dann folgten Patrouillen, deren gemessener Schritt melancholisch auf dem Pflaster wiedertönte und deren Gewehre im Scheine der Laternen blinkten. Jetzt war die Straße einsam und tiefe Stille herrschte in ihr. Aus der Ferne her schallte wildes Geschrei, das, halb verklungen, zu meinen Ohren drang. In jedem Stocke der hohen Häuser erblickte man lauschende Köpfe unter den Fenstern. Ich blickte die lange Straße hinab gegen dem Palais-Royal, und plötzlich schien es mir, als ob ihr Endpunkt dunkler würde; ich sah das Licht der Laternen nach einander verschwinden. Es wurde dunkler und dunkler; jetzt hörte ich deutlich das Klirren der zerbrochenen Laternen; näher und näher kam das Geräusch — es waren schallende Fußtritte und das Rufen vieler Stimmen; die Worte verstand ich noch nicht. Ich strengte alle Gesichtsnerven an und gewahrte dunkle Menschengestalten, die wie Schatten links und rechts an den Mauern vorüberschwebten; sie kamen näher, ich hörte eine Laterne rasseln: Kling! Kling! Eine Gestalt schwebte von der schwarzen Mauer herüber in die Mitte der Straße und zwei bis drei rasche Schläge eines schweren Werkzeuges ließen sich vernehmen. So wurden alle Laternen nach einander im Fluge zerschlagen. Ehe eine Laterne fiel, ertönte jedesmal der warnende Ruf heiserer Stimmen: Gare! Gare! Es war mir wie ein Traum, als ich plötzlich die ganze lange Straße, die eben noch in hellem Glanze strahlte, vom Palais-Royal an bis zu ihrer Einmündung in die Straße Montmartre, in nächtlicher Dunkelheit vor mir liegen sah. Ermüdet legte ich mich nieder; das Vorgefühl großer Ereignisse,

blutiger Scenen ließ mich nicht ſchlafen; halb entſchlummert hörte ich noch die gleichförmigen Tritte der durch die Straße ziehenden Patrouillen zu meinen Fenſtern ſchallen, und ängſtigende Träume umgaukelten mein Lager."

„Am Morgen des 27. war ich früh auf und begann meine Wanderung von der Straße Montmartre aus. Ueberall hatten ſich bereits Volksgruppen geſammelt. Arbeiter aller Gewerbe, beſonders Buchdrucker, mit der feurigen Jugend der Hauptſtadt untermiſcht, durchzogen lärmend die Straßen und öffentlichen Plätze. Je mehr ich mich den Boulevards näherte, um ſo zahlreicher und belebter waren die Haufen. Ich trat zu einem derſelben, in deſſen Mitte ein Redner mit Heftigkeit ſprach. Es war weniger eine geordnete Rede, die er hielt, als eine Aushauchung tiefen Ingrimms in abgebrochenen Sätzen: „Was will dieſer meineidige König, dieſer Sklave der Prieſter, dieſer Kammerdiener des heiligen Bundes? Fünfzehn Jahre einer lügneriſchen Verfaſſung haben wir durchlebt — und das Ende derſelben ſoll offener, ungeſchminkter Deſpotismus ſeyn! Bürger, können das Franzoſen dulden? (Stürmiſcher Beifall. Nein! Nein!) Der Krieg iſt erklärt zwiſchen der Krone und dem Volke.... Nicht wir, der Tyrann hat die Verfaſſung gebrochen.... Krieg alſo, Krieg, zu den Waffen, Bürger! (Tobendes Geſchrei: Zu den Waffen! Zu den Waffen!) Wer fechten will, wird Waffen finden.... Laßt uns die Schergen des Tyrannen entwaffnen!.... Bürger, wer Frankreich liebt und entſchloſſen iſt zum Tode, der folge mir!"

„Ein jubelndes Geschrei stieg gen Himmel und der halbe Haufen folgte dem Redner abwärts auf den Boulevards in der Richtung des Bastilleplatzes. Es zog mich unwillkürlich nach. Wir kamen an ein Wachthaus der Gendarmerie. Die Schildwache ging auf und ab. Als sie den Haufen heranstürmen sah, trat sie scheu unter die Säulen des Wachhauses zurück. Das Volk stellte sich der Wache gegenüber auf und rief herausfordernd: „Es lebe die Charte! Alles blieb still im Innern des Wachhauses. Noch einmal donnerte der Ruf in die Lüfte: Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! Ein kräftiger Mann in einer Blouse trat hart auf die Schildwache an und forderte sie auf, in den Ruf des Volks mit einzustimmen. Als sie schwieg, drängten sich ein Dutzend Männer drohend um sie her: Vive la liberté! ertönte aus Aller Munde. „Will der Sklave nicht mitrufen? rief eine Stimme. Entwaffnet ihn!" Im, Nu war ihm das Gewehr entrissen und in demselben Augenblicke stürmte der ganze Haufen gegen die Thüre der Wachstube. Die Wache leistete keinen Widerstand und wurde entwaffnet."

„Jubelnd wurden die erbeuteten Gewehre und Säbel geschwenkt. „Bürger," rief eine Stimme, „ihr habt Waffen, wählt euch einen Anführer." Ja! Ja! lärmten viele Stimmen durch einander, einen Anführer! — Hier ist ein alter Schnurrbart von Waterloo, sagte einer aus dem Haufen und stellte einen kräftigen Mann von mittlerem Alter dem Volke vor. Er wurde jubelnd begrüßt. „Bürger," sagte er mit militärischem Anstand, „ich nehme die Ehre an, welche Sie mir er-

weisen," und ohne Aufschub trat er die Functionen seines neuen Amtes an, ließ die Waffen auf einen Haufen tragen, theilte sie dann an alte Soldaten oder solche Personen, die damit umzugehen wußten, aus, setzte Unterbefehlshaber ein und brachte einige Ordnung in die ungeregelte Schaar. Weiber und Mädchen, Kinder und Greise sahen der Scene zu und klatschten Beifall. Da ertönte auf einmal der Ruf: die Lanzenträger! die Lanzenträger! Eine starke Abtheilung Reiterei kam im scharfen Trabb die Boulevards herab. Die Zuschauer stiebten auseinander. Zu den Waffen! Zu den Waffen! tönte es in dem Haufen. Der Anführer warf einen prüfenden Blick auf die anrückenden Reiter und befahl dann den Unbewaffneten, sich schnell in die engen Nebenstraßen zu werfen; die Bewaffneten sammelte er um sich und stellte sich hinter den Häusern einer Seitenstraße auf. Die Reiter flogen heran; als sie aber die dunkeln Mündungen der Gewehre sich entgegenstarren sahen, machten sie Halt. Es fiel kein Schuß; die Nachhut des Volkshaufens zog sich von Haus zu Haus langsam zurück und hatte sich bald in dem Labyrinth der sich durchkreuzenden Gassen verloren."

„Ich durchwanderte einen großen Theil der Stadt, überall sammelte sich das Volk in Haufen. Hier wurde eine Wachstube eingenommen, dort ein Waffenmagazin ausgeleert. Auf dem Odeonplatze fand ich die Handwerker der Vorstadt Saint-Jacques und die Studenten der Rechts- und Arzneischule aufmarschirt. Schon vernahm man statt des anfänglichen Rufs: Es lebe die Charte! das Geschrei: Nieder mit den

Bourbons! Es lebe die Freiheit! Ich wurd
durch einen Volkshaufen gegen das Palais Royal m
fortgerissen; die Thore waren verschlossen. Eine stark
Colonne Fußvolk hielt einen Theil der Straße Saint
Honoré besetzt; ihr gegenüber stunden Volkshaufen, di
aber noch unbewaffnet waren. Von Zeit zu Zeit tra
ten Einzelne aus dem Volke hervor und riefen de
Truppen zu, den meineidigen König zu verlassen un
sich zum Volke zu schlagen. Tiefes Schweigen herrscht
in den Reihen der Soldaten, in denen sich junge Wei
ber und Mädchen auf- und abdrängten, um sie fü
die Sache des Volks zu gewinnen. Offiziere befahle
ihnen wiederholt, sich zu entfernen, aber sie blieben
und man wagte nicht, Gewalt gegen sie zu brauchen
da die Soldaten bereits höchst zweideutige Miene
machten."

„So stunden beide Theile einander drohend, abe
unschlüssig, gegenüber. Zufällig fuhren zwei Wage
mit Backsteinen und Ziegeln vorüber. Plötzlich sa
ich einen Volkshaufen auf sie losstürzen, und ehe ic
mich besinnen konnte, waren sie abgeladen, umgestürz
die Räder ausgehoben und hinter dieser Verrammlun
die Backsteine und Ziegel als Munition aufgepflanz
Ob es Instinkt der Masse war, ob Jemand den Rat
dazu ertheilte, ich weiß es nicht — kurz, das Beispi
der Barrikaden war gegeben, und wie durch einen Zau
berschlag erhoben sich in kurzer Zeit überall Verramm
lungen. Von allen Seiten zog man Fuhrwerke all
Art herbei, schleppte man Balken, Bretter und Meub
zu Haufen."

„Zu meiner Verwunderung blieben die Truppen u

thätig; vermuthlich holten sie erst Befehle ein. Bald jedoch setzte sich eine Colonne gegen die Barrikade in Bewegung, die an der Einmündung der Straße Saint-Louis in die Straße Saint-Honoré errichtet war. Die Bürger, die hinter der Verrammlung stunden, waren ungewiß, was sie thun sollten; eben so unschlüssig schienen die Truppen zu seyn; der Schritt, in dem sie anrückten, war schwankend und unsicher. Plötzlich, wie durch Inspiration, sprang ein Haufe Bürger über die Barrikade weg und stürzte der Colonne, die Hüte schwenkend und unter dem Ruf: „Es lebe die Linie!" entgegen. Bald waren die Reihen getrennt, Bürger und Soldaten lagen sich in den Armen. Einige der Offiziere schienen heimliches Gefallen an diesem Schauspiele zu haben, sie schwiegen; andere tobten und wollten die Bürger entfernen — umsonst, ihre Autorität hatte aufgehört. Dieser Auftritt mochte wohl eine Viertelstunde dauern; jetzt sah ich einen General herbeisprengen, der Befehl gab, sogleich die Colonne zurückzunehmen; die Bürger kehrten hinter ihre Verschanzungen zurück."

„Ich setzte meine Wanderung fort; noch war ich nicht sehr weit gekommen, als ich hinter mir das Rasseln der Trommeln und Trompetenschall hörte. Bald darauf vernahm ich ein starkes Gewehrfeuer, Kampfgeschrei und Wehegeheul schallte in meine Ohren. Fliehendes Volk stürmte schreiend einher und verwickelte mich in den Strom seiner Flucht. Ich wendete mich dem Siegesplatze zu, um von dort in die Straße Rivienne zu gelangen. Auf diesem Platze war eine Colonne Fußvolks aufgestellt. Hier wohnte ich einer

furchtbar ergreifenden Scene an. Eine tobende, heu-
lende Volksmenge kam die Straße vom Palais Roval
herauf; die Truppen griffen zum Gewehr. Der Haufe
eilte, jedoch ohne feindselige Ostentation, schreiend bis
dicht vor die Colonne heran; plötzlich öffnete er sich
und zeigte uns einen herkulischen Mann mit nackten
Armen, der hoch über seinem Haupte einen weiblichen
Leichnam trug. Er schwang ihn mit gewaltigem
Schwunge und warf ihn in die Mitte der Soldaten,
die vor Entsetzen zurückwichen. Zu gleicher Zeit erhob
das Volk ein schauerliches Geheul. „Das haben eure
Kameraden gethan," rief der Mann mit furchtbarer
Stimme, „werdet Ihr es auch so machen?" Nein!
Nein! hörte ich viele Soldaten rufen, andern standen
Thränen in den Augen, einige zerrauften sich vor Wuth
und Schmerz die Haare. Es war eine Scene des
Grauens. „Seyd barmherzig und tödtet mich," rief
ein Offizier in Verzweiflung aus," ich kann diese Greue
nicht länger ansehen." Tief erschüttert wendete ich
mich meiner Wohnung zu. Um in die Straße Juf-
sienne zu gelangen, mußte ich bereits über mehrere Bar-
rikaden steigen."

„Eine Nacht, wie diese, hatte ich noch nicht erlebt.
Die ganze Bevölkerung des Viertels, in dem ich wohnte,
war auf den Beinen. Trommeln wirbelten, der dumpfe
Schall der Sturmglocke heulte von den Thürmen, die
geschäftige Menge, die hier das Straßenpflaster auf-
brach, dort Barrikaden errichtete, hier nach Waffen
suchte, dort Patronen machte und Blei zu Kugeln goß,
summte wie ein Bienenschwarm. Einzelne Schaaren
zogen durch die Straßen und ließen den monotonen

in dem Dunkel der Nacht schauervoll klingenden Ruf ertönen: Zu den Waffen, Bürger! Zu den Barrikaden, Bürger und Bürgerinnen! Die Häuser wurden durchsucht, die Furchtsamen und Trägen mit Gewalt zur Arbeit geschleppt. Hier sah man einen alten Offizier oder Soldaten einen Haufen Bürger ordnen und ihn in Züge abtheilen, dort, mit dem geringsten Volke vermischt, schön gekleidete Weiber und Mädchen mit zarten Händen an den Verrammlungen arbeiten. So brach der verhängnißvolle Tag des 28. Juli an."

„Mit einer Doppelflinte, ein Paar Pistolen im Gürtel und einem Jagdmesser bewaffnet, trat ich am frühen Morgen in einen der Haufen meines Viertels ein. Jetzt sah man einzelne Nationalgarden in ihren Uniformen und vollständig bewaffnet in den Straßen erscheinen. Allgemeiner Jubelruf und Händeklatschen empfing sie. Die andern Bürger waren zum Theil noch unbewaffnet, theils mit den verschiedenartigsten Waffen versehen. Hier trug einer eine gute Jagdflinte, dort ein anderer ein verrostetes Gewehr; alte Degen, Rappiere, Aexte, Bratspieße und Waffen aller Art wurden in diesen bunten Reihen erblickt. Noch wußte man nicht, was man thun, wohin man sich wenden, ob man angreifen oder den Angriff abwarten solle. In dieser Zwischenzeit kehrte sich der Zorn der Bürger gegen die königlichen Wappenschilde, womit die Häuser mehrerer Handelsleute geschmückt waren, welche sich Lieferanten des Königs oder der Prinzen und Prinzessinnen betitelten. Wüthend wurden sie herabgerissen und in den Koth geworfen. Jedesmal ertönte dabei der Ruf: Nieder

mit den Bourbons! Es lebe die Freiheit! Ingrimmiges Geschrei, mit Jubelruf vermischt, stieg tausendfach gegen das Gewölbe des Himmels und hallte furchtbar zwischen den hohen Häusern der langen Gassen. Das Wirbeln der Trommeln und einzelne Flintenschüsse, welche Bürger mit den Vorposten der königlichen Truppen wechselten, schallten dazwischen — ein Vorspiel des blutigen Tages."

„Wir hielten uns innerhalb unserer Verrammlungen, welche nach allen Seiten die Zugänge der Straße deckten. Ungefähr von acht Uhr an hörten wir von den Boulevards her, vom Platze Vendôme, von den Tuilerien und vom Siegesplatze Kanonendonner und Gewehrfeuer. Wir schickten Patrouillen nach allen Richtungen, um uns von den Stellungen der Feinde zu unterrichten und mit den anderen bewaffneten Bürgerschaaren in Verbindung zu bleiben. Ich schloß mich an eine Abtheilung an, welche die Straße Montmartre aufwärts gegen die Boulevards marschirte. Als wir auf den Boulevards ankamen, wurde gerade der Angriff auf das Thor Saint-Denis disponirt, wo sich ein Theil der königlichen Garde verschanzt hatte. Wir sahen unter den bewaffneten Haufen nur wenig Uniformen — der bei weitem größere Theil der Nationalgarde nahm an dem Kampfe noch keinen Antheil und von den Linientruppen waren erst Einzelne übergegangen. Die bürgerlichen Angriffscolonnen boten einen seltsamen bunten Anblick dar: neben einem elegant gekleideten jungen Manne, der ein Paar Pistolen im Gürtel und einen Säbel an der Seite trug, erblickte man einen Vorstädter mit durchlöchertem Hute und

halbzerrissenem Wams, mit irgend einem Werkzeuge, wie es ihm gerade in die Hände gefallen war, bewaffnet, neben einem Nationalgardisten in seiner Uniform und vollständig bewaffnet einen rusigen Handwerker mit aufgestülpten Hemdärmeln, neben einem alten schnurrbärtigen Soldaten einen lustigen Schneider oder Perruquier. Alte Offiziere und Soldaten und Zöglinge der polytechnischen Schule ordneten die Colonnen. Weiber und Mädchen gingen durch die Reihen der Bürger, reichten ihnen Erfrischungen und munterten sie zum Kampfe auf. Die Buden, die Caffehäuser, die Restaurationen waren offen, wie zur Zeit der tiefsten Ruhe. Erfrischungen wurden um Geld genommen oder auch umsonst gereicht. Ehe sich die Colonnen in Marsch setzten, erhoben sich plötzlich mehrere dreifarbige Fahnen in ihrer Mitte, es waren die ersten, die ich sah — sie wurden mit donnerndem Jubel begrüßt."

„Eine starke Colonne der Bürger blieb in der Straße Montmartre stehen, um den Rücken der Angreifenden gegen die auf den Boulevards und in der Friedensstraße aufgestellten feindlichen Streitkräfte zu decken. Da unser Auftrag bloß eine Recognoscirung bezweckte und die zum Angriff disponible Mannschaft mehr als hinreichend war, so warteten wir hier den Erfolg des Treffens ab. Wir näherten uns dem Kampfplatze so viel möglich. Das Feuer wurde aus den Häusern der Straßen, welche das Thor Saint-Denis umgeben, eröffnet; die Garden hatten die Boulevards besetzt, um mit den Truppen, welche auf dem Platze Vendôme einerseits und auf dem Bastilleplatze andererseits aufgestellt waren, die Verbindung zu unter-

halten. Das Feuer nahm stets an Heftigkeit zu, s
wie nach und nach neue Streiter eintrafen, welche sie
in die Häuser warfen. Weiber und Mädchen sahe
mitten im Kugelregen aus den Fenstern oder triebe
sich auf der Straße herum, Kinder jauchzten unte
dem Donner des Geschützes; man glaubte sich nicht i
einem Treffen, sondern im Schauspielhause zu befinden
je heftiger das Feuer der Angreifenden von Minute z
Minute ward, je stärker es rollte, je mehr im näml
chen Verhältnisse das Feuer der Angegriffenen nachli
und ihr Muth zu sinken schien, um so lauter wurd
das Händeklatschen und Bravorufen der Zuschauer."

„Ungefähr zwei Stunden mochte das Feuer unau
gesetzt gedauert haben, als wir eine starke Colonne d
royalistischen Truppen von der Friedensstraße her d
Boulevards herabkommen sahen. Zu gleicher Zeit mach
die Garde am Thore Saint-Denis einen heftigen A
griff auf die nächsten Häuser, um die Bürger aus de
selben zu vertreiben und sich von ihrem lästigen Feu
zu befreien. Ein Zetergeschrei der Besorgniß erhob sic
unter den Zuschauern. Zu Hülfe, zu Hülfe, Bü
ger! riefen hundert Stimmen zumal. Ein alter Of
zier blickte unverwandt, prüfenden Blicks, auf die fein
lichen Bewegungen. Dann sagte er ruhig: „sie deck
ihren Rückzug," und rief mit lauter Stimme: „
die Barrikaden, Bürger!"

„Er hatte richtig geurtheilt. Kaum waren w
hinter unsern Verrammlungen, so hörten wir den Mar
der vom Thore Saint-Denis, die Boulevards aufwär
abziehenden Garde. Die von der Friedensstraße h
kommende feindliche Colonne traf zuerst an der E

mündung der Straße Montmartre ein. Ein Peloton, der die ganze Breite der Straße einnahm, eröffnete ein Feuer gegen unsere Barrikade, um uns zu hindern, die sich zurückziehende Colonne zu beschießen. Wir erwiederten das Feuer mit Erfolg und fast ohne Verlust, da wir durch unsere Verschanzungen gedeckt waren. Zu gleicher Zeit ertönte, das Krachen der Gewehre überbietend, die Musik der Garde, mit dem Rasseln der Trommeln abwechselnd, das wilde, jauchzende Geschrei der verfolgenden Bürger, das Händeklatschen, das Beifallrufen, das Zischen und Pfeifen der Menge, dazwischen rollte, fern und nah, der Donner der Kanonen, heulte die gellende Sturmglocke — es war eine Aufregung aller Leidenschaften, hoch pochte das Herz in der männlichen Brust und drohte zu springen vor freudiger Kampflust."

„Wir kehrten in die Straße Jussienne zurück. Die Hofthore des Hotels waren geschlossen und ich fand im Salon ein Dutzend feige Spießbürger, welche den Ausgang dieser Dinge mit Zagen erwarteten, um das Frühstück versammelt. Ueberhaupt erwiesen sich in den drei Tagen die Individuen der sogenannten Mittelklasse meist als erbärmliche Philister. Höchstens zweitausend Mann der Nationalgarde nahmen thätigen und feurigen Antheil am Kampfe; andere ließen sich bloß zum ungefährlichen Wachdienste gebrauchen, und die meisten zeigten sich gar nicht. Unser Hausherr hatte seine Uniform versteckt und seine Waffen zum Gebrauche der Kampflustigen abgegeben; er selbst ging schreckenbleich im Hause umher und horchte angstvoll dem Donner des Geschützes und dem Krachen der Gewehre, das vom

Siegesplatze und von den Boulevards her erschallte. Der weibliche Theil des Hauses stürzte neugierig auf mich zu und fragte nach dem Ausgange des Kampfes. Als ich den Rückzug der Truppen berichtete, erscholl ein allgemeines Bravo! Man beeiferte sich um die Wette, mich mit Erfrischungen zu bedienen, während selbst die Dienstboten heimlich Blicke der Verachtung auf die feigen Philister warfen, die in der sichern Burg geblieben waren, statt an dem Kampfe des Volkes Antheil zu nehmen. Nachdem der Sieg errungen war, sah ich unsern Hausherrn in seiner Uniform stolziren und bei der Musterung der Nationalgarde erscheinen, während das sogenannte gemeine Volk, dessen Muth und Hingebung den Sieg errungen hatte, in bescheidener Entfernung blieb und zu seinem sauern Tagewerk zurückkehrte."

„Zwischen ein Uhr und zwei Uhr hörten wir vom Carousselplatze, den Tuilerien und den Boulevards starken Kanonendonner und Gewehrfeuer. Ich nahm meine Waffen zur Hand, um auf den Kampfplatz zu eilen. Auffordernd sah ich die feigen Philister an, die im Salon versammelt waren — ich erblickte nur bleiche Gesichter und niedergeschlagene Augen. „Bleiben Sie doch, sagte der Hausherr leise, mich am Aermel zupfend, lassen Sie das gemeine Volk machen, das nichts zu verlieren hat. Bedenken Sie, was Sie wagen, wenn der Hof siegt." — Das Leben, um die Freiheit zu gewinnen, erwiederte ich, warf einen Blick der Verachtung auf die selbstsüchtige Rotte der Spießbürger und ging."

„Auf der Straße großer Lärm, alle Fenster besetzt, bewaffnete Haufen jubelnd den Barrikaden in der Straße Montmartre zuströmend. Es waren meist Leute, die

nicht zu den Reichen, vielfach nicht einmal zu den Wohlhabenden gehörten, Handwerker in Hemdärmeln, ganz Unbemittelte in halbzerrissenen Kleidern, dann feurige republikanische Jugend, nur wenige Nationalgardisten in ihrer Uniform. Aus allen Stockwerken der hohen Häuser tönten ermunternde Rufe: Vorwärts, vorwärts, Bürger! Es lebe die Freiheit! Tod den Tyrannen! Tücher und mitunter dreifarbige Fähnlein wehten aus den Fenstern. Unten rasselten die Trommeln, klirrten die Waffen, schallte der kriegerische Gesang der Patrioten. Auch der Feigste mußte in diesem allgemeinen Taumel mit fortgerissen werden. Weiber und Mädchen stürzten auf die Straße und reichten im Fluge den Vorüberziehenden Erfrischungen aller Art. Unter der Thüre eines Hauses sah ich einen wohlgekleideten hochgewachsenen Mann stehen, mit der linken Faust den Lauf des Gewehres umfassend, dessen Kolben auf dem Pflaster ruhte, und mit dem rechten Arme ein schönes Weib zum Abschied umschlingend. Ihre Augen waren thränenfeucht, aber sie weinte nicht. „Geh mit Gott, mein Freund, das Vaterland ruft!" sagte sie gefaßt, aber doch mit zitternder Stimme. Der ist ein Liebling des Himmels, der — seltenes Glück! — ein edles Weib besitzt."

„Als wir an die vorderste Barrikade kamen, fanden wir sie schon dicht mit Bewaffneten besetzt; ich stellte mich seitwärts an die Thüre eines Hauses. Neben mir stand ein Mann von mittlerem Alter, der, gleich mir, wohlbewaffnet war: den Säbel im Bandelier über die Schulter, ein Paar Pistolen im Gürtel und eine Doppelflinte in der Hand. Er musterte aufmerksam meine Bewaffnung und Haltung und ich glaubte in seinen

Blicken zu lesen, daß er Vertrauen zu mir schöpfe. Er war von etwa einem halben Dutzend Bewaffneter umgeben, deren Anführer er zu seyn schien. Aufmerksam horchte er dem Donner der Kanonen, dem Krachen der Gewehre und dem Rasseln der Trommeln, um darnach den Gang des Gefechts, dessen Entfernung oder Annäherung zu beurtheilen. Das Feuer wurde allmählig heftiger und rückte hörbar näher. Jetzt hörten wir die Trommeln in gerader Richtung von den Boulevards, die Straße Montmartre herab, rollen. Auf der Barrikade und aus den Häusern erhob sich ein tausendstimmiges Geschrei, einzelne Schüsse fielen. Plötzlich schwiegen die Trommeln der Truppen und wir hörten ferneu Commandoruf, dem ein Pelotonfeuer folgte. Les voilà enfin! sagte der alte Soldat trocken. Nun begann ein heftiges Flintenfeuer von der Barrikade und aus den Häusern, dem in abgemessenen Räumen das Pelotonfeuer der Truppen antwortete. Auf einmal schwieg dieses und wir vernahmen das Rasseln des schweren Geschützes auf dem Pflaster. „Ah! Es wird Ernst!" sprach der Soldat mit dem Lächeln der Zuversicht und winkte seinen Leuten vergnügt mit den Augen zu. Als sein Blick auf mich fiel, sagte er einladend: „Haben Lust, mein Herr? Rangez Vous dans ma petite troupe, je suis un ancien qui connait le metier." Ich machte eine bejahende Bewegung und trat näher. Im nämlichen Augenblicke donnerten die Kanonen und Kugeln schlugen in die Barrikade ein. Sie wurden durch Kriegsgeschrei und verdoppeltes Feuern erwiedert. Schuß folgte jetzt auf Schuß, Trümmer der Verrammlung flogen umher und Menschen stürzten. Der alte Führer

blieb ruhig an der Wand lehnen und rührte sich nicht. Das Geschütz schwieg. »A l'assaut! sagte der Soldat lakonisch; wir werden sie bald kommen sehen.“ Der Sturmmarsch schlug und man hörte die schweren Tritte einer stürmenden Colonne. Kriegsgeschrei von beiden Seiten und heftiges Feuer von der Barrikade. Nur eine Minute, und wir sahen die Bayonette der Soldaten jenseits der Barrikade blitzen und erblickten einzelne Grenadiermützen, die bald erschienen, bald verschwanden, je nachdem sie vorwärts drangen oder von der Verrammlung hinabgestoßen wurden, denn das Handgemenge war allgemein und nur von den Häusern fielen noch Schüsse. Die Vertheidiger wankten und einige sprangen rückwärts hinab, um die nächste Verrammlung zu gewinnen. **Tenez ferme, mes camerades, et faites comme moi!** sagte der alte Führer zu uns. Der Andrang der Stürmenden wurde heftiger, ein Vertheidiger nach dem andern floh oder wurde herabgeworfen, und oben erschienen die Grenadiere. **Garde a Vous!** rief uns in diesem Augenblicke der alte Krieger mit mächtiger Stimme zu, legte an und schoß, und wir folgten seinem Beispiele. Mehrere Feinde stürzten, die andern stutzten. **En avant!** rief ein Offizier, nachdem er einen Blick auf unser kleines Häuflein geworfen hatte, und die Grenadiere sprangen über die Verrammlung herab. Wir stürzten unserm Führer nach in eine Seitengasse, die Verfolger dicht hinter uns. Ihre Bayonette saßen in unserm Nacken. Plötzlich sah ich die Vordersten sich zur Erde werfen und fühlte die schwere Faust des Anführers in meinem Genicke; er riß mich mit sich zu Boden; ich wußte nicht, wie mir geschah. Im nämli-

chen Augenblicke hörte ich viele Schüsse fallen; der
rer richtete sich auf, ich folgte seinem Beispiele und
ich um mich blickte, sah ich einige unserer Verfolger
oder verwundet am Boden liegen und die andern
der Flucht nach der Straße Montmartre. Hülfr
Hände streckten sich von der Barrikade herab, aus
das rettende Feuer gekommen war, und wir stiegen
auf. „Brav gemacht!“ rief unser Führer den Ver
digern der Verrammlung zu, das wird sie Vorsicht
ren. Wenn sie unter dem kleinen Corporal gedient
ten, würden sie nicht so hitzig seyn.“ Einige der
wundeten Soldaten, die vor der Barrikade lagen,
teten sich in die Höhe. „Die armen Teufel!“ s
mitleidig ein Bürger. „Laßt sie krepiren, die Söl
der Tyrannei! fiel ein anderer unmuthig ein; sie
dienen es nicht besser.“ — Es sind doch Franzosen
wiederte ein anderer; wir wollen sie aufheben und
binden lassen. — Der Anführer zeigte stillschweigend
die Colonne, welche die Straße Montmartre hinabr
schritte, um anzudeuten, daß dieß in einem Augenbl
wo man auf Angriff gefaßt seyn müsse, unmöglich
„Sollen wir eine Salve in ihre Reihen geben? fr
ein Bürger. — Unnützes Blut! versetzte der Fü
den Kopf schüttelnd. — In diesem Augenblicke öff
sich eine Hausthüre, Männer und Weiber erschie
hoben die verwundeten Soldaten auf und trugen
hinein.“

„Die feindliche Colonne in der Straße Montm
war vorübergezogen und nur ein Beobachtungsposten
Eingang der Seitenstraße zurückgeblieben. In di
Augenblicke hörten wir rechts von uns, in der St

Montmartre abwärts, das Gewehrfeuer sich wieder eröffnen. „Im Falle eines Angriffs, sagte unser Führer zu den Vertheidigern der Barrikade, haltet euch, so lange es möglich ist, und geht dann in die nächste Verrammlung zurück.“ Hierauf winkte er dem Häuflein seiner Getreuen, und wir folgten ihm. Wir gingen seitwärts durch mehrere Häuser und Höfe; der Weg schien unserm Führer genau bekannt. Endlich stiegen wir die Treppen eines Hauses hinauf bis auf den Giebel, kletterten über das Dach hinweg und gelangten auf den obern Boden einer andern Wohnung. Als wir die Treppen hinabstiegen, hörten wir ganz in unserer Nähe ein heftiges Gewehrfeuer. Unser Führer öffnete ein Zimmer, in welchem sich Männer, Weiber und Kinder befanden, nickte grüßend wie ein Bekannter, blickte auf mehrere Matrazen, die auf dem Boden lagen, und gab seine Zufriedenheit darüber durch ein Lächeln zu erkennen. Auf der Straße unter den Fenstern wurde heftig geschossen. Auf ein Zeichen des Anführers trugen wir die Matrazen an die Fensteröffnungen und befestigten sie so, daß sie uns bis an die Brust deckten; dann blickten wir vorsichtig darüber hinaus, um den Stand der Dinge auf der Straße zu recognosciren. Rechts von uns lag eine Barrikade, deren Oeffnungen Feuer und Flammen spieen. Aus den Häusern auf beiden Seiten der Straße wurde heftig geschossen. Links von uns war, die Breite der Straße einnehmend, eine Colonne Fußvolk aufgestellt, deren Plänkler in Seitenstraßen und unter Vorsprüngen, zum Theil auch in den Erdgeschossen der Häuser, deren Thüren sie eingeschlagen hatten, sich deckten, so gut sie vermochten, und ein gegen die Bar-

rikade und die Fenster der Wohnungen gerichtetes Feuer unterhielten. „Auf die Colonne, sagte unser Führer, ich nehme den Stabsoffizier.“ Vorsichtig brachten wir unsere Flintenläufe auf die Matrazen, legten links an und schossen fast im nämlichen Augenblicke ab. Eben so schnell zogen wir unsere Köpfe hinter die schützende Matraze zurück. Gleich darauf hörten wir Kugeln gegen das Fenstergesimse prallen und einige schlugen an die Decke des Zimmers. Schnell warf unser Führer einen Blick über die Brustwehr weg und rief triumphirend: „Er liegt, das Pferd ist ledig!“

„Immer auf die Colonne, da geht kein Schuß verloren,“ sagte unser Anführer, während wir die Gewehre wieder luden. Wir gaben eine zweite Salve mit der nämlichen Vorsicht und gleich darauf verdoppelte sich das Feuer gegen unsere Fenster. „Gebt uns doch einen Schluck Wein, sprach der Führer, zu den Weibern sich wendend, leerte das Glas unter dem Ruf: Es lebe die Freiheit! und abermals drückten wir unsere Gewehre ab.“

„Die Trommeln wirbelten, das Feuer der Plänkler wurde schwächer und die Colonne rückte vor. „Dort hält der Verräther,“ rief unser Führer, der einen schnellen Blick auf die Straße geworfen hatte, und wir sahen den Marschall Marmont, umgeben von seinem Stab, in geringer Entfernung von uns halten. „Rache für Frankreich!“ murmelte der alte Soldat zwischen den Zähnen und zielte mit Bedacht. Der Schuß fiel und traf einen Offizier des Stabs, der in demselben Augenblicke sich gegen den Marschall vorgebeugt hatte, um eine Ordre zu empfangen. Zu gleicher Zeit erschallte

das Geschrei der Stürmenden und der Vertheidiger der Barrikade, und das Gewehrfeuer aus den Fenstern wurde heftiger. Gegen die Verrammlungen der Seitengassen donnerten Kanonen, Trommeln rasselten, tausend verwirrte, in Kampfeslust jubelnde, im Ringen des Todes röchelnde, im Schmerz der Wunden winselnde Stimmen stiegen in betäubenden Mißtönen gen Himmel, und alle Furien der Hölle schienen entfesselt, die arme Menschheit zu geißeln."

„Die Vertheidiger der Barrikade wurden hart gedrängt und schwebten in Gefahr, geworfen zu werden, als plötzlich, wie verabredet, sich das donnernde Geschrei erhob: Aux pavées, citoyens, aux pavées! Da öffneten sich zumal alle Fenster, in allen Luftlöchern der Häuser, auf den Dächern selbst erschienen Menschen, und ein Hagel von Pflastersteinen, von Ziegeln, von Möbeln, von Geschirr, von Bouteillen und Gläsern regnete auf die Truppen herab. Zu gleicher Zeit krachte das Gewehrfeuer mit verdoppelter Lebhaftigkeit. Nicht zwei Minuten lang konnten die Truppen diesen Sturm aushalten — sie wendeten sich zur Flucht. Als der Marschall sein Pferd umdrehte und mit seinem Generalstab davonritt, folgten ihm auf seiner Flucht das Zischen, der Jubelruf, die Verwünschungen der Menge. Aus tausend Kehlen stieg der Ruf gen Himmel: „Hoch lebe die Freiheit!"

„Wir stürzten auf die Straße hinab und wälzten uns mit dem Strome der Verfolger den Boulevards zu. Die zurückziehende Colonne war aufgelöst, viele Soldaten blieben zurück und schlossen sich an die Bürger an. Sie rissen ihre weißen Kokarden ab, warfen sie in den Koth und traten sie mit Füßen. Unter dem Jubelrufe des Volkes hefteten ihnen Weiber und Mädchen drei-

farbige Kokarden an. Bürger faßten sie unter den Arm und zogen sie in die Restaurationen, Wein- und Caffeehäuser, die sich alle schnell geöffnet hatten und aus denen bald der Klang der Gläser und patriotische Lieder erschallten. Welcher schnelle und überraschende Wechsel in dieser Scene des Bürgerkriegs! In der nämlichen Straße, in der vor wenigen Minuten noch der wildeste Kampf gewüthet, der Donner des Geschützes gekracht hatte, hörte man jetzt tausend jubelnde Stimmen, sah man Sieger und Besiegte untermischt, sah man Soldaten und Bürger, erst noch im erbittertsten Kampfe begriffen, Arm in Arm wandeln, angstvoll Weiber und Mädchen suchten ihre Gatten und Geliebten, andere ruhten bereits im Arme der glücklich Wiedergefundenen — und das Alles in der grausen Verwirrung des eben beendigten Kampfes: hochgethürmte Verrammlungen, das Pflaster aufgewühlt, verlassene Kanonen, der Boden mit Gewehren, mit Patrontaschen, mit Todten, mit Sterbenden und Verwundeten bedeckt!

„Die Truppen hatten eine defensive Stellung genommen, die sich vom Louvre über das Palais-Royal, die Straße Saint-Honoré hinab bis zur Einmündung der Straße Richelieu erstreckte und den Marktplatz der Jakobiner, den Platz Vendôme, die Friedensstraße, den Boulevard der heiligen Magdalena, die Königsstraße, die elysäischen Felder und den Platz Ludwig XV. umfaßte. Das heutige Tagewerk war beendigt und ich begab mich in meine Wohnung zurück. Nicht ohne Selbstgefühl und kriegerischen Stolz trat ich in das Hotel. Der weibliche Theil des Hauses stürzte mir jubelnd entgegen, denn Weiber sind dem Tapfern hold.

Die feigen Philister, die sich vom Treffen entfernt gehalten hatten, brachten mir gemessene Glückwünsche dar. Man wetteiferte, mich zu bedienen, Wasser wurde herbeigebracht, Gesicht und Hände vom Pulver zu reinigen, und bald saß ich den dampfenden Schüsseln und der einladenden Flasche behaglich gegenüber. Ich mußte den Weibern von unsern Thaten erzählen; sie wurden beklatscht, und es fehlte nicht an anzüglichen Scherzreden gegen die feigen Spießbürger, die in sicherm Port geblieben waren. Als einer derselben meine vom Pulverdampf geschwärzte Flinte zur Hand nahm, rief ihm die Dame des Hauses satyrisch zu: „Nun, mein Herr, wollen Sie auch Pulver riechen?“

„Die Nacht war drückend heiß, aber trotz der Ermattung und Hitze wurde bis zum anbrechenden Morgen an neuen Barrikaden gearbeitet. Ein unbeschreiblicher Enthusiasmus beseelte alle Herzen, kein Auge schloß sich zum Schlaf, kein Haupt legte sich zur Ruhe nieder. Jedermann legte Hand an, die Alten wie die Jungen, die Starken wie die Schwachen, die Sieger des Tages trotz ihrer Ermüdung, die Weiber trotz der Schwäche ihres Geschlechts. Selbst die Unglücklichen, die einen der Ihrigen verloren hatten, sah man mit Thränen in den Augen arbeiten. Man riß das Pflaster auf, häufte Fässer, Balken, Bretter, Geräthschaften aller Art auf einander. Nirgends zeigte sich die Ruhe, diese Gefährtin der Nacht. Aus allen Theilen der unermeßlichen Stadt hallte der dumpfe Ton der Sturmglocke, untermischt mit dem Rufen der Posten, mit dem Geräusch der eisernen Werkzeuge, womit das Pflaster aufgewühlt wurde, mit dem Seufzen der Verwundeten und dem

Jammern troſtloſer Wittwen und Waiſen. Fernher
ſchallten patriotiſche Geſänge der kriegsluſtigen Jug
hier fielen einzelne Flintenſchüſſe, dort donnerte von
zu Zeit ſchweres Geſchütz. Beide Theile rüſteten
zur blutigen Arbeit des kommenden Tages."

„Als die erſten Strahlen der Sonne den nahen
Tag verkündeten, hörten wir die Sturmglocken von
len Thürmen zumal ertönen, und durch alle Stra
raſſelte der Ruf der Trommeln. Die Bewaffneten
ſerer Straße wurden auf die Boulevards an die
mündung der Straße Montmartre beordert. In un
Reihen ſtanden jetzt viele Soldaten in ihrer Unifo
mehr Nationalgarden als geſtern und die ganze Di
ſition des Angriffs zeugte von einem ſichtbaren G
der Ordnung und einem wohlbedachten Plane.
marſchirten in regelmäßiger Colonne die Boulev
hinauf. Am Eingang der Friedensſtraße ſahen wir
feindliche Colonne ſtehen. Wir machten Halt, um
Geſinnungen der Truppen zu erkunden. Kein
feuerte. Hoch flatterten die drei Farben über un
Häuptern und aus unſern Reihen ſtieg der donne
Ruf: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Lin
Einige Stimmen in der Truppencolonne wiederho
den Ruf: Es lebe die Freiheit! Dieſem
folgte ſchnell das Commandowort eines Stabsoffiz
zum Feuern. Die Soldaten blieben, Gewehr im A
ruhig ſtehen und machten keine Miene zum Schie
Emſig, ermahnend ſahen wir die Offiziere durch
Reihen laufen, und abermals ließen wir ein donn
des: Es lebe die Linie! Es lebe die Freih
ertönen. Zu gleicher Zeit ſtürzten mehrere Bürger,

Hüte auf dem Flintenlauf, der Colonne zu. Kein Schuß geschah. Ein Offizier, den Degen in der Scheide, trat vor die Fronte und rief mit lauter Stimme: „Das fünfte Regiment feuert nicht gegen seine Mitbürger.“ In einem Nu waren die beiderseitigen Reihen zerrissen, und Bürger und Soldat lag sich im Arme. Die Stabsoffiziere ritten davon und ein Theil der Subalternoffiziere folgte ihnen. Ein Hauptmann übernahm das Commando des Regiments.“

„Das Schicksal wollte nicht, daß ich an diesem Tage der Entscheidung das Quentchen meiner persönlichen Tapferkeit in die Waagschale legen sollte, denn unsere Colonne blieb beobachtend dem Vendômeplatze und dem Garten der Tuilerien gegenüber stehen, um ein feindliches Debouschiren auf die Boulevards zu hindern. Wir hörten das furchtbare Feuer vom Kai des Louvre und der Tuilerien her und mußten unthätig bleiben, obwohl wir vor Begierde brannten, an dem Treffen Antheil zu nehmen. Etwa um zwei Uhr sahen wir das Corps der Garde, das den Vendômeplatz besetzt hielt, aufbrechen und sich gegen den Garten der Tuilerien zurückziehen. Wir rückten vor und wechselten einige Flintenschüsse mit dem Feinde. Kurz darauf sahen wir die dreifarbige Fahne auf dem Schlosse der Tuilerien wehen. Jetzt hielt uns nichts mehr zurück, wir stürzten dem Garten der Tuilerien zu und kamen eben noch recht, die Flucht des Feindes mit anzusehen. Die Colonnen waren aufgelöst, Reihe und Glied gebrochen, Generale, Offiziere und Soldaten bunt durch einander gemischt — Alles in eiliger Flucht nach dem Platze Ludwigs XV. Mitten unter diesem Haufen

von Flüchtlingen erblickte man den Herzog von Raguſa mit ſeinem Stabe; er warf den letzten Blick auf die Hauptſtadt ſeines Landes, die er zweimal verrathen hatte und nie wieder ſehen ſollte. Der Fluch Frankreichs folgte ihm auf ſeiner ſchändlichen Flucht.“

„Da ſich Alles dem Garten der Tuilerien zudrängte und den Eingang verſtopfte, ſo wendete ich mich links, um durch den Hof in das Schloß zu gelangen. Alle Zimmer waren bereits mit Bewaffneten angefüllt, die ſich wohlgemuth und ſcherzend in den goldenen Sälen ihrer Pharaone herumtrieben. Im Saale der hundert Schweizer ſtand eine Gruppe um die Bildſäulen des Schweigens, die ſich auf beiden Seiten des Eingangs befinden. „Es iſt euch heute etwas zu laut geworden, ihr guten Statuen, ſagte ſpottend ein Mann; das Volk hat zu ſeinem Tyrannen geſprochen!“ — Werft ſie um, rief eine Stimme, keine Symbole des Schweigens mehr! — Laßt ſie, fiel eine andere ein, ſie werden uns nimmer hindern zu reden! — Wo ſind denn die hundert Schweizer? fragte lachend ein Mann. — Sie ſind unter dem Pannier der Lilien davon geflohen, antwortete ein Zweiter. — Was ſind denn das für Graubärte? fragte ein Dritter, auf zwei Bildſäulen deutend. — Ehre Hopital und d'Aguesſeau, ſie ſind werth, die drei Farben zu tragen! erwiederte ein Vierter und ſetzte ihnen den Hut mit der Nationalkokarde auf.“

„In der Hofkapelle wurde ſcherzweiſe Meſſe geleſen, das bewaffnete Publikum, worunter ſich ſehr ärmlich gekleidete Leute befanden, nahm den Betſtuhl des Königs und die Sitze des Hofes ein. „O frommer Carl, rief eine Stimme, jetzt iſt es Zeit zu beten!“ — Seht

da, sagte ein anderer, indem er auf den Plafond deutete, wie der gute Heinrich IV. in Paris einzieht! — Und sein tapferer Enkel zieht aus, fiel ein Dritter lachend ein. — Taisez moi de Votre Henri, ließ sich eine rauhe Stimme hören, c'était un Bourbon comme les autres! —"

„In dem Saale der Marschälle wurde offenes Gericht gehalten. „Marmont!" rief eine Stimme. Herab mit ihm, herab! hallte es tausendfach an dem Gewölbe. Das Portrait des Marschalls wurde in die Mitte der Wüthenden geschleudert und mit den Füßen zertrümmert. — „Suchet!" Ehre dem Tapfern! antworteten hundert Stimmen. — „Massena!" Es lebe der Sieger von Rivoli! — „Davoust!" Ruhm dem standhaften Vertheidiger von Hamburg! — „Soult!" Herab mit der Wachskerze der Jesuiten, herab!" Sein Bildniß fiel unter die Menge und wurde zertreten."

„Im Thronsaale wurden die mit Lilien gestickten Teppiche vom Throne weggerissen und der Leichnam eines im Kampfe gebliebenen polytechnischen Schülers darauf gelegt. Von hier gelangten wir durch den Geheimeraths-saal und die Gallerie der Diana in die königlichen Gemächer. Einige Leute aus dem Volke hatten sich bereits der Länge nach auf das Bett des Königs ausgestreckt. Andere standen umher und trieben allerlei Possen. „Die alte Nachteule hat kein übles Nest gehabt," sagte ein Mann und stieß einen der elfenbeinernen Füße zusammen, auf denen die Bettlade ruhte. „Welcher Unverschämte stört uns in unserer Ruhe?" rief, die Person der Majestät nachahmend, einer der auf dem Bette Liegenden mit komischem Zorne aus. —

„Sire! erwiederte lachend Einer aus der Gruppe, wir haben Euer Majestät eine unterthänigste Petition gegen die Ordonnanzen zu überreichen.“ — „Unser Wille ist unwiderruflich,“ antwortete der Pseudokönig, „wir nehmen keine Petitionen an.“ — „Wenn wir sie aber auf der Spitze der Bajonette bringen, so werden Ihre Majestät doch geruhen, sie zu berücksichtigen,“ sagte einer der scherzhaften Bittsteller und überreichte dem königlichen Hanswurst ein auf die Spitze seines Bajonettes gespießtes Papier. — „Mord, Hochverrath, Aufruhr, wo sind meine getreuen Schweizer, wo sind meine tapfern Garden? Verhaftet die Verräther!“ rief der Pseudokönig aus und fuhr mit angenommenem Schrecken vom Bette auf. — „Sie befinden sich auf der Flucht, wenn Ihre Majestät Postpferde nehmen, so können Sie Ihre lieben Getreuen noch einholen,“ rief lachend Einer aus der Gruppe. — Der königliche Bajazzo rieb sich die Augen, machte ein dummes, lamentables Gesicht, und, als ob er jetzt erst aus einem halben Taumel erwachte, rief er mit Entsetzen aus: „Was sehe ich? Bewaffneter Pöbel in meinen Gemächern! Das Heiligthum ist besudelt! Wo sind meine Thürsteher, wo ist mein Ceremonienmeister?“ Bei diesen Worten entfloh der König, Gesichter schneidend, in komischen Sprüngen, während mehrere Stimmen ihm nachsangen: Bon voyage, cher Dumouriez!“

Paris, den 3. Juni.

Die Einwohner von Paris zeigen viele Theilnahme für die Sache der Polen. Der Enthusiasmus der Jugend kennt in dieser Beziehung keine Gränzen, und wenn es nicht so schwierig wäre, nach Polen zu gelangen, so würden Tausende junger Männer diesem Heldenvolke zu Hülfe ziehen. Der Pariser Spießbürger liebt die Polen auch, aber natürlich sich noch mehr, wie die Philister überall pflegen. Diese spießbürgerliche Selbstsucht ist der Krebsschaden der jetzigen Periode, und die Regierungen wissen sie trefflich zu ihrem Vortheile auszubeuten. Ihr drittes Wort ist hier, wie bei uns: Anarchie, Herrschaft des Pöbels, Mord, Raub, Plünderung. Der Philister erschrickt und läßt die Aristokratie nach wie vor ihr Wesen ruhig treiben. Sie wird dadurch sicher werden und Alles nach und nach wieder in das alte Geleise zurückzuführen suchen. An dieser Klippe wird sie aber scheitern und den Untergang finden, denn so abgespannt sind doch die französischen Philister nicht, daß sie sich eine dritte Restauration gefallen ließen.

Wir erhielten vor etwa 14 Tagen bei Mauguin die erste Nachricht von Dwernizki's gezwungenem Uebertritt auf das österreichische Gebiet. Mauguin hofft nichts von der Regierung Ludwig Philipps weder für die Sache der Polen, noch für die Freiheit irgend eines andern Volkes. Ihr System ist das der vollendeten Selbstsucht. Von dem Volke emporgehoben, verläugnet sie ihren Ursprung, und statt sich auf das Volk zu stützen, fleht sie zu den Füßen der europäischen Legitimität um die Aufnahme in den heiligen Bund der

Könige. Das System des 13. März ist vom Hofe ausgegangen und schon unter Lafitte befolgt worden, nur nicht in der Ausdehnung, die ihm Casimir Perier gab, seit er das Ruder ergriffen hat. Ludwig Philipp spielte den Bürgerkönig nur so lange, bis er fest auf seinem Throne zu sitzen glaubte — dann wurde der quasi-legitime Schild ausgehängt, um sich mittelst desselben nach und nach in das Heiligthum der europäischen Legitimität einzuschleichen. Die belgische Revolution hat Ludwig Philipps Regierung nicht ungerne gesehen, aber nicht aus Liebe für die Freiheit der Völker, sondern weil durch die Losreissung Belgiens von Holland der verwundbarste Theil der französischen Gränzen besser gedeckt wird. Frankreich wird daher nie dulden, daß eine fremde Macht ihren Fuß nach Belgien setze. Eben so wenig wird es zugeben, daß eine österreichische Armee die piemontesischen Gränzen überschreite, und obwohl die Länder am Rheine, wie Baden, Hessen, Württemberg, zum deutschen Bunde gehören, so würde doch die französische Regierung um ihres materiellen Vortheils willen schwerlich gestatten, daß Oesterreich oder Preussen, selbst mit Einwilligung der betreffenden Regierungen, am Rhein oder auf dem Schwarzwalde, an den offenen Gränzen der Schweiz, festen Fuß faßten. Wo hingegen durch den Untergang der Freiheit das Daseyn und Bestehen der Regierung Ludwig Philipps nicht in unmittelbare Gefahr kommt, wie durch die Einmischung der Oesterreicher in der Romagna und durch das schändliche Neutralitätssystem Oesterreichs und Preussens, das Polen mehr noch, als die Waffen der Russen, den Untergang brin-

gen kann, bleibt sie völlig gleichgültig, weil sie keine Sympathie für die Freiheit der Völker fühlt, und weil sie ohne Zweifel Frankreich gerne selbst seine Freiheit nehmen würde, wenn es ihr möglich wäre, ohne Verfassung zu regieren. Lafayette ist ein Mann vom edelsten Herzen, aber er hat in seinem Leben mehr politische Fehler gemacht, als er vor dem strengen Richterstuhl der Geschichte wird verantworten können. Die größte politische Beschränktheit hat er aber darin bewiesen, daß er die Krone Frankreichs, die er in seinen Händen hielt, auf ein Haupt setzte, das aus einer legitimen Familie entsprossen und mit sämtlichen europäischen Regentenhäusern durch die Bande des Bluts verknüpft ist. Durch diese einzige Handlung hat Lafayette bewiesen, daß er ohne Nutzen durch 40 Jahre der Revolution gegangen ist. Hätte Lafayette irgend Menschenkenntniß, so mußte er den Charakter Ludwig Philipps, den er doch so lange beobachten konnte, genauer kennen und wissen, was von ihm für Frankreichs Freiheit und Wohlfahrt zu erwarten war. Bei allem guten Willen aber konnte Ludwig Philipp doch kein Bürgerkönig bleiben — ein Mann, der selbst legitim ist, eine legitime Gattin und lauter legitime Verwandte hat. Wollte nun Frankreich durchaus einen König haben, wie die Juden, so hätte der alte französische Samuel besser daran gethan, ihm einen Saul aus dem Volke zu geben. Eine provisorische Regierung mußte ein auf dem ausgedehntesten Wahlrechte ruhendes Wahlgesetz erlassen, die Pairskammer abschaffen, die wahren Vertreter des Volks einberufen — und diese konnten einen plebejischen König

wählen, wenn sie anders nicht vernünftig genug gewesen wären, die einfache Republik, ohne den Aushängeschild des Königthums, vorzuziehen. Dieß hätte allerdings einen europäischen Kreuzzug gegen Frankreich zur Folge gehabt. Desto besser! Mit dem Schwerdt in der einen und der Propaganda in der andern Hand wäre das royalistisch-absolutistische Europa leichtlich besiegt worden. Und wird denn dieses feige, quasi-legitime Königthum, das nur noch von wenigen Philister-Spießen gehalten wird, den Krieg in die Länge vermeiden können? Gewiß nicht, aber er wird sein Todesurtheil seyn — darum fürchtet es ihn so sehr!

Es fehlte Lafayette in jener Crisis nicht nur Frankreichs, sondern der Menschheit, nicht an guten Rathschlägen erfahrener Politiker, aber der Mann ist alt und schwach — er konnte den Crocodilsthränen heuchlerischer Versicherungen, dem Sirenengesange verbuhlter Weiber nicht widerstehen. Einer seiner vertrautesten Freunde rieth ihm zur Einsetzung einer provisorischen Regierung und zu dem Verfahren, das ich oben bezeichnet habe. Lafayette entgegnete hierauf, daß ja der Herzog von Orleans kein anderes Mittel habe, sich auf dem Throne zu erhalten, als seine Popularität, und daß er durchaus, selbst wider seinen Willen, ein Bürgerkönig seyn müsse. „Das gebietet ihm," versetzte sein Freund, „allerdings die gesunde Politik, aber wie selten beachten Könige deren Gebote. Der Herzog von Orleans hat weder Geist noch Charakter genug, um den Einflüsterungen seiner Weiber und den Intriken seiner Höflinge widerstehen zu können. Die fremden Mächte werden ihm schmeicheln und Frank-

reich erst dann angreifen, wann sie den Vulkan der Revolution seiner Gährungsstoffe für entleert halten werden. Wehe dann über Frankreich und Europa — die Freiheit wird Ströme von Blut kosten! Und Sie selbst, ehe sechs Monate vergehen, werden Sie mit dem König Ihrer Hand zerfallen und Ihres Einflusses beraubt seyn!" — Der alte schwache Mann glaubte den prophetischen Worten nicht; Ludwig Philipp bestieg den Thron, benützte seinen Wohlthäter, so lange er ihn brauchte, und ließ ihn fallen, als er die Gefahr vorüber und sich in der Macht befestigt glaubte.

Was wäre die Folge gewesen, wenn Lafayette den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte? Ganz Europa war bis in seinen Tiefen bewegt und der Sturm der französischen Revolution hallte in tumultuarischen Aufläufen nach bis an die Ufer der Spree und bis an die Küsten des baltischen Meeres. Das monarchische Berlin sah in seinen Mauern aufrührerische Volksgruppen, in dem spießbürgerlichen Hamburg rotteten sich Volkshaufen zusammen, die Braunschweiger braunten ihrem deutschen Don Miguel sein Schloß über dem Kopfe zusammen und jagten ihn aus dem Lande, in Sachsen mußte ein alter schwachsinniger König vom Ruder abtreten. Belgien riß sich von Holland los und Polen brach das schmähliche Joch des nordischen Barbaren. Denken wir uns nun eine kräftige Volksregierung in Frankreich — sie unterstützt das benachbarte Belgien durch materielle Streitkräfte, Polen einstweilen mit Geld und Waffen, sie erläßt energische Proklamationen, die den Völkern zeigen, daß sie in der französischen Regierung eine Stütze ihrer Freiheit finden

werden, sie gebietet diktatorisch den kleinen Fürsten Deutschlands, sich vom Bunde mit dem Absolutismus zu trennen und nicht fürderhin ihren Völkern die ihnen gebührende Freiheit vorzuenthalten, sie unterstützt die spanischen und italienischen Proscribirten und verschafft ihnen die Mittel, mit gewaffneter Hand in ihr Vaterland einzufallen und den Despotismus vom Throne zu stürzen. Rußland war fern, weder Oesterreich noch Preußen gerüstet — der Enthusiasmus der Franzosen hätte in wenigen Wochen eine Armee von 300,000 Mann geliefert, die durch ihre Begeisterung ersetzte, was ihr an Organisation und Uebung abging. Mit dieser Macht überschritt man die Gränzen nach allen Seiten, proklamirte die Freiheit des menschlichen Geschlechts, hob mit einem Schlage alle Feudallasten auf, entsagte jedem Eroberungsgeiste, vernichtete den Adel und ließ ihn allein die Lasten des Völkerkriegs bezahlen. Die Völker schloßen sich an die Befreiungs-Armee an, die Satelliten des Despotismus zerstiebten wie Spreu vor dem Winde, statt Gegnern fand man überall Verbündete, welche die Zahl der Befreiungs-Armee vergrößerten. Inzwischen organisirte sich ganz Frankreich und die befreiten Provinzen Deutschlands und Italiens zu einem großen Lager, das immer neue Reserven lieferte — das geschwächte, entmuthigte Holland war im ersten Anlaufe über den Haufen geworfen, Oesterreich war von Italien und Deutschland aus bedroht, Preußen isolirt und durch den Aufstand in Polen von seinem nordischen Bundesgenossen abgeschnitten, eine einzige Schlacht hätte, wie bei Jena, das Schicksal dieser Macht entschieden, die in ihrem Volke keine Wurzel

hat und bloß ein künstliches militärisches Gebäude ist. Ehe die Schlacht von Grochow geschlagen wurde, konnte eine combinirte französisch-italienisch-deutsche Armee in Wien und Berlin seyn. Polen war gerettet und der russische Barbar in seine Steppen zurückgeworfen. Man halte mir nicht entgegen, daß dieß in grossen Zügen gemalt sey — Völker können, wie die Geschichte lehrt, das Unglaubliche leisten, wenn ihre Begeisterung mit Kraft und Einsicht zu einem würdigen Ziele geleitet wird.

Doch dem war nicht also — der alte Lafayette setzte in der Person Ludwig Philipp's seine beste der Republiken auf Frankreichs Thron. In Ludwig Philipps Hand war es nun gegeben, das Königthum in Europa zu populariſiren und die Dauer der constitutionellen Throne auf Jahrhunderte zu fristen. Er mußte ein Bürgerkönig werden im wahren Sinne des Wortes. In Frankreich also vorerst jede Freiheit, die sich mit der öffentlichen Ordnung verträgt, dann die Sprache des Selbstvertrauens, die aus dem Bewußtseyn der Kraft hervorgeht, gegen das Ausland. In Spanien war eine grosse Schuld wettzumachen — das legitime Frankreich hatte die Verfassung dieses Landes umgestürzt, das Bürgerkönigthum mußte sie wieder aufbauen. Eine energische Note an den Hof von Madrid mußte Ferdinand VII. diktatorisch vorschreiben, alsbald die Proscribirten zurückzurufen und seinem Volke eine angemessene Verfassung zu geben. In Portugal mußte der Tyrann verjagt und die Verfassung hergestellt werden. Den Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten mußte das freie Frankreich

zum Schilde gegen die Angriffe des Abſolutismus dienen. War einmal die Preßfreiheit in Deutſchland geſichert, ſo griff der conſtitutionelle Geiſt von ſelbſt um ſich, und bald mußten auch Preußen und Oeſterreich den Forderungen der Zeit nachgeben und ihren Völkern Verfaſſungen zugeſtehen. Die italieniſchen Patrioten mußten von Frankreich thätig unterſtützt, keine öſterreichiſche Intervention durfte geduldet werden. War nun Oeſterreichs Macht von Italien aus bedroht, war das abſolutiſtiſche Preußen, überall von conſtitutionellen Staaten umgeben, gelähmt, ſo konnte vielleicht Frankreich durch die bloße Drohung des Krieges Polen retten, wo nicht, ſo warf es, durch Italien und die conſtitutionellen Staaten Deutſchlands unterſtützt, leicht die Coalition der drei abſoluten Mächte — Oeſterreich, Preußen und Rußland — vor ſich nieder — eine einzige an den Ufern der Elbe gewonnene Schlacht öffnete ihm den Zugang zu dem befreundeten Polen, verſtärkte ſeine ſiegreiche Armee um 80,000 Mann und ſtellte es dem nordiſchen Gegner unmittelbar gegenüber. Das polniſche Heer, durch 200,000 Franzoſen und conſtitutionelle Deutſche verſtärkt, hätte den Aufſtand nach Wolhynien, Litthauen, in die Ukraine getragen und Rußland den Todesſtoß verſetzt. Von Allem dem geſchah nichts, weil der alte Lafayette einen Ludwig Philipp auf den franzöſiſchen Thron geſetzt hatte. Die Folgen dieſes politiſchen Mißgriffs ſind allerdings zunächſt betrübend für die Freiheit der Völker, am letzten Ende aber werden ſie nur dem Königthum verderblich ſeyn.

In der Maſſe des Volks, wenn man ihr erſt die

Mittel läßt, sich aus ihrer Rohheit und Unwissenheit emporzuheben, liegt allein noch der Keim eines bessern Geschlechts und die Hoffnung der Zukunft. Der sogenannte Pöbel war es, der in den verhängnißvollen drei Tagen den meisten Muth, die größte Hingebung und Uneigennützigkeit bewiesen hat. Die sogenannten gebildeten Stände sind in Frankreich, wo möglich, noch verderbener, selbstsüchtiger und feiler, als in andern Ländern. Es gibt nur wenige öffentliche Namen, die in dem Wechsel der Zeiten und Regierungen sich selbst getreu geblieben sind und ihren Charakter unter allen Umständen behauptet haben. Ein Blick in das Dictionnaire des Girouettes erfüllt den rechtlichen Mann mit Unwillen über diese allgemeine schamlose und schändliche Verkäuflichkeit. In dieser Beziehung zeichnen sich auch in Frankreich, wie in allen andern Ländern, die sogenannten Gelehrten aus, die das Talent, welches ihnen der Himmel verliehen, an die Willkür jeglicher Machthaber verkaufen und zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit mißbrauchen. Selbst ganze Körperschaften, wie die Akademie der Wissenschaften, besudelten sich durch solche gemeine Feilheit und huldigten den Machthabern aller Epochen. Diese Gesellschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten kroch vor dem Convent, vor dem Directorium, vor dem Consul Bonaparte und vor dem Kaiser Napoleon. Nach seinem Sturze gab die Akademie folgende servile Adresse zu Gunsten der Bourbons ein: „Unsere Corporation, die vordem den Uebergang aus dem Consulat in das Kaiserreich berathen konnte, kann nunmehr wohl auch über den Uebergang aus dem Despotismus in die Monarchie be-

rathschlagen. Unsere Sieger haben nicht bloß eine Mäßigung, nein, sie haben einen Edelsinn, eine Großmuth bewiesen, die in den Bewohnern der Hauptstadt gerechte Gefühle der Bewunderung und Dankbarkeit erwecken. Die Geschichte allein vermag diesen Triumph der Menschlichkeit im Siege würdig zu preisen. Der großmüthige Alexander hat uns eine hülfreiche Hand geboten; er wollte Europa einen langen Frieden schenken. Eine so große Wohlthat konnte nur erreicht werden durch die Wiedereinsetzung eines königlichen Hauses, das seit so vielen Jahrhunderten Frankreich sehr oft ruhmvoll, fast immer mit Mäßigung, Gerechtigkeit und Güte regiert und in einer langen Reihe von Monarchen, von Carl dem Großen an bis auf den guten und tugendhaften Ludwig XVI., nur einen einzigen Tyrannen und einige mehr schwache als böse Fürsten hervorgebracht hat. Der Senat hat Napoleon Bonaparte's Absetzung verkündet. Dieser feierliche Beschluß ist motivirt durch die Aufzählung der zahlreichen Verletzungen des Staats-Grundgesetzes. Es wäre leicht, diesem abscheulichen Verzeichnisse der Verbrechen eines ausschweifenden Despotismus jene Verbrechen beizufügen, welche die Wissenschaften und die Philosophie dieser systematisch organisirten Tyrannei, deren Zweck war, nicht nur die freie Mittheilung der Gedanken zu hemmen, sondern sogar deren Richtung zu verderben, in den kommenden Geschlechtern jeden Keim freisinniger Ideen zu ersticken und Europa in die Barbarei zurückzustürzen, mit nur allzuvielem Rechte vorzuwerfen haben. Aber jetzt ist die Tyrannei unwiderbringlich vernichtet."

Diese nämliche feile Akademie der Wissenschaften hielt an den Kaiser Napoleon nach seiner Rückkehr von der Insel Elba folgende Anrede: „Sire! Die Wissenschaften, welche Sie pflegten und ermunterten, die Künste, welche Sie schützten, waren in Trauer gehüllt seit Ihrer Abreise. Eine Dynastie, welche das französische Volk schon vor zwanzig Jahren verworfen hat, ist entflohen bei der Ankunft des Monarchen, den die Wünsche des französischen Volks durch die Allmacht dreimaliger Abstimmungen auf den Thron berufen haben.“ Nach Napoleons zweitem Falle begrüßte die Akademie mit eben so vieler Liebe und Ergebenheit Ludwig den Erschnten. Als Carl X. den Thron bestieg, gratulirte sie Carl dem Vielgeliebten, und als ihn das Volk davon jagte, nannte ihn die Akademie der Wissenschaften einen Tyrannen und brachte ihre Glückwünsche dem Bürgerkönig Ludwig Philipp dar. Wenn morgen in Frankreich die Republik eingeführt wird, so wird alsbald die Akademie der Wissenschaften in einer gelehrten Abhandlung beweisen, daß die Freiheit mit der Monarchie unmöglich bestehen könne, und daß die Republik nicht nur die beste, sondern auch im Interesse des gemeinen Wesens die einzig mögliche Regierungsform sey! Hier paßt, mit geringer Abänderung, was Schiller von der Wissenschaft sagt:

Wenigen ist sie die hohe, die himmlische Göttin, den Meisten
Eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt.

Am feilsten haben sich in Frankreich, wie überall, immer die Dichter erwiesen. Unter dem Kaiserthum

Verse für Napoleon den Großen, nach der ersten Restauration Verse für Ludwig den Ersehnten, während der hundert Tage wieder Verse für Napoleon, bei der zweiten Restauration abermals für Ludwig XVIII., jetzt Verse für Ludwig Philipp. Das ist so in der Ordnung, kostet wenig Kopfbrechens und trägt viel ein. Man kann es sich dabei bequem machen, wie der Dichter Armand Seville, der in seinen Strophen nur ein paar Zeilen zu ändern brauchte, um sie heute Napoleon und morgen Ludwig XVIII. anzupassen, wie aus folgender kleinen Probe ersichtlich ist:

An den Kaiser.

Napoléon, *monarque auguste*
Adoré de tous ses sujets,
Par son règne, aussi doux que juste,
Des méchans confond les projets.
Tel est le prince que l'on aime:
Le vif éclat du diadème
Le fait moins briller que son cœur.
Il ne compte pour ses trophées
Que nos discordes étouffées,
Nos succès et notre bonheur.

An den König.

Louis, *toujours grand, toujours juste,*
Adoré de tous ses sujets,
Par son règne, *paisible, auguste*
Des méchans confond les projets.
Voilà le monarque qu'on aime:
Le vif éclat du diadème
Le fait moins briller que son cœur.

Il ne compte pour ses trophées
Que nos discordes étouffées.
Notre amour est notre bonheur.

Das heißt in der That zwei mächtige Monarchen mit einem geringen Aufwande von Poesie abfertigen! Ich weiß nicht, was gemeiner ist, so besungen zu werden oder so zu besingen!

Das System der Regierung Ludwig Philipps spricht sich in der Persönlichkeit seiner Minister selbst das Urtheil: sie sind entweder feile Renegaten des Liberalismus, oder Ueberläufer der Legitimität zur Fahne der Quasi-Legitimität, oder blinde Werkzeuge aus der Schule des weiland Napoleonischen Despotismus. Der Justizminister Barthe war Advokat und Vertheidiger des Obristlieutenant Caron, der Unteroffiziere von Rochelle, des Deputirten Köchlin, des Journal du Commerce u. s. w., er war aktives Mitglied des Carbonarismus und Verfasser einer Proklamation dieser geheimen Gesellschaft an das französische Volk im Jahr 1819. Die Julirevolution bricht aus; er läuft aufs Gemeindehaus, aber erst nachdem es von den Patrioten eingenommen ist. Dupont de l'Eure wird Justizminister und Herr Barthe ist einer seiner eifrigsten Verehrer, er wohnt jeden Morgen regelmäßig seinem Lever an. Er wird zum Prokurator des Königs bei dem Seine-Departement ernannt. Dupont fällt bei Hof in Ungnade, Herr Barthe verläßt ihn und geht zum Juste-Milieu über. Er wird Minister des öffentlichen Unterrichts und tritt in die Fußstapfen des Bischofs von Hermopolis, dessen Schritte er als Advokat so oft und so bitter getadelt hatte. Er

möchte gerne Justizminister werden, aber er muß seinen Freund Merilhou von diesem Posten verdrängen. Das hat nichts auf sich, Herr Barthe wird Justiz-Minister und das gelehrigste Werkzeug der Camarilla, das seine alten Freunde verfolgt, absetzt, vor Gericht zieht. Solche Leute kann die Quasi-Legitimität brauchen! Aber Geduld, der Tag der Wiedervergeltung wird nicht ausbleiben.

Herr Argout, erst Seeminister, dann Minister des öffentlichen Unterrichts, war unter Napoleon Auditor des Staatsraths und wurde bei der ersten Restauration überzähliger Requetenmeister, bei der zweiten Restauration Präfekt der untern Pyrenäen. Damals ließ er die dreifarbige Fahne, die jetzt auf seinem Hotel weht, in allen Städten seines Departement verbrennen. Zur Belohnung dafür ernannte man ihn zum Präfekten des Gard-Departement, als welcher er ein zuckersüßes, ultralegitimes Circular an seine Maires erließ, worin folgende Stelle vorkommt: „Alle guten Franzosen wetteifern in Liebe für den König, in Verehrung seiner hohen Tugenden, in Anhänglichkeit an seine erhabene Familie und den Grundsatz der Legitimität, denn sie wissen, daß es ohne diesen geheiligten Grundsatz weder Ruhm, noch Glück, noch Ehre für Frankreich gibt und daß selbst das Daseyn unseres Vaterlandes innigst mit der Erhaltung dieses Grundsatzes verknüpft ist.“ Der Grundsatz der Legitimität ist nun zwar gefallen, aber Frankreich steht noch und Herr Argout ist Minister des Usurpators. Ein so legitimer Mann mußte nothwendig Staatsrath und

Pair des Reichs werden — er ward es auch. Nach den verhängnißvollen drei Tagen suchte er die Legitimität zu retten; er kam als Friedensbote aufs Gemeindehaus und hielt eine weinerliche Rede pro rego Carolo: „Se. Majestät," sagte er, „haben sich nunmehro beeilt, die unheilbringenden Ordonnanzen zurückzunehmen; auch haben Höchstdieselben Ihr Ministerium geändert und lauter Männer gewählt, welche der öffentlichen Meinung angenehm sind. Meine Herren! Brauchen Sie doch Ihren Einfluß auf das Volk, um den Unruhen ein Ende zu machen und die Sachen wieder auf den Fuß herzustellen, auf welchem sie vor der Verletzung der Charte waren." — „Dazu ist es nimmer Zeit," erwiederte Herr Lafitte. — „Aber," flehte Carls Abgesandter, „bedenken Sie doch, daß nach der constitutionellen Ordnung die Fehler auf Rechnung der Minister geschrieben werden müssen. Der König konnte getäuscht werden . . . ." Es war vergeblich, Herr Argout und sein meineidiger König wurden abgewiesen. Am andern Morgen fand sich der Bothschafter des Exkönigs wieder ein; er führte Carta blanca mit sich, in alle Bedingungen des siegenden Volkes zu willigen, wenn nur die Krone — die Krone — gerettet werde. Umsonst, das göttliche Recht war verloren, und es blieb seinem ehrlichen Verfechter nichts übrig, als sich in die Arme der Ludwig-Philippischen Quasi-Legitimität zu werfen, worin er jetzt sanft ruht, bis . . . . .

Marchons, marchons!
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Der Kriegsminister Johann Nicolaus Soult begann seine Laufbahn als gemeiner Soldat im Jahr 1790 in dem Infanterie-Regiment König; im Jahre 1794 war er schon General, im Jahr 1804 Marschall von Frankreich, und im Jahr 1812 hatte er nicht geringe Lust, sich zum König von Portugal ausrufen zu lassen. Er ist ein Mann, der sich mit allen Systemen und allen Machthabern zu vertragen weiß. Um sich bei den Bourbons und dem Emigrantengesindel zu empfehlen, forderte er zur Errichtung eines Denkmals für die Manen der zu Quiberon gefallenen Royalisten auf. In der That auch wurde er am 3 December 1814 zum Kriegsminister Ludwigs XVIII. ernannt, und in dieser Eigenschaft erließ er am 8. März 1815 einen Tagsbefehl, in dem folgende Stellen vorkommen: „Soldaten! Jener Mensch, der vor Kurzem erst im Angesicht von ganz Europa einer usurpirten Gewalt, von der er einen so unheilbringenden Gebrauch machte, entsagt hat — Bonaparte hat den französischen Boden betreten, den er nicht wieder sehen sollte. Was will er? Den Bürgerkrieg. Was sucht er? Verräther. Wo sollte er diese finden können? Etwa unter jenen Soldaten, die er so oft, indem er ihren Muth irre führte, getäuscht und aufgeopfert hat? Bonaparte verachtet uns so sehr, um glauben zu können, daß wir einen legitimen und vielgeliebten Souverain verlassen werden, um uns an einen Menschen zu ketten, der nur noch ein Abentheurer ist. Soldaten, die französische Armee ist die tapferste Europas; sie wird auch die treueste seyn. Sammelt euch um die Lilienfahne und folgt der

Stimme dieses Vaters des Volkes, dieses würdigen Erben der Tugenden des großen Heinrich. Er stellt jenen Prinzen, das Muster der französischen Ritter (Carl X.), dessen glückliche Rückkehr in unser Vaterland schon einmal den Usurpator verjagt hat, an unsere Spitze." — Der Usurpator kam nach Paris, der würdige Soult wurde Major-General der Napoleonischen Armee und erließ in dieser Eigenschaft folgenden Tagsbefehl: „Soldaten! Fremde Heere rücken gegen unsere Gränzen an. Welche Hoffnungen hegt diese neue Coalition? Hundert glorreiche Siege, deren Andenken vorübergehende Unfälle nicht verwischen konnten, müssen dieser Coalition ins Gedächtniß rufen, daß ein freies Volk, von einem großen Manne angeführt, unüberwindlich ist. Die Verpflichtungen, welche uns gewaltsam entrissen worden, sind durch die Flucht der Bourbons, durch ihre Appellation an fremde Waffen, durch den feierlichen Wunsch der Nation aufgehoben." Menschen dieser Art sind für jede Regierung brauchbar. Unter der Restauration spielte Soult den Frommen, wohnte mit der Wachskerze in der Hand den Processionen bei und war bei Hofe wohl gelitten. Eben so angesehen ist er bei den quasi-legitimen Bourbons, denn der Mann läßt sich zu Allem brauchen. Er besitzt unermüdliche Thätigkeit und große militärische Detailkenntnisse, was ihn zum Organisiren sehr geschickt macht; als Taktiker ist er gut, als Stratege weniger als mittelmäßig, was er durch seine vielfachen Fehler als Obergeneral der Pyrenäen-Armee bewiesen hat. Er ist weder Staatsmann noch Redner, und also durchaus nicht tauglich an die

Spitze eines Cabinets. Die öffentliche Stimme beschuldigt ihn gemeiner Betrügereien und niedrigen Geizes. Solche Leute bilden das Ministerium des Bürgerkönigs — o, Ludwig Philipp!

Einer der infamsten Renegaten des Liberalismus ist Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als Deputirter sprach er unaufhörlich von Frankreichs natürlichen Gränzen, deren Besitz allein Europa's Ruhe dauernd sichern könne, von dem kriegerischen Geiste der Franzosen, von dem schmählichen Einfluß der fremden Cabinette auf die französische Politik u. s. w. Als Minister Ludwig Philipps berief er sich stets auf die Heiligkeit der Verträge von 1815, unterzeichnete die Trennung Luxemburgs von Belgien, überlieferte Italien an die Oesterreicher und erklärte kalt und trocken, daß Polen dem Untergange geweiht sey. Am 27. Juli erwiederte er einigen Patrioten, die ihn aufforderten, sich an ihre Spitze zu stellen: „sie seyen Canaillen, die ihn nur compromittiren wollten, und er werde sie zur Thüre hinauswerfen lassen.“ Am 28. wurde er im Hofe des Herrn Berard, so wie der jetzige Marschall Lobau, von Leuten aus dem Volke eine feige Memme gescholten. Nachdem der Sieg entschieden war, eilte er schnell nach Neuilly, um den Franzosen in der Person ihres Ludwig Philipp einen König zu holen. Pfui, mir wird übel!

Alle diese alten Napoleonischen Marschälle und Generale taugen nichts — sie würden sich sämtlich dem Teufel verkaufen, wenn er sie kaufen wollte. Es ist natürlich, daß Menschen, in der Schule des Despotis-

mus erzogen, keinen Sinn für die Freiheit haben und noch weniger Opfer für sie bringen wollen. Gerard, Sebastiani, Lobau und die meisten andern zeigten sich in den Julitagen als politische Nullen, während Männer aus dem Volk und studirende Jünglinge die Patrioten anführten. Erst nach der Entscheidung zeigten sich diese selbstsüchtigen Menschen, huldigten dem neu aufgehenden Gestirne und nahmen Ehrenstellen und Belohnungen in Empfang, während das arme Volk leer ausging und die Patrioten von den Satelliten des Bürgerkönigs in den Kerker geworfen wurden. Dieser Lobau, ein sehr mittelmäßiger General, ist jetzt Marschall von Frankreich und Befehlshaber der Pariser Nationalgarde und bezieht in diesen beiden Eigenschaften einen Gehalt von 100,000 Franken. Was hat das Volk bei der Quasilegitimität gewonnen!

Was sind diese vielgerühmten Fabviers und Excelmans anders, als die Diener jeder Gewalt? Hätte die Restauration ihre Dienste nicht verschmäht, sie würden ihr auch gedient haben. Am 23. Januar 1815 schwur Excelman Ludwig XVIII. eine Treue, die jede Probe bestehen sollte. Am 23. März schwur er dem Kaiser Napoleon, der inzwischen von Elba zurückgekommen war, auch eine Treue, die jede Probe bestehen sollte. Nachdem das Volk gesiegt hatte, bot er dem Bürgerkönig seine Dienste an. Was sind das für heillose Menschen! — Um nichts besser ist der General Fabvier, der eben so wenig den Muth hatte, sich in den drei Tagen an die Spitze der Patrioten zu stellen. Nach dem Siege ließ er sich zum General ernennen. Es ist kein Heil für Frankreich, so

lange noch ein einziger dieſer Menſchen, die aus der Schule Napoleons oder der Legitimität hervorgegangen ſind, am Staatsruder oder in einem bedeutenden Poſten ſteht — ein neues Frankreich muß aus ſeiner freien Jugend, aus dem noch unverdorbenen Geſchlechte erſtehen, das mit der Idee der Freiheit aufgewachſen iſt!

Auf dem Quai der Tuilerien traf ich vor einigen Tagen ein ganzes Lager deutſcher Auswanderer an. Es mochten 3 bis 400 Perſonen ſeyn — Männer, Weiber und Kinder. Dieſe Zahl bleibt ſich ſo ziemlich immer gleich; denn die Abgehenden werden faſt täglich durch neue Ankömmlinge erſetzt. Dieſe armen Leute lagerten unter Zelten von Segeltuch auf Stroh und kochten gemeinſchaftlich an offenem Feuer. Ueber die Hälfte dieſer Auswanderer waren aus Württemberg; ich fand deren aus allen Gegenden dieſes Landes. Es iſt ein jammervoller Anblick, dieſe Menſchen der Heimath den Rücken kehren und in ein fernes Land ziehen zu ſehen! Die Optimiſten, welche jede Regierung für die beſte halten, unter der ſie ſelbſt ſich wohl befinden, fertigen die ſo wichtige Frage über die häufigen Auswanderungen aus Gegenden, welche die Natur doch reichlich geſegnet hat, mit der kurzen Antwort ab: „Es ſind meiſt Verſchwender, Müſſiggänger und liederliche Leute, die auswandern. Wer arbeitet und ſpart, findet ſein Fortkommen im Lande.“ Ja wohl, ſie haben ganz Recht. Wenn der arme Landmann und Weingärtner den ganzen langen Tag, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, arbeitet wie ein Vieh und mehr als ein Vieh, ſo kann er Jahr aus Jahr ein das Salz

zu ſeinen Kartoffeln erſchwingen und dem Staate ſeine Steuern und Abgaben bezahlen, die wenigſtens zur Hälfte von Müſſiggängern (nicht von nützlichen Staatsdienern, die ich ehre) verſchlungen werden. Die meiſten Laſten liegen in den kleinen deutſchen Staaten auf dem Landmanne — er iſt in der Regel nur ein ſchlecht bezahlter Taglöhner auf ſeinen eigenen Gütern. Wenn dieſe Leute nicht ſo fleißig und genügſam wären, ſo müßten die meiſten in kurzer Zeit zu Grunde gehen. Aber man darf ſie auch nur anſehen, dieſe unglücklichen Menſchen, die nur die Laſt des Lebens kennen — wie ſie in Lumpen einhergehen, Hunger und Kummer auf den bleichen Geſichtern! Und wenn man dann wieder dieſen ſtolzen Karoſſen begegnet, in welchen ſich vornehme Müſſiggänger — Diplomaten, Hofleute, Penſionnärs — behaglich wiegen, ſo erwacht der Ingrimm in tiefer Bruſt — und wahrlich die Geduld iſt zu bewundern, womit das Volk ſolche Unbill trägt!

Wir wollen einmal ein wenig rechnen: Deutſchland hat 34 ſouveraine Herren; ich weiß wahrhaftig nicht, ob die Zahl richtig iſt, denn dieſes Kapitel iſt mir verhaßt, ich denke nicht gerne daran und ich mag jetzt auch nicht nachſchlagen, alſo ſage dreißig und vier — auf einen Souverän mehr oder weniger kommt es mir nicht an. Deutſchland beſitzt mithin 34 Hofhaltungen, groß und klein. Ich will einmal einen mittleren Staat, etwa ein Königreich von anderthalb Millionen Einwohnern, als Baſis annehmen. Hier ergibt ſich nun ungefähr folgende Berechnung:

Königliches Haus.

Die Civilliste des Souverän, nebst den Privatdomänen und andern Nutzungen .	1,500,000 fl.
Witthumgelder an verwittwete Damen des Hauses	100,000 fl.
5 Prinzen und Prinzessinnen im Durchschnitt nur zu 10,000 fl.	50,000 fl.
3 Königliche Geschwister nur zu 20,000 fl.	60,000 fl.
12 Prinzen und Prinzessinnen derselben nur zu 10,000 fl.	120,000 fl.
6 Königliche Oheime und Tanten zu 20,000 fl.	120,000 fl.
24 Prinzen und Prinzessinnen derselben zu 10,000 fl.	240,000 fl.
	2,190,000 fl.
Nach dieser in höchst billigem Anschlag gemachten Berechnung kostet also in einem Königreiche, das anderthalb Millionen zählt, das königliche Haus die Summe von 2,190,000 fl. oder rund	2,200,000 fl.

Wenn man nun diese Durchschnittssumme als richtig gelten läßt und die Bevölkerung Deutschlands nur zu 30 Millionen annimmt, so kosten uns unsere souverainen Häuser die jährliche Summe von 44 Millionen Gulden. Der König der Franzosen hat eine Civilliste von 6 bis 7 Millionen und der Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika einen Gehalt von 75,000 Gulden.

Nach derselben Durchschnitts-Berechnung haben wir das Glück, in Deutschland zu besitzen:

Souverains	34
Wittwen von Fürsten und Prinzen des Hauses wenigstens	100
Prinzen und Prinzessinnen der regierenden Häupter etwa	150
Geschwister der Souverains	150
Kinder derselben	600
Oheime und Tanten der regierenden Herren mindestens	200
Kinder derselben nach billigster Berechnung . .	600
	1834

Wir besitzen demnach in Deutschland die runde Summe von 1800 fürstlichen Personen von Geblüt. Zur standesmäßigen Bedienung dieser hohen und höchsten Personen ist eine ziemliche Anzahl hoher und niederer Dienerschaft erforderlich. Der Hofstaat eines Souverain, der anderthalb Millionen Unterthanen hat, soll mir in meiner Durchschnitts-Berechnung zum Maasstabe dienen.

Hofstaat des Souverain.

Erbkronämter: Erbreichsmarschall, Erbreichsoberhofmeister, Erbreichsoberkämmerer, Erbreichpanner. Dann kommt der Hof- und Domainenrath, in welchem sich fünf Excellenzen, ein Direktor, ein Hofrichter, ein Hofkassier, ein Sekretär, ein Canzlist und ein Aufwärter befinden; sofort die Hofkapelle mit einem Oberhofprediger, Hofkaplan, Hoforganist, Hofkantor und Meßner. Folgen die Hof- und Leibärzte, consultirende Aerzte, Hofchirurgen, Hofzahnärzte; dann der Obersthofmeisterstab mit Stabssekretärs, Stabskanzlisten, Hof-

zahlmeistern, Hofjuwelieren, Kammerdienern, Kammerlakaien, Kammerthürhütern, Garderobedienern, Hoffurieren, Hofbedienten, Schloßthürstehern, Hofknechten, Hofökonomen, Küchenmeistern, Köchen, Küchenjungen, Kellermeistern, Kellerdienern, Silberkämmerlingen, Silberdienern, Tafeldeckern, Castellanen, Scholßschreibern, Hausverwaltern, Schloßdienern, Lampisten, Hofbaumeistern, Bauinspektoren, Hofgärtnern, Gartenknechten, Hofbibliothekars, Gallerie-Inspektoren, Oberst-Kammerherrn und gemeinen Kammerherrn, Ceremonienmeistern, Hofjägermeistern, Jagdsekretärs, Büchsenspanner, Fasanenmeister, Parkjäger, Gehegebereiter, Hofjäger, Parkwächter, Theater-Intendanten, Hofschauspieler, Hofschauspielerinnen, Hofsänger, Hofsängerinnen, Hofmusiker, Oberststallmeistern und gemeinen Stallmeistern, Bereitern, Stallinspektoren, Wagenmeistern, Geschirrmeistern, Leibkutschern, Reitknechten u. s. w.

Sofort folgt der Hofstaat der Königin, der Königlichen Kinder, der Königlichen Neffen, der Königlichen Brüder, der Königlichen Oheime und Tanten mit der ganzen Zugabe männlicher und weiblicher Bedienung. Diese ganze Litanei, 34mal repetirt, gibt eine schöne Summe unnützer Leute, welche das Volk füttern muß.

Nun haben wir aber neben den regierenden Häusern in Deutschland noch eine Unzahl mediatisirter Fürsten, Grafen und Barone, welche ebenfalls nichts produciren und rein auf Kosten des Volks leben. Wenn wir annehmen, daß sich in jedem der 34 souverainen Staaten im Durchschnitt 50 Fürsten, 100 Grafen und 150 Barone befinden, so besitzen wir also an diesen drei Gattungen in Deutschland:

Fürſten	1700.
Grafen	3400.
Barone	5000.

Die Deſcendenzen derſelben mögen mindeſtens 20,000 betragen, ſo haben wir demnach 25 bis 30,000 Individuen von Adel, die ebenfalls von dem Schweiße der producirenden Stände leben. Um billig zu ſeyn, wollen wir den jährlichen Unterhalt jedes dieſer adelichen Individuen im Durchſchnitt nur zu 2000 Gulden anſchlagen, was eine Summe von 50 und mehr Millionen ergibt, die das arme Volk aufbringen muß, um unnütze Müſſiggänger zu füttern.

Rechnen wir hiezu noch den überflüſſigen Aufwand, den alle dieſe kleine Staaten an diplomatiſchen Agenten, unverhältnißmäßigem Militär, einer Legion von Militär- und Civilbeamten machen, ſo erklärt ſich leicht, warum das arme Land verarmt und verarmen muß. Man gebe mir heute Vollmacht, dieſen Zuſtand der Dinge gründlich zu ändern, ſo will ich mir den Kopf vor die Füße legen laſſen, wenn ich dem deutſchen Volke nicht wenigſtens 300 Millionen jährlich erſpare. „Aber," wendet man mir ein, „was ſollen denn alsdann alle dieſe hohen Herrſchaften anfangen? Il faut pourtant qu'ils vivent!« — Hierauf erwiedere ich: »Je n'en vois pas la nécessité!«

Ich kehre zu unſern armen Auswanderern zurück. Ein Maler zeichnete einzelne Gruppen in ihren verſchiedenen Trachten und Phyſiognomien. Er war eben mit der Abzeichnung von zwei alten Männern aus dem würtembergiſchen Dorfe Schönaich (Gebrüder Kurz, wenn ich nicht irre, 69 und 70 Jahre alt) be-

schäftigt. Beide saßen auf einer Kiste, regungslos, theilnahmlos, ohne Schmerz und ohne Freude — mir war, als ob man den entseelten Körper dieser Greise aus der Heimath entführe, ihn in ferner Erde zu bestatten. O, ich möchte ein Tiger werden und Blut saufen — wehe, dreimal wehe diesen Harpien, die an dem Mark der armen Menschheit zehren!

Es war ein armer Pursche da, ebenfalls aus Schönaich oder einem andern württembergischen Dorfe, der die Kosten der Ueberfahrt nicht bestreiten konnte. Seine Landsleute verwendeten sich für ihn bei guten Menschen, hauptsächlich bei Deutschen, die diesen Lagerplatz besuchten. „Zu essen wollen wir ihm unterwegs wohl geben," sagten diese einfachen Leute, „aber an Geld können wir nichts entbehren." Er hatte schon ein Sümmchen zusammengebracht; ich gab auch mein Scherflein, aber es reichte noch nicht zur Hälfte. Da fiel mir ein, daß unser Engländer hier in der Nähe, am andern Ufer der Seine, wohne. Ich lief sogleich hin, es war gegen Mittag — er war eben aufgestanden und ließ sich von seinem Kammerdiener behaglich ankleiden. Was gab er mir? Einen Napoleon. „Bah!" sagte ich, „das ist nicht genug." Er legte noch einen zu; ich war nicht zufrieden. „Hm!" sagte er gähnend, „ich habe gestern mit der * (er nannte den Namen einer Operntänzerin) bei Very gespeißt; der Spaß kostet mich 300 Franken." — „So wünsche ich," erwiederte ich zornig, „daß Sie des Teufels Früchte von diesem Spaß erndten mögen, und daß Sie der Doctor und Apotheker noch einmal so viel koste." Ich ging; er lachte und rief mir nach: »Apropos! ich komme die-

sen Abend zu Tisch in das Hôtel de France.« — „Halt!" sagte ich umkehrend, „der Champagner ist heute an Ihnen, geben Sie mir noch 20 Franken, so soll er Ihnen geschenkt seyn." Er griff phlegmatisch in die Tasche und holte noch einen Napoleon heraus. Die vier Flaschen Champagner wurden aber am Abend doch getrunken. Es war schon 9 Uhr vorbei, als wir ziemlich lustig auf die Boulevards gingen, um bei Tortoni ein Glas Eis zu nehmen. An der Ecke der Straße Lafitte stund die Aebtissin eines gewissen Klosters mit einigen ihrer Nonnen, die schon mehrmals vergebens versucht hatten, meine felsenfeste Tugend zu erschüttern. Combien? fragte ich heute. Dix Francs, Monsieur! war die Antwort. „Sehen Sie," sagte ich zu meinem Engländer, „da hätten Sie 290 Franken ersparen können, und es wäre ungefähr dasselbe gewesen." Wir gingen lachend weiter.

Am Sonntag, den 22. Mai, besuchte ich die Versammlung der Sct. Simonisten. Der reich gezierte Saal und die Gallerien waren dicht besetzt, doch fanden wir auf der zweiten Gallerie noch ein Plätzchen. Die Priester und Priesterinnen saßen auf einer Estrade Hand in Hand — die Redner traten an den Rand derselben, um zu sprechen. Es sprach gerade ein schöner Mann von mittlerem Alter; seine Rede war feurig, kühn, hinreißend, und schien besonders auf den weiblichen Theil der Versammlung vielen Eindruck zu machen. Unter den Priesterinnen waren zum Theil ältliche Damen, welche mir die Hand der Priester mit besonderer Inbrunst zu drücken schienen, aber auch welche von solcher Jugend und Schönheit, daß sie leicht-

lich selbst einen Kälteren, als ich bin, zum Sct. Simonismus hätten verführen können. So gut und wohlgesetzt die Reden der Priester waren, so schienen mir doch die schönen Augen der Priesterinnen noch anlockender. Es wundert mich, daß der Sct. Simonistische Pabst keine weiblichen Apostel aussendet, um die christlichen Heiden zu Sct. Simons Lehre zu bekehren. Ich erblickte auf der Estrade ein Paar schwarze feurige Augen, die mich hätten verführen können, nicht nur ein Simonist, sondern gar ein Jude zu werden. Zum Glück für mein Bischen Christenthum wurde kein Bekehrungsversuch an mir gemacht.

Sct. Simon, der im Jahr 1825 zu Paris gestorben ist, suchte seine neue Lehre theils mündlich, theils schriftlich zu verbreiten. Seine Anhänger basiren dieselbe hauptsächlich auf das kurz vor seinem Tode von ihm herausgegebene Werk: Nouveau christianisme, Dialogue entre un conservateur et un novateur. In dem vielfach bewegten Frankreich konnte es dieser neuen Religion nicht an Anhängern fehlen und ihre Zahl ist zu Paris und an andern Orten bereits ziemlich bedeutend. Die Sct. Simonisten sind jetzt förmlich organisirt, haben ihre Lehre in ein System gebracht, und der Globe dient ihnen zum öffentlichen Organ. Sct. Simon lehrt in seinem neuen Christenthum: Die christliche Religion ist göttlichen Ursprungs, aber sie ist vervollkommnungsfähig — zwar nicht in dem, was Gott selbst gesagt hat, aber in dem, was die Geistlichkeit im Namen Gottes lehrte. Das Göttliche im Christenthum beruht auf dem Ausspruche Gottes: die Menschen sollen einander als Brüder be-

trachten. Diese Grundlehre hat Gott den Menschen zu ihrer Richtschnur gegeben; nach ihr sollen sie die Staatsgesellschaft auf die der Mehrzahl vortheilhafteste Weise einrichten; ihr höchster Zweck soll die möglichst schnelle und vollkommene Verbesserung des moralischen und physischen Zustandes der Mehrzahl der Menschen seyn. „Wir haben," sagen die Apostel des Sct. Simonismus, „den Auftrag erhalten, der Welt eine neue Religion zu verkünden. Durch diese Religion wird die Menschheit einen größeren Fortschritt machen, als selbst durch die Lehre des Evangeliums. Diese Religion gibt der Moral neue Grundlagen; ihr Dogma wird den Wissenschaften neue Grundsätze mittheilen und ihr Cultus wird der Kraft des Menschen einen neuen Thätigkeitszweck darbieten. Auch wir haben die Wissenschaften studirt; auch wir haben den Bereich menschlicher Kenntnisse zu durchdringen gesucht; aber wir haben auch seit langer Zeit die ganze Leerheit und die Widersprüche der alten Religionen bemerkt und konnten fortan eben so wenig an den unsichtbaren Gott der Christen und an ihre Hölle, als an den Jehova der Juden oder gar an den donnernden Jupiter der Griechen und Römer glauben."

„Man kann keinen dauerhaften gesellschaftlichen Verein begründen als vermittelst einer Hauptidee, welche in ihrem Verfolg alle Angelegenheiten des Weltalls umfaßt; welche der Gesellschaft Ursprung und Bestimmung offenbart, welche jedes Individuum über seine Bedürfnisse, seine Interessen und Pflichten unterrichtet. Deßhalb sind große gesellschaftliche Vereine gegründet worden. Ohne hier der Römer, Juden und Muhamedaner

zu gedenken, wissen wir, daß, wenn die christliche Kirche die Welt civilisirt hat, dieß dadurch geschehen ist, daß sie durch ihre Lehre diesen Anforderungen vollkommener als alle Religionen der Vergangenheit entsprach. Aber wir wissen auch, daß, indem diese Lehre von Natur nicht so beschaffen ist, sich alle Fortschritte des menschlichen Geistes anzueignen, diese Fortschritte in Bezug auf sie Veranlassungen ihres Falles geworden sind. Neues gestaltete sich, was ihren Theorien entgegen war; eine Bestimmung, welche sie nicht vorausgesehen, hat sich in der Gesellschaft allmälig offenbart; jeder Einzelne hat Interessen, Bedürfnisse, Pflichten kennen lernen, die von denen verschieden sind, welche sie verkündigt oder geheiligt hatte. Von diesem Augenblicke an war der Fall der christlichen Religion nothwendig, unvermeidlich; von diesem Augenblicke an war die europäische Gesellschaft in zwei feindliche Heere getheilt. Auf der einen Seite standen die, welche, voll Schmerz beim Anblick aller Fehler der alten Einrichtungen, auf deren Sturz hinarbeiteten; auf der andern diejenigen, welche, indem sie vor Schreck beim Anblick einer Verwirrung zurückbebten, deren Ausgang sie nicht voraussahen, sich fest mit einander zur Vertheidigung von ferner nichts geltenden Einrichtungen verbanden. Diejenigen rechnen wir nicht mit, welche in den alten Mißbräuchen oder in der neuen Verwirrung nichts als ein Mittel des Wohlbefindens und persönlicher Genugthuung fanden; denn die wahre Macht zum Angriff und zur Vertheidigung beruhte auf ihnen nicht. Dieser ungeheure Kampf, durch den die Gesellschaft seit drei Jahrhunderten peinlich beunruhigt wird, stellt ein allge-

meines, charakteristisches Faktum dar, auf welches die Schule des St. Simon seit langer Zeit ihre Aufmerksamkeit gerichtet hat; es ist dieß von Seiten der Reformateurs der Mangel jeder organischen Idee, welche sie in den Stand gesetzt hätte, das wieder zu ersetzen, was sie niederrissen."

„Das Unternehmen der Niederreissenden mußte demnach unvollendet bleiben. St. Simon sagte: die Menschheit bedarf einer Zuflucht; sie wird ihr altes baufälliges Haus durchaus nicht früher verlassen, als an dem Tage, wo sie ein besseres Asyl in einem neuen Hause finden wird. — Jesus Christus allein konnte den Tempel zerbrechen, da Er ihn allein wieder aufzubauen vermochte."

„Von ihm ist bis auf St. Simon keine neue Lösung der großen Aufgaben, welche sich die Menschheit immer gestellt hat, erfolgt; bis auf ihn sind alle Hauptideen verändert und umgestossen, aber nicht wieder ersetzt worden, und die heiligen Wörter, diesen Ideengang auszudrücken, haben ihre alte Bedeutung behalten. Hieraus entspringt für diejenigen, welche diese Bedeutung ändern wollen, als erste Schwierigkeit die, sich begreiflich zu machen. „Die Schöpfung der Welt, die Lehre von den Strafen und Belohnungen, die Nothwendigkeit der Versöhnung und des Gebets, diess sind für viele Menschen der hinlängliche Bürge aller religiösen Gedanken. Wenn man uns und unsere Religion besser kennte, würden wir deßhalb auch keinen Widerstand erfahren."

„Durch die Lehre des St. Simon haben wir alles das, was es Grosses, Erhabenes in Einrichtungen,

welche wir wegen unſerer Erziehung verkannten, gegeben hat, kennen gelernt. Voll von heiliger Bewunderung haben wir die ganze Kraft der chriſtlichen Erzählungen (Mythen) empfunden; wir haben gelernt, daß durch ſie allein die göttliche Sittenlehre Chriſti ſich verwirklichen konnte. Aber wir bewunderten, ohne zu klagen. Das Vergangene, was wir mit Bewunderung, mit Dankgefühl betrachteten, war völlig todt, todt auf immer; nach St. Simon aber muß der Glaube lebendig ſeyn. Der Glanz, worin das Chriſtenthum ſtrahlte, war nicht ſein; das Licht, womit es unſern Augen leuchtete, war das der Zukunft. Darum kann die gerechte Verdammung, womit das achtzehnte Jahrhundert gegen das Chriſtenthum hervortrat, nicht auf uns übergetragen werden; denn wir ſind keine Chriſten, wir ſind St. Simoniſten."

„Die Hauptſache und das Weſen aller Religion beſteht darin, daß ſie eine Idee aufſtelle, welche durch ein Band den Menſchen und was ihn umgibt, verbünde. Vereinigt muß der Menſch mit dem, was außer ihm iſt, werden. Das iſt die Aufgabe aller Religion. Jeder wahre Fortſchritt der Civiliſation iſt ſtets nur der Fortſchritt und die Erweiterung dieſer Vereinigung, dieſes Bandes geweſen. So war der Menſch, vermöge des religiöſen Glaubens, anfänglich an ſeine Familie, dann an ſeine Mitbürgerſchaft oder ſein Volk, dann an alle Völker, welche ſich zu dem nämlichen Glauben bekannten, gebunden."

„Dieß bewirkten die Religionen dadurch, daß ſie das Leben in den Erſcheinungen, welche außer der unmittelbaren Abhängigkeit des Menſchen ſtehen, kennen

lehrten. Das Leben beſteht in der Empfindung, im Begehren und Wollen; und dieſes Leben, dieſer Wille, welche die Welt beherrſchen, iſt das, was der Menſch zu allen Zeiten Gott genannt hat. — Da aber der Menſch das Leben außerhalb ſeiner ſelbſt nicht begreifen konnte, wie er das in ſich fühlte: deßhalb iſt auch die Kenntniß von Gott fortſchreitend geweſen, wie die des Menſchen. Gott ſteht immer höher, iſt aber immer dem Menſchen ähnlich."

„So lange der Menſch keinen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen, welche das Leben offenbaren, machen konnte, konnte er auch Gott nur unter einer beſtimmten materiellen Form auffaſſen. In dieſer Beziehung laſſen ſich füglich viele Zuſammenſtellungen des Fetiſchismus, Polytheismus und ſelbſt des Judaismus machen. Als aber durch die Philoſophie der Griechen im Menſchen zwei Arten der Erſcheinungen angenommen worden waren und als ſie dieſelben auf zwei beſtimmte Prinzipe, Geiſt und Körper, zurückgeführt hatte, mußte auch nothwendiger Weiſe die Religion dieſe Wahrnehmung in der Welt in ſich aufnehmen. So wurde Gott die Weltſeele, der unſichtbare, unfühlbare Geiſt, welcher auf die ganze Materie einwirkte, wie der Geiſt des Menſchen auf ſeinen Körper. — In der chriſtlichen Religion iſt Gott reiner, bloßer Geiſt; aber wie bei den Juden Jehova eigentlich bloß der oberſte unter den Göttern anderer Völker war: ſo iſt Gott nach Chriſti Sinne zwar der Höchſte, der Beſte; allein neben ihm exiſtirt noch ein anderer Herr, ein Böſer, der Teufel, welcher Macht über die Welt und die Menſchen ausübt. Können ſich die Chriſten glücklich fühlen bei ihrer

Religion, da zwar Alle zur Seligkeit geführt werden sollen, aber doch in der That nicht Alle selig werden? Beunruhigend muß es für jedes Menschenherz seyn, in beständigem Zweifel zu leben, ob ihm nicht ewige Verdammniß oder ewiges Heil zu Theil werden werde. Schauerlich spricht zu dem Menschen diese Religion: „Du bist von Geburt ein Sünder! Vom dem Beginne deines Lebens an bist du ein Gegenstand des Hasses deines heiligen Gottes, der dich doch schuf!“ Wie sonst das Prinzip des Guten stets gegen das des Bösen kämpft, so steht in der Religion dem Gute der Macht, der Liebe und Wahrheit, das Prinzip der mächtigen Ohnmacht, des Hasses und Betrugs, der Lüge entgegen. In das Christenthum ist die Lehre von dem orientalischen Dualismus durch das Judenthum übergegangen, welches bis auf den heutigen Tag in der Lehre von dem durchaus verderbten Fleische, der Erbsünde, und dem Teufel erhalten wird. Darum werden nur wenige Menschen selig und diese dieß nicht so vollkommen, als sie es sollten, darum steigt das Christenthum nicht zur absoluten Einheit des göttlichen Wesens auf; darum ist noch Böses in der Welt vorhanden, welches durch den Gott in seiner Vollkommenheit und Allheit verschwinden muß.“

„Wir nehmen keinen Satan an, keine Erbsünde, der ganze Mensch ist an sich gut. Kann der Gott der Liebe und Güte den Menschen, den er eben geschaffen, verfluchen und diesen Fluch auf alle seine Nachkommen übergehen lassen? Das wäre ein schrecklicher Gott! — Die Arbeit, wozu der Mensch durch die Einrichtung der Natur verbunden ist, ist kein Fluch,

sondern ein Segen. Sie geht, wie Alles, von Gott aus, ist eine Tochter des Himmels, und durch sie erhält der Mensch das Hauptmittel, sein Ziel zu erreichen, welches darin besteht, Gott näher zu kommen, ihm ähnlich zu werden. Nicht bloß moralisch und geistig wird dieß der Mensch, sondern auch durch seine Arbeiten, auch er wird dadurch Schöpfer. Die Industrie ist das große, schöne Band, welches sich um alle Nationen schlingt, und vermittelst welcher die Religion zur Herrschaft über die Erde gelangen muß. Denn so lange der Mensch und sein Werk verdammt sind, wird nie eine Aussöhnung zwischen Religion und Politik zu Stande kommen, da doch der Zweck aller Religion seyn muß, einen Himmel auf Erden zu gründen."

„Wenn die Idee Gott der Ausdruck eines Geheimnisses ist, das Leben des Weltalls, so entspricht diese Idee stets ebenfalls einem Geheimniß, dem Leben des Menschen. Die christliche Auffassung Gottes konnte man nicht anders beurtheilen, als wenn man das, was das Christenthum über den Menschen lehrt, betrachtet. Als St. Simonisten haben wir aber eine neue, höhere Art der Auffassung des Menschen, als dieß je in der Vergangenheit der Fall war, und zwar deßhalb, weil unser Glaube an Gott ein neuer ist und erhabener als in allen alten Religionen."

„Moses zeigte, was der Mensch mit seiner Kraft im Glauben an eine Vorsehung vermöge; Christus kannte die Zukunft vollkommen und wußte, wohin der Mensch im religiösen Glauben gelangen könne und solle. Alle Verheißungen, welche im Namen Gottes

geschahen, sind in Erfüllung gegangen, wenigstens alle diejenigen, welche die Menschheit in einen bessern Zustand versetzen sollten, alle die, welche ihr einen Fortschritt zu dem vorgesteckten Ziele verkündigten, welches St. Simon der Welt offenbarte, bestehend in dem menschlichen Vereine, der Weltfamilie, wo alle sich durch die Liebe vereint fühlen werden, oder wo einem Jeden nach seinen Werken vergolten wird."

„Diese Zeit, diesen Zustand wollen wir für die Menschheit herbeiführen, damit die Menschheit sich einst darin beglückt fühle: das ist der Zweck unsers Strebens. Diese Vergeltung nach den Werken, welche nach der Lehre Jesu Christi im Himmel erfolgt, wollen wir auf der Erde zu verwirklichen suchen. Darum hinweg mit dem künftigen Erbtheil, dem Privilegium der Geburt, wornach es Reiche und Arme, Weise und Unwissende, Gute und Böse gibt! In der Zukunft werden die Menschen noch stärker, weiser und liebevoller seyn. Nichts wird mehr von Zufall oder Glück abhängig seyn; es wird keine Ungleichheit geben, als die, welche Gott will; und jede gesellschaftliche Einrichtung wird zum alleinigen Gegenstande, zum Hauptgrunde, unter moralischem, intellectuellem und physischem Einflusse, die schnellste Verbesserung des Zustandes der Armen haben. — Und mag dieß immerhin schwierig seyn. Der Mensch verehre das Schwierige; ist es gut, so muß es sich verwirklichen. Dazu braucht man bei vorhandener Kraft bloß den Willen, und wir wollen. — Eine große Anzahl von Brüdern lebt noch in Unwissenheit, wird von Lastern verdorben und schmach-

tet im Elend! Wir haben als ihre Brüder die edle Bestimmung, ihnen zu helfen, sie zu erlösen und zu befreien von jeglichem Uebel. Jeder muß sich berufen fühlen, dazu beizutragen, daß die Menschheit eine einzige, große, glückliche Weltfamilie ausmache."

„Soll der Mensch, unserer Lehre zufolge, nach dem Tode harren auf eine ewige Ruhe? Nimmermehr! — Im Christenthume freilich, wo in jedem Individuum das Fleisch gegen den Geist streitet, und demgemäß hinsichtlich der menschlichen Gesellschaft die Kirche gegen den Staat; wo das Leben nichts ist als ein Kampfplatz, sucht der Geist im Tode den Hafen des Friedens, indem man fleht: Herr, schenke ihnen die ewige Ruhe! . . . ."

„Nun aber ist das Leben heitere Arbeit; die Kindheit ist ein angenehmes Erwachen, das Alter ein süßes Einschlummern und der Tod der Eingang zu einem neuen Leben, zu neuen Fortschritten."

„Bei uns handelt es sich nicht mehr um Weltgericht und eine kleine Anzahl Auserwählter; denn wir Alle sind Kinder Gottes. Und darf nicht selbst das mißrathene Kind, früh oder spät, ins väterliche Haus zurückkehren?"

„Zu allen Zeiten hatten die Einrichtungen der Menschheit, welche sie ihrer Bestimmung, ihrem Ziele entgegen führen sollten, eine religiöse Grundlage. So erschienen bei den Völkern des Alterthums die Eintheilungen in Kasten, in Patrizier und Plebejer, die Verhältnisse des Herrn zum Sklaven, ja alle politischen Anstalten, alle gesellschaftlichen Bestimmungen und Würden als die Praxis einer religiösen Theorie. Und

diese Ansichten, dieser Glaube, der heute so unbekannt ist, hatte in der Vergangenheit den größten Einfluß auf die Fortschritte der Bildung, und ihm verdanken die Völker Europa's beinahe ihre ganze Superiorität über die andern Völker der Erde. Früher besaß die christliche Lehre die Macht, so kräftig in der Welt einzuwirken; aber heute ist sie zur sinnenleeren Lehre, zur todten Wissenschaft geworden, welche man nur noch denen lehrt, welche todt für Ihresgleichen sind. Das Erhabene, Vortheilhafte des Christenthums hinsichtlich der Vergangenheit zugegeben, erhellt doch deutlich und klar das Unvollkommene, Fehlerhafte und Unzureichende desselben in Bezug auf die Zukunft. Für diese muß eine neue Religion Genügendes darbieten."

„Indem das Christenthum einen Gott, der reiner Geist ist, ankündigte, und die gesammte Materie als außer ihm vorhanden seyn ließ, stellte die Kirche den Menschen in dem gegenwärtigen Zustande seines Daseyns dar als durch Bande verbindert, welche ihn von dem Urbilde der Vollkommenheit entfernt hielten. Sie erhielt ferner einen unverkennbaren Ueberrest der orientalischen Philosophie, welche die Welt als den Schauplatz eines beständigen Kampfes zwischen zwei entgegengesetzten Prinzipien, dem Guten und Bösen, dargestellt hatte. Wenn auch die christliche Theologie das Prinzip des Bösen dem des Guten vollkommen untergeordnet hatte, so ließ sie jenem doch noch eine große Freiheit der Wirksamkeit; und was vorzüglich auffallen muß, ist, daß sie diesem bösen Prinzipe ausdrücklich die Materie zur Beherrschung zugetheilt hat. „Das Fleisch," sagt St. Augustin, „ist die Sünde." Und im

Evangelium selbst hören wir den Versucher, indem er alle Königreiche der Welt und die Reichthümer der Erde zeigte, sagen: „Ich will dir die ganze Gewalt geben und ihre Herrlichkeit; denn mir ist sie gegeben, und ich gebe sie wem ich will."

„So existirten zwei höchste Wesen neben einander; Gott war zwar als reiner Geist ganz vollkommen; aber hinsichtlich der Materie war er der Untergeordnete. Dazu kommt der als nothwendig und nicht wieder gut zu machend dargestellte Sündenfall."

„Zwar hat die christliche Kirche vermöge der Lehre von Gott als reinem Geiste der Wissenschaft große Dienste geleistet, indem es Theologen gab, welche den Menschen nach seinen intellectuellen Fähigkeiten und in seiner Beziehung als geistiges Wesen zu Gott, zu seines Gleichen studirten; aber mit der Vervollkommnung des materiellen Wohlseyns der Menschheit hat sich die Kirche niemals beschäftigt, wenigstens nicht direct und mit Erfolg; ja sie mußte sogar, wenn sie nach ihrem Lehrsatze consequent verfahren wollte, alle materielle Thätigkeit, als unzureichend und verwerflich, verdammen. Darum weiß die evangelische Moral die Industrie nicht mit sich zu vereinigen, oder gar ihre Entwicklung zu begünstigen. Rüstete sich nicht die Kirche mit ungeheurer Kraft gegen ihre eigenen Mitglieder, um die ersten Anfänge der neuen Wissenschaft in einem Manne, Roger Baco, zu verfolgen? Und ist nicht eben dasselbe seit dem Märtyrer Galiläi bis auf die Verhandlungen Buffon's mit der Sorbonne geschehen? Alle die großen Fortschritte seit mehreren Jahrhunderten, die Entdeckung der

neuen Welt, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Erweiterung des Handels, dieses mächtigen Mittels der Civilisation, alle Vervollkommnung in den Wissenschaften und der Industrie, Alles dieß verdanken wir Männern, die von der römischen Kirche weder ausgingen, noch dazu aufgefordert und darin unterstützt wurden. Und wenn die Kirche Jesu gefallen ist, wenn sie vollkommen sich auflösen muß, so geschieht das, weil sie nicht geheiligt, nicht geordnet hat alle Arten der menschlichen Thätigkeit, weil ihr Gott bloß reiner Geist ist, der auf die Materie keinen Einfluß hat."

„Deßhalb bedarf es einer neuen Religion. — Wie der große Apostel einst zu den Athenern sprach, so sprechen wir heute: wir predigen den unbekannten Gott! Und es ist hoch an der Zeit, diesen wahren Gott kennen zu lernen."

„Das Weltall, die Unermeßlichkeit der Welten, welche den Raum erfüllen, und in diesen Welten Alles, was lebt, denkt und sich bewegt, diese Erde und die ganze Menschenfamilie auf ihr, Alles ist nichts als ein einziges Seyn, ein unendliches, unveränderliches, ewiges, einfaches, alleiniges, untheilbares, lebendiges Seyn, lebend ein ihm eigenthümliches Leben: dieß nennen wir Gott (Gott-lebendes All)."

„Alles das, was wir lieben können; Alles das, was wir kennen zu lernen vermögen; Alles das, worauf sich unserere Macht erstreckt, Alles dieß ist und kann nichts seyn, als eine Offenbarung des Universallebens, Gottes. Ein Einziger! Ein einziges Seyn! an dessen Busen wir alle leben, dessen Glieder wir sind: dieß ist der erhabene Gedanke, welchen die

Schule St. Simons der Welt lehrt! Dieß ist die vollkommene Offenbarung der Liebe, welche unter den Menschen ein weit mächtigeres Band knüpfen muß, als alle früheren. Dieser Gedanke ist auch die Grundidee aller Wissenschaft. Er ist die Quelle und der Zweck aller Thätigkeit."

„Der Mensch erscheint mitten im unendlichen Seyn als endliches Seyn; in der erhabensten Einheit und dem Grenzenlosen als bestimmte begrenzte Einheit. In der Endlichkeit ist der Mensch die höchste, die schönste Offenbarung Gottes, da er allein Bewußtseyn des Lebens, der Einheit besitzt, und sich allein erheben kann zu der Kenntniß des Lebens, der Universal-Einheit. Aber wie kann es in der unendlichen Einheit endliche Einheiten geben, welche Bewußtseyn von dem ihnen eigenthümlichen Leben besitzen? Wenn es im Weltall ein einziges Prinzip der Thätigkeit gibt, wie begreift der Mensch, eines Theils, die äußere Welt, welche auf ihn einwirkt; und wie überzeugt er sich, andern Theils, von der Willensfreiheit, welche in ihm ist und auf die äußere Welt zurückwirkt."

„Diese Frage bietet sich stets dem menschlichen Geiste dar. Im Christenthum wird sie mit den Ausdrücken Vorsehung und freier Wille bezeichnet. Es ist leicht, die Unmöglichkeit ihrer Lösung zu beweisen, wenn man bei dem rein wissenschaftlichen Gesichtspunkte stehen bleibt."

„Für den Menschen als endliches Wesen wird stets sein Verhältniß zum Unendlichen ein Geheimniß seyn. Theils erscheint ihm das Weltall als eins, als untheilbares; theils kann er sich zu diesem Gedanken nicht er-

heben, weil er Bewußtſeyn ſeiner eigenen Einheit beſitzt. Den Zuſammenhang dieſer beiden zu begreifen, hieße das Univerſal-Leben ſelbſt begreifen. Das Leben begreifen heißt, es empfinden. Der Menſch müßte alsdann ein Univerſal-Leben leben, er wäre das Unendliche ſelbſt. Da er aber nothwendig ein endliches Weſen iſt, bleibt dieß für ihn nothwendig ein Geheimniß."

„Dieß Geheimniß nehmen wir an, ob wir gleich unſern Lehrern verſprochen haben, nichts zu glauben, was nicht klar und deutlich erwieſen iſt. Wer jedoch glauben wollte, daß die Menſchheit etwa ſeit dem Tage, wo ſie eine religiöſe Beſtimmung erhält, genöthigt worden ſey, dieſes Geheimniß anzunehmen, der würde ſich in großem Irrthum befinden. Iſt es nicht daſſelbe Geheimniß, welches die alten Philoſophen in ihren Streitigkeiten über die Freiheit und das Verhängniß beunruhigte? — Im Menſchen iſt eine unbezwingliche Kraft, ſo daß er oft das Gegentheil von dem thut, was das Geſetz ihm vorſchreibt. — Dieſe Thatſache zu enträthſeln, wird der reinen bloßen Vernunft ſtets eine unüberwindliche Schwierigkeit ſeyn. Der Menſch kann ihr nicht entgehen; er iſt von ihr umgeben, eingeſchloſſen von allen Seiten, überall wird er auf ſie ſtoßen. Aber für den religiöſen Menſchen, für den hauptſächlich, welcher die unendliche Vervollkommnungs-Fähigkeit erkannt hat als den allgemeinſten Ausdruck des göttlichen Planes in Bezug auf das menſchliche Geſchlecht: für den wird dieſes Geheimniß nicht fürchterlich ſeyn, nicht zur Verzweiflung bringend, wie für die Fataliſten, ja wie ſelbſt für die Chriſten; denn er weiß, daß er gezwungen iſt, aber nur gezwungen iſt

das zu thun, was er liebt: darin besteht die einzige, die wahre Freiheit."

„Der Mensch hat keineswegs in dieser Welt mit einer feindlichen Macht zu kämpfen; er geräth nicht mehr im Leben unter die Last einer Ungerechtigkeit, die er durch Büßung gut machen soll; der Mensch ist nicht mehr gefallen. Er ist vervollkommnungsfähig geschaffen worden, indem in ihm das unermeßliche Verlangen nach Fortschritt und die unendliche Fähigkeit, dieß zu erfüllen, liegt. Seit dem Tage, wo er nach der Tradition sich die Kenntniß des Guten und Bösen erwarb (der Tag seines Falles, wie man ihn nennt; für uns ist es der Tag seines ersten Fortschrittes), hat er nicht aufgehört, dem Antriebe seines göttlichen Berufes zu folgen. Sein Leben auf der Erde ist darum nicht, wie man gesagt hat, ein Thal des Elends, eine Zeit der Verstoßung und der Abbüßung, sondern ein Zustand der unbegrenzten Laufbahn des Fortschritts des Ruhmes und des Glückes, welche ihm geöffnet ist. Wenn wir nichts zu wünschen haben, indem wir auf die Vergangenheit zurückblicken, so haben wir auch nichts mehr zu bedauern; denn St. Simon sagt, das goldene Zeitalter, welches eine blinde Tradition bis heut in die Vergangenheit setzte, ist vor uns."

„Auf Verbesserung in jeder Hinsicht arbeiten wir nach allen Kräften. Es wird und muß die Zeit kommen, wo alle Menschen zu einer einzigen großen Brüderfamilie vereint sind, wo Alles, was geschieht, bloß deren Bestes bezweckt, und wo das persönliche Interesse von dem allgemeinen durchaus nicht getrennt

und verschieden ist. Viel ist dabei noch zu thun übrig; aber indem wir uns an die moralische Kraft im Menschen wenden, wird es gelingen, dieß durchzuführen."

„Zunächst ist hier nöthig, daß die heilige Schrift vervollkommnet werde. Das alte Testament besteht aus heiligen Büchern, das neue ist desgleichen vom heiligen Geiste eingegeben, und doch hat der heilige Geiste darin nicht Alles mitgetheilt, was zum wahren Leben in Gott nothwendig ist. Denn Jesus Christus hat selbst den Geist der Wahrheit verheißen; woraus hervorgeht, daß, wer den heiligen Schriften bloß folgt, immer noch dem Irrthume ausgesetzt ist."

„Petrus sprach zu Jesu: Herr! sagst du dieses Gleichniß bloß für uns oder für Alle? Der Herr antwortete: Wer ist wohl der treue und kluge Haushälter, den sein Herr über sein Gesinde setzt, damit er Jedem zur rechten Zeit die gebührende Nahrung reiche? — Hieraus geht hervor, daß das Göttliche sich dem Menschen zur gehörigen Zeit und in dem ihm zuträglichen Grade mitgetheilt. Aber noch mehr, Christus hat selbst gesagt, daß ein Theil seiner Lehre bestimmt ist, ungültig zu werden, sobald die Menschheit desselben gar nicht mehr bedarf. Denn er spricht: „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Weingärtner. Jeden Reben an mir, der keine Frucht bringt, wird er wegnehmen; jeden aber, der Frucht bringt, wird er reinigen, daß er noch mehr Frucht bringe." Diese Stelle sagt deutlich,

daß es Pflicht ist, die heiligen Schriften zu vervollkommnen und das Christenthum zu läutern."

„Nach dem Sinne Christi war es dem Geiste der Wahrheit vorbehalten, nicht die weltliche Macht abzuschaffen, sondern sie vollkommen unter die göttliche Macht zu stellen."

„Die Lehre Jesu hat sich nicht zur persönlichen Gleichstellung erhoben, sie verlieh der Menschheit keine vollkommen gesellschaftliche Verfassung; die Zeit, die weltlichen Mächte anders zu gestalten, war noch nicht gekommen. Christus gründete die geistliche Herrschaft auf die Macht des Geistes, nicht die des Fleisches; in der Zukunft wird auch die weltliche Herrschaft sich auf die nämliche Art gestalten, d. h. nach der Fähigkeit und nach der Geburt."

„Mag man auch entgegnen, daß die Lehren des Evangeliums so beschaffen sind, einer guten gesellschaftlichen Einrichtung Raum zu geben, indem es der Klugheit seiner Bekenner die Form dieser Einrichtung überläßt, welche nach den verschiedenen Ländern verschieden seyn mag. Man ist jedoch im Irrthum, wenn man glaubt, daß die Form vom Geiste ganz unabhängig sey. Und die christliche Kirche billigt die weltliche Gewalt, diese von Natur gottlose Herrschaft, sowohl ihrer Form als ihrem Geiste nach. Mag daher die Form derselben noch so verschieden seyn, in beider Hinsicht widerstreitet sie Gott."

„Und in der That liegt das Schicksal Europa's noch in den Händen der Säbelführer; noch herrscht der Militarismus, der sich vom Blute nährt, über die Christenheit. Fast alle Ländereien sind das erbliche Ei-

genthum englischer, französischer, spanischer, deutscher, russischer u. s. w. Großen, welche im Müssiggange ruhig die Früchte der Arbeiten einer Unzahl von ärmlich Lebenden, welche die wahren Diener Gottes sind, verzehren. Noch sind die Arbeiter gottlosen Erben der Eroberung verpfändet, ungeachtet Jesus Christus lehrte, daß die Menschen alle Brüder wären. Christus sagte: mein Reich ist nicht von dieser Welt, und darum sind die großen irdischen Gewalthaber und Besitzer noch gleich den alten Juden, zu denen Gott sprach: ich will euch das Land zum Erbe geben. — Auf keine Weise läßt sich diese weltliche Herrschermacht mit dem Reiche Gottes (tausendjähriges Reich) vereinigen. Es muß aber ein Tag kommen, wo die Kirche mit dem Staate identisch wird, wo das Geburtsverrecht und die rohe Gewalt aufhören, das Uebergewicht zu heben, wo die geistige Fähigkeit herrscht und jeder seinen Lohn nach seinen Werken empfängt. Diese von uns verkündete Veränderung wird langsam sich ins Werk setzen lassen, das ist wahr, zumal da sie friedlich eintreten soll; aber sie wird zu Stande kommen."

„Die Industrie muß in der Zukunft den gerechten Lohn ihrer Arbeiten erhalten. Der Müssiggang, unter welcher Gestalt er auch erscheint, mit welchem prächtigen Kleide er auch angethan sey, wird als etwas Gesellschaftswidriges betrachtet und als Schande angesehen werden."

„Die Versicher der Gesellschaft werden künftig die Repräsentanten der friedlichen Stärke seyn, welche schafft, wie Cäsar der Repräsentant der militärischen Stärke war, welche zerstört und deren eiserne Hand

noch schwer auf uns lastet. — Diese Radikalveränderung ist nichts anderes, als die Erfüllung der Lehre Christi, in dem Sinne, als Jesus kam zu erfüllen das alte Gesetz, das Gesetz der Furcht, und wo wir uns heute damit beschäftigen sollen (unter dem Beistande des heiligen Geistes), zu erfüllen das Gesetz der Huld, indem wir das Gesetz der Liebe verkünden."

„Die Stunde ist gekommen, wo die Lehre mit Hülfe des heiligen Geistes strahlen soll in einem bis jetzt noch nie gekannten Glanze. Ohne den Arm Gottes (wie St. Augustin den heiligen Geist nennt) wäre uns dieses große Werk auszuführen unmöglich, indem es sich um nichts geringeres handelt, als um die Erfüllung des Gesetzes Jesu Christi."

Schließlich erlassen die Wortführer des St. Simonismus folgende eindringliche Ermahnung an die Mächtigen dieser Zeit:

„Fürsten! Welches ist in den Augen Gottes und der Christen die Natur, welches der Charakter der Gewalt, die Ihr ausübt? Welches sind die Grundlagen des Systems der gesellschaftlichen Einrichtung, die Ihr einzuführen euch bestrebt? Welche Maßregeln habt Ihr ergriffen, um den moralischen und physischen Zustand der Classe der Armen zu verbessern?"

„Ihr nennt Euch Christen und gründet doch Eure Gewalt noch auf die physische Stärke; Ihr seyd noch nichts anderes, als die Nachfolger Cäsars und vergeßt, daß die wahren Christen sich als den Endzweck aller ihrer Unternehmungen versetzen, vollkommen die Gewalt des Schwerdtes zu vernichten, die weltliche Ge-

walt, welche ihrer Natur nach und wesentlich nur proviſoriſch iſt."

„Und dieſe Gewalt habt Ihr zur Grundlage der geſellſchaftlichen Einrichtung zu machen gewagt? Ihr allein iſt es nach Euch überlaſſen, auf alle durch die geläuterten Einſichten geforderten Verbeſſerungen anzutragen. Um dieſes abſcheuliche Syſtem zu behaupten, haltet Ihr zwei Millionen Menſchen unter den Waffen, habt Ihr es dahin gebracht, daß alle Tribunale dieſes Euer Prinzip angenommen haben, habt Ihr bewirkt, daß die katholiſche, proteſtantiſche und griechiſche Geiſtlichkeit öffentlich die Ketzerei lehren, die weltliche Macht ſey die die chriſtliche Geſellſchaft in Schwung ſetzende Macht."

„Indem Ihr die Völker zur chriſtlichen Religion durch das Symbol Eurer Vereinigung zurückrufet; indem Ihr ſie einen Frieden genießen laßt, welcher für Euch das größte Gut iſt, habt Ihr Euch doch nichts deſto weniger irgend eine Erkenntlichkeit von ihrer Seite erworben; Euer perſönliches Intereſſe herrſcht viel zu ſehr vor in den Planen, von welchen Ihr vorgebet, ſie ſeyen auf den allgemeinen Vortheil berechnet. Die höchſte Macht in Europa, welche ſich in Euern Händen befindet, iſt weit entfernt, eine chriſtliche Macht zu ſeyn, wie ſie doch hätte werden ſollen. Ja, was Ihr thut, zeigt Ihr den Charakter und die Zeichen der pöbliſchen Gewalt, der unchriſtlichen Gewalt."

„Alle Maßregeln von einiger Wichtigkeit, die Ihr ergriffen, ſeit Ihr den heiligen Bund geſchloſſen habt, alle dieſe Maßregeln bezwecken an und für ſich ſelbſt das Schickſal der Armen — nicht allein derjenigen,

welche unter der jetzigen Generation leben, sondern auch sogar derer, welche es unter den künftigen Generationen geben wird — zu verschlimmern. Ihr habt die Auflagen vermehrt, Ihr vermehrt sie noch alle Jahre, um die sich immer vermehrenden Ausgaben zu decken, welche die von Euch besoldeten Heere und der Luxus Eurer Höflinge verursachen. Der Theil Eurer Unterthanen, dem Ihr Eure besondere Gunst zuwendet, ist der Adel, der, so wie Ihr, alle seine Rechte auf das Schwerdt gründet."

Die Lehre der St. Simonisten, die alle Vorrechte und alle Abgaben abgeschafft und das Loos der untern Stände verbessert und sie den Reichen und Wohlhabenden gleichgestellt wissen will, mag im Volke viele Anhänger finden, aber die Hauptklippe, an der sie scheitern muß, ist der Grundsatz: daß das Besitzthum nicht auf die natürlichen Erben übergehen, sondern den Fähigen in der Staatsgesellschaft zufallen soll. Hierdurch ist einmal ein natürliches Gefühl verletzt, das tief im Herzen der Menschen wurzelt, und zweitens, wer soll über die Fähigkeit überhaupt und dann über den Grad der Fähigkeit der Fähigen entscheiden? Jeder wird sich zum mindesten für fähig und Viele werden sich für die Fähigsten halten. Auf solche Weise liegt der Keim der Auflösung schon in dem obersten Grundsatze der St. Simonisten, welcher der Eckstein ihres ganzen Gebäudes ist.

Paris, den 5. Juli.

Noch besteht das Bürgerkönigthum in Frankreich kein volles Jahr und bereits befindet es sich in einer unhaltbaren Lage. Durch sein Bestreben, einen Krieg mit dem absolutistischen Europa um jeden Preis zu vermeiden, und durch seine möglichste Annäherung an die monarchischen Grundsätze, hat es sich die Patrioten entfremdet, ohne dadurch die Carlisten und den mit ihnen befreundeten Absolutismus, der auf den europäischen Thronen sitzt, gewinnen zu können. Die Idee der Republik, welche durch die Gesellschaft der Volksfreunde repräsentirt ist, gewinnt in Frankreich täglich neue Anhänger, und bereits hört man häufig die Meinung äußern, daß das Königthum mit der Freiheit unverträglich sey. Die Gesellschaft der Volksfreunde wird von feurigen Patrioten geleitet, die in den Julitagen tapfer gefochten haben. Sie haben ein kräftiges Manifest erlassen, in welchem sie ihre Grundsätze offen entwickeln und ihre Hoffnungen ungescheut aussprechen. Da dieses Manifest die Ereignisse in ihrer Entwicklung darstellt und einen tiefen Blick in den innern Zustand Frankreichs gewährt, so will ich hier dessen Hauptinhalt mittheilen:

„Am 30. Juli," heißt es, „sahen die Volksfreunde Paris von den Tyrannen und ihren Schergen befreit, die Hauptstadt und das ganze Land ohne Regierung, alle Gewalt in den Händen der Massen, die Gesetze unter die alleinige Obhut derjenigen gestellt, gegen welche sie gemacht schienen — sie sahen dieß Alles und erschracken nicht darüber, denn sie waren in den Kampftagen mitten unter diesen Massen des Volks und hatten

gesehen, welche Liebe der Ordnung, welcher Geist der öffentlichen Wohlfahrt sie erfüllte. Sie wußten, daß diese hunderttausend Könige von Paris, die drei Tage mit den Waffen in der Hand regierten, ohne einen einzigen Mißbrauch der Gewalt zu begehen, von selbst das Scepter niederlegen und in das Privatleben zurückkehren würden, zufrieden, die Verwegenen gestraft zu haben, welche ihre Souverainetät angetastet hatten. Die Volksfreunde wußten demnach, daß bei einem so vernünftigen, aufgeklärten und uneigennützigen Volke keine Anarchie zu fürchten sey. Ihre Besorgnisse mußten nothwendig eine andere Richtung nehmen."

„Eine Regierung war einzusetzen. Das Volk hatte einen König abgesetzt, aber zufrieden mit dieser Aeußerung seiner Kraft, ließ es den Thron erledigt. Welcher Bürger sollte ihn nun besteigen? Man nennt einen Namen, dieser Name geht von Mund zu Mund, er findet wenige oder keine Gegner: man ruft den Herzog von Orleans zum Generalstatthalter aus. Diejenigen, welche man Republikaner nennt und die eine demokratische Regierungsform dem Königthum allerdings vorziehen, wollten ihre Meinung nicht geltend machen, weil dadurch die Ordnung und selbst die Freiheit in Gefahr kommen konnten."

„Jetzt sagt man, sie hätten es nicht gewagt: man täuscht sich. Jetzt heißt es, man habe sie daran gehindert: man lügt. Sie wollten nicht. Wenn Jemand sich rühmen darf, Frankreich von der Anarchie gerettet zu haben, so gebürt dieser Ruhm den Republikanern. Sie thaten es, obwohl sie gewisse Menschen, die mit allen politischen Verbrechen besudelt sind, nicht

ohne ein Gefühl der Verachtung sich an die neue Ordnung der Dinge anschließen sehen konnten — sie schwiegen und überließen diese Menschen dem öffentlichen Abscheu."

„Es bestand keine Staatsgewalt mehr in Frankreich — der Thron war gestürzt. Die Pairskammer muß selbst gestehen, daß sie ohne allen Einfluß war. Gesteht sie es nicht, so erinnern wir daran, daß sich in den Tagen der Gefahr kein einziger Pair blicken ließ. Ein Keller oder ein Speicher können zwar allerdings einen Pair von Frankreich gegen die Kugeln schützen, aber sie verbergen ihn nicht vor den wachsamen Augen des Volks. Die Deputirtenkammer war aufgelöst. Man kann hier die Frage unter zwei Gesichtspunkte bringen. Die Kammer hatte ihre Vollmachten von der Verfassung Ludwigs XVIII., sie mußte sich demnach den Befehlen des Königs unterwerfen. In Gemäßheit der Verfassung gewählt, hatte von dem Augenblicke an, wo die Regierung gestürzt, der Thron zertrümmert war, die Deputirtenkammer, als integrirender Theil eines Körpers, der aufgehört hatte zu seyn, keine legale Existenz mehr."

„Die Patrioten wußten dieß. Gleichwohl wollten sie die Kammer nicht hindern, zusammenzutreten. Heute aber legen sie dem Volke die Gründe vor Augen, welche sie zu dieser Handlungsweise bestimmten. Es gab keine gesetzliche Gewalt mehr in Frankreich; das Land war neu zu organisiren. Irgend Jemand mußte die Hand ans Werk legen; geschah auch nur ein Aufruf an das Volk, Jemand mußte sich damit befassen. Und wie sollte man unter so dringenden Umständen zu

einer so verzögernden Maßregel schreiten? Wie konnte man deren Vollziehung erlangen? Es bedurfte eines Centralpunktes, der in gewisser Beziehung das öffentliche Vertrauen verdienen konnte. Die Deputirtenkammer war da, sie ging, obwohl auf eine mittelbare und fehlerhafte Weise, vom Volke aus. Man beschloß daher, sich an sie, als an eine revolutionäre Gewalt, anzuschließen und ihren Handlungen die Sanction der Zustimmung zu ertheilen. Diese Sanction konnte aber bloß conditionnel seyn. Die Deputirtenkammer hatte keine andere Berechtigung, als die in der Nothwendigkeit lag. Mit der Nothwendigkeit erloschen ihre Rechte. Diese Rechte waren übrigens in die nämlichen Gränzen beschränkt, sie erlaubten nur zu thun, was eben die Nothwendigkeit forderte. Weiter gingen sie nicht."

„Mithin die Generalstatthalterschaft proklamiren, verschiedene Verwaltungs-Maßregeln nehmen, provisorische Abgaben bewilligen — dieß waren nöthige und nützliche Anordnungen, und wenn hierauf die Kammer ihre Gewalt in die Hände der Urversammlungen der Nation niedergelegt hätte, so würde sie sicherlich die allgemeine Zustimmung erhalten haben. Statt dessen aber fühlte sich die Kammer berufen, eine Rolle zu spielen, die ihr nicht gebührte. Ein ungerechtes und gehässiges Mißtrauen in die Einsichten des Volks, ein eitles Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten, in ihre politische Macht und Unentbehrlichkeit ließen sie glauben, daß sie allein den Staat vollständig und definitiv zu organisiren vermöge."

„Noch nicht acht Tage ist die Revolution alt — und schon wird (am 6. August) die Verfassung auf

dem Schreibtische des Präsidenten niedergelegt, um dieselbe so zu modificiren, daß sie für die Bedürfnisse des Landes passe. Das Volk wird nicht gefragt, welches seine Bedürfnisse seyen. Die Deputirten, wenn man sie hört, kennen diese Bedürfnisse schon längst. Zum mindesten aber wird man doch die zu machenden Modifikationen reiflich überlegen? Im geringsten nicht — in zwei Stunden ist Alles geschehen und Frankreich hat seine neue Verfassung."

„Mit Recht beunruhigt über das Verfahren der Kammer, trat die Gesellschaft der Volksfreunde bewaffnet zusammen. Mit Erstaunen sah sie, daß man eine Personalfrage erhob, bevor man an die Grundsätze dachte. Der entgegengesetzte Gang wäre zu befolgen gewesen — das Volk mußte sich eine Verfassung geben, ehe es irgend Jemand an seine Spitze stellte. Die Gesellschaft der Volksfreunde schickte mehrere Deputationen an den General Lafayette und die provisorische Regierung ab, die sich in folgendem Sinne äußerten: „Die provisorische Regierung darf keine Proklamation gestatten, worin schon ein Staatsoberhaupt bezeichnet wird, ehe noch selbst nur die Form der Regierung festgesetzt ist. Das Volk muß gehört werden, und bis es seinen Willen ausgesprochen hat, bleibe die provisorische Regierung in Permanenz." Diese Grundsätze wurden in einer Adresse zusammengefaßt und öffentlich bekannt gemacht, und Niemand widersprach ihnen. Da die Volksfreunde sahen, daß die provisorische Regierung den ganzen Umfang ihrer Rechte und Pflichten nicht kannte, wendeten sie sich an den General Lafayette, dessen Popularität ihm einen unermeßlichen

Einfluß auf das Volk gab. Die Gesellschaft der Volksfreunde beschwor ihn bei der Freiheit und dem Blute ihrer Märtyrer, die höchste Staatsgewalt so lange zu übernehmen, bis der Grundstein einer neuen zeitgemäßen Verfassung gelegt sey. General Lafayette bat sich Bedenkzeit (!) aus. Aber die Ereignisse folgten sich Schlag auf Schlag — und Lafayette bedachte sich so lange, bis es zu spät war, bis das Volk keine Gewalt mehr übertragen konnte. Die Gesellschaft der Volksfreunde hatte ihrer Pflicht genügt. Jetzt blieb ihr nichts mehr übrig, als sich an eine Kammer zu wenden, die unfähig war, die Bedürfnisse der Nation zu fassen. Ihre Bemühungen hatten nicht all den Erfolg, den sie gewünscht hätte, doch dankt ihrer Kraft und Beharrlichkeit das Volk die ärmlichen Verbesserungen, die mit der Charte Ludwigs XVIII. vorgenommen wurden."

„Die Volkskammer wurde den Interessen des Volks untreu, sie hauchte der bereits erstorbenen Aristokratie neues Leben ein. Aber gleichwohl verzweifelten die Volksfreunde nicht an Frankreichs Heil. Einen Augenblick lang setzten sie ihre Hoffnung auf die guten Gesinnungen, die der neue König täglich äußerte, aber bald wurden sie durch die Wahl der Agenten der Staatsgewalt enttäuscht, und ihr Glaube an Ludwig Philipp sank gänzlich, als er Talleyrand zu seinem Botschafter in London wählte — einen Menschen, der seit vierzig Jahren alle Regierungen verrathen und sich im Schlamme aller Partheien gewälzt hat. Ist denn unsere Epoche so arm an Vaterlandsliebe und Einsicht, daß Frankreich keinen andern Stellvertreter finden

konnte, als diesen hinfälligen und mit Schmach bedeckten Greis?"

„Die Gesellschaft der Volksfreunde hat sich das Ziel gesetzt, folgende dringende Aenderungen in der Verfassung zu bewirken:

Unverträglichkeit besoldeter Staatsdienste mit den Functionen eines Deputirten.

Entschädigung der Volks-Repräsentanten für die Reise und die Dauer der Sitzungen.

Abschaffung der erblichen Pairswürde.

Abschaffung aller Monopole und Vorrechte.

Neues Wahlgesetz, auf dem Grundsatze des umfassendsten Wahlrechts ruhend, mit vollkommener Ausschließung jeder Bedingung der Wählbarkeit.

Anwendung des nämlichen Grundsatzes bei der Organisation der Departements und Gemeinden.

Reorganisation der Gerichtsbehörden.

Revision der Gesetzgebung, um sie von den Gelegenheitsgesetzen, welche Gesetze des Partheihasses und der Unterdrückung sind, zu befreien.

Neue Begründung der Abgabengesetze.

Abschaffung der Trankssteuern und Reform des Systems der indirekten Steuern.

Unentgeldlicher Unterricht für alle Stände.

Die Kosten des Cultus den verschiedenen Glaubensmeinungen selbst überlassen."

„Unabhängig von den Fragen allgemeiner Politik haben die Volksfreunde noch einen besonderen Zweck, den: den physischen und moralischen Zustand der untern Stände der Staatsgesellschaft zu verbessern. Man

hat sie darum verläumdet. Was liegt daran! Man hat sie vor Gericht belangt. Desto besser! — Die Anklage! Die Volksfreunde sind stolz darauf, nicht als Individuen, das wäre eine lächerliche Großsprecherei, sondern als politische Gesellschaft, als welche sie eine große Pflicht zu erfüllen haben. Hier sind die Menschen nichts, die Sache ist Alles. Verläumdungen weist die Gesellschaft der Volksfreunde mit Verachtung von sich. Verläumdung kann nur schwache Seelen und schwankende Charaktere in ihrem Gange aufhalten, aber Männer, die stark sind durch ihren Rechtssinn, die jedes Blatt aus dem Buche ihres Lebens furchtlos aufschlagen können, solche Männer verlachen die Verläumdung."

„Die Volksfreunde legen demnach ihre Gesinnungen und Wünsche offen dar. Sie haben folgende Ansichten über die politische und sociale Lage Frankreichs. In den Augen kurzsichtiger Politiker hatte die Revolution von 1830 keinen andern Grund, als die fünfzehn Jahre der Unterdrückung, die ihr vorangingen. Für Politiker aber, welche die Ereignisse einer langen historischen Periode zusammenzufassen vermögen, liegt die Ursache derselben viel tiefer. Vor vierzig Jahren brach die erste Revolution aus. Wer machte sie? Das Volk. Für wen arbeitete das Volk? Doch wohl für sich selbst. Gegen wen arbeitete es? Gegen das Vorrecht, gegen die Aristokratie, oder mit andern Worten, gegen jenen verzehrenden Müssiggang, der, wie ein nimmer satter Schlund, alle Schätze der Civilisation in sich aufnimmt, und nur die Vorurtheile und die Laster, diese Erzeugnisse des Hochmuths und der Selbstsucht,

auf die Oberfläche wieder ausſpeit. Das Volk ſchlu
ſich demnach gegen jegliches Vorrecht. Bei der erſte
Revolution waren die Vorrechte, dieſe Prämien de
Unwiſſenheit und Faulheit, für die der Arbeitſame ſe
nen Schweiß vergeudet, durch die ganze Staatseinrich
tung verwebt. Man mußte alſo das ganze Gebäud
einreißen und neu aufrichten. Vier Jahre des heftig
ſten Kampfes wurden dazu verwendet. Die Natio
erſchöpfte ſich darin — und leider bedeckte zwar di
Lava des Vulkans dieſes alte Herkulanum, zerſtörte e
aber nur zur Hälfte."

„Nun kam ein Mann, den die Volkswellen empo
getragen hatten, ein Mann von Genie, aus dem Vol
entſproſſen und der verwöhnte Sohn des Ruhms. Un
dieſes Volk — wer kennt es nicht! Es wird ver
Ruhm angezogen, von der Größe verblendet. Dieſ
Mann that alſo, was er nur wollte. Er ſprach: „Ic
bin vom Volke, macht mich groß!" Er war
groß. Er ſprach: „Ich bin die Republik, mac
mich zum Kaiſer!" Er ward Kaiſer. Und wa
that er jetzt im erheuchelten Purpur? Er rief die Pri
ſter, er rief den Adel zurück; er ſegte den Schutt we
der die alte Ariſtokratie bedeckte, er gab ihr die Far
der Zeit; er ſchuf einen neuen Adel, er führte die A
gaben wieder ein, welche die Revolution abgeſchaf
hatte. Aber alle ſeine Siege, ſein glänzender Krieg
ruhm vermochten ihn nicht zu halten — er mußte fa
len, und er fiel."

„Ihm folgte die Reſtauration — koſtbares Wer
ein Princip und Hiſterie zumal. Die Reſtauratio
führte die Legitimität in ihrem Gefolge, die Legitimit

brachte die Aristokratie zurück, d. h. den Krieg. Man fühlte dieß, und die Legitimität octroyrte die Charte — eine Art Compromiß zwischen dem Alten und Neuen, eine Bastard-Constitution, wo die Aristokratie ihre Organisation in der erblichen Pairschaft, in den Hundert-Thaler-Wählern, in den Tausend-Franken-Wählbaren erhielt, ein zerbrechlicher Grundstein, der den Fall des neuen Bauwerks nicht lange aufhielt. In den drei Julitagen stürzte dieses Gebäude zusammen."

„So spricht die Geschichte — und klar geht aus ihr hervor, daß die Revolution von 1830 die Tochter der Umwälzung von 1789 ist. Sie ist ihre Fortsetzung und ihr Ende. Das Drama hat vierzig Jahre gedauert. Es hat sich durch eine schleunige, reißende, unvorhergesehene, aber von Anfang an unvermeidliche Entwicklung beendigt."

„Nun zu den Folgerungen: Das Reich der Theorien ist vorüber — die gleiche Hand hat die Freiheit und die Gleichheit in die Erde gepflanzt. Der Beruf unserer Väter war, ihr Blut zu vergießen, damit die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit über die Erde schreiten und Wurzel fassen in den Völkern. Unser Beruf ist, die Völker zu lehren, wie man langsam und klug, aber fest und unerschütterlich, alle jene Folgen verwirklicht, die in dem Prinzip der Volkssouverainetät liegen."

„Die Epochen von 1789 und 1830 hängen zusammen, sie gleichen sich in den Grundsätzen — sonst aber haben sie nichts mit einander gemein. In der ersten Revolution: Verweichlichung der Sitten, nothwendige Auflösung eines Staatsverbandes, der in Trümmer fiel,

Mangel an Credit, schwaches Aufstreben des Gewerbfleißes, ganz Europa gegen die Freiheit in Waffen, das Geld der Mächtigen mit vollen Händen ausgestreut, die Feilen zu bestechen, drohende Gewalt, die Feigen zu schrecken, eine wenig aufgeklärte Bevölkerung, welche das Außergewöhnliche als eine Nothwendigkeit, die Ordnungslosigkeit als ein Bedürfniß annahm — Alles dieses führte der Terrorismus herbei, der leider unentbehrlich war, wenn das Vaterland gerettet werden sollte."

„Heute aber von Allem dem nichts. Die öffentliche Schaam ist eine unüberschreitbare Schranke des Lasters, die Völker Europa's lieben in Frankreich die Freiheit und werden ihm beistehen, das Licht ist bis in jene ruhigen, geduldigen Massen hinabgestiegen, die ihre Kraft nur dann gebrauchen, wenn ihr Recht allzulange mißkannt worden ist, und diese Kraft ist nimmer roh und blind, sie kennt sich, sie weiß sich zu mäßigen, sie ist noch bewundernswerther nach dem Siege, als während des Kampfes. Darum hat die erste Revolution vier Jahre, die zweite nur drei Tage gedauert. Die Reformen aber, welche sie gebietet, die Wiedergeburt, zu der sie die Völker beruft — das ist ein langes und schweres Werk. Deßhalb keinen Augenblick verloren, Hand daran zu legen!"

„Würde die Staatsgewalt, welche das Volk eingesetzt hat, selbst auf dieser Bahn vorwärts schreiten, so hätten die Freunde des Volks sie nur mit der Frucht ihrer Arbeiten, mit dem Ergebniß ihres Nachdenkens zu unterstützen. Aber mit jedem ihrer Schritte entfernt sich diese königliche Gewalt weiter von dem Volke.

Darum der Kampf der Gesellschaft der Volksfreunde gegen eine einseitige Kammer, gegen eine schwache und unwissende Regierung. Unwissend ist die Regierung, weil sie die Grundsätze von 1789 bekämpft und sich an die Prinzipien der Restauration anschließt. Unwissend ist sie, weil sie mit ihren schwachen Händen ein altes Gebäude zu stützen sucht, dessen Grundlagen seit fünfzig Jahren wanken. Unwissend ist sie, weil sie die Interessen des Volks weder kennt noch beachtet. Aber wie könnten auch diese Menschen, die am Ruder stehen, anders seyn? Haben sie nicht seit vierzig Jahren sich mit allen Parthein vertragen? Sie sind ohne Thatkraft, weil sie keine innere Ueberzeugung haben. Nein, diese Staatsgewalt hat keine Dauer — die paar bezahlte Lobredner, deren Talent man kauft und deren Charakter man verachtet, werden sie nicht halten."

Paris den 20. Juli.

Als ich vor einigen Tagen an dem Café des Variétés vorübergieng, fühlte ich mich plötzlich von hinten auf die Schulter geklopft. Ich wendete mich um und sah Herrn D— vor mir stehen, der auf seinen Reisen in Deutschland mich schon zweimal zu St. besucht hatte. „Sie hier? Seit wann?" redete er mich an. „Seit mehr als zwei Monaten," erwiederte ich. — „Und Sie haben mich noch nicht besucht?" — „Wie sollte ich Sie finden, da ich zum Unglück Ihre Adresse zu Hause gelassen habe?" — Konnten Sie mich nicht

auf dem Bureau des Constitutionnel oder des Journal du Commerce erfragen?" — „Wie einfältig, daran dachte ich nicht!" — »Entrons pour causer.«

Wir traten in einen Salon des Café des Variétés, wo sich Abends viele Journalisten zu versammeln pflegen. Ich lernte hier ausgezeichnete Männer kennen, die bei einem Umschwung der Dinge keine geringe Rolle spielen werden. Die nachmaligen Besuche dieses interessanten Zirkels ließen mich einen tiefen Blick in die politischen Verhältnisse Frankreichs und den in naher Zukunft bevorstehenden Wechsel der Dinge in Europa thun, denn von Frankreich aus ..... doch dieser Gegenstand ist zu weitläufig und zu verwickelt — und ich habe so ein schlechtes Gedächtniß.

Am andern Morgen war Herr D° schon ziemlich frühe bei mir. „Kleiden Sie sich an," rief er mir schon unter der Thüre zu, „wir wollen unsere Reise antreten. Je vous ferai connaitre tout le monde." In der That Herr D° kennt Jedermann und hat überall Zutritt. Er ist einer der Proscribirten der zweiten Restauration; er lebte mehrere Jahre in London und Philadelphia und erhielt erst im Jahr 1820 Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. »Apropos,« fragte ich ihn eines Tages, »waren Sie auch im Champ d'Asyle?« — »Allons donc!« war die Antwort, »il n'a jamais existé de Champ d'Asyle.« Das war nur eine Redensart, um das öffentliche Mitleid für die Proscribirten zu gewinnen und die Bourbons verhaßt zu machen."

„Wo gehen wir hin?" fragte ich D° unterwegs.

»D'abord,« erwiederte er, „weil wir hier ganz nahe an der Friedensstraße sind, zu dem jüngsten Bruder des Herrn Casimir Perier.“ — „Was soll ich bei dem thun? Sie wissen ja, daß die Herrn vom Juste-Milieu nicht meine Leute sind.“ — „Das thut nichts, man kann mit Jedermann umgehen, und übrigens ist er nicht für das System seines Bruders.“

D° trat in das Zimmer mit den Worten: Bonjour, Mr. Perier, j'ai mille choses à vous dire. — Hierauf stellte er mich vor, und ich war also das erste der tausend Dinge, die verhandelt werden sollten. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich ein so wichtiger und bedeutender Mann sey, als den ich mich zu meiner nicht geringen Verwunderung hier schildern hörte. Herr D° endigte meine pomphaften Personalien mit den Worten: Monsieur a de l'influence par toute l'Allemagne. Wäre ich in Deutschland irgendwo auf solche Weise vorgestellt worden, so würde man mich ohne Zweifel für einen der einflußreichsten Staatsmänner, wo nicht gar für das Incognito eines kleinen deutschen Potentaten gehalten haben, aber Herr Perier schien sowohl die französischen Phrasen, als seinen Mann zu kennen, und war durch die meiner geringen Person beigelegte Bedeutung im geringsten nicht verblüfft.

Herr D° zog ein politisches Blatt aus der Tasche — die Tribüne, wenn ich nicht irre. „Da kommt wieder ein sauberer Artikel über Ihren Bruder,“ sagte er mit der größten Trockenheit und Arglosigkeit, „es sollte mir leid thun, wenn es wahr wäre, was man ihm vorwirft, daß er mit den Carlisten im Bund sey.“ Hierauf las er den ganzen fulminanten Artikel

ab, in welchem dem Minister Präsidenten ein geheimes Bündniß mit den Carlisten eben zur Last gelegt wurde. Der Bruder des Ministers hörte von Anfang bis zu Ende mit löblicher Ergebung zu und sagte dann gelassen: „Geben Sie mir das Blatt, ich will es meinem Bruder bringen, denn ich gehe eben zu ihm zum Frühstück." — „Er hat alle Blätter auf seinem Bureau," erwiederte O' trocken und schob das seinige ein, „aber er liest solche Artikel nicht, weil er sich darüber ärgert." Aber machen Sie ihn nur darauf aufmerksam, denn das ist eine Beschuldigung, die er nicht auf sich beruhen lassen darf." — O, ihr guten Deutschen, dachte ich, wenn man solche Dinge in Deutschland nur dem Bruder eines Canzleraths von seinem Bruder sagte — welcher Skandal!

Wir kamen auf Deutschland zu sprechen, ich schilderte den Zustand der öffentlichen Meinung in unserem Vaterlande und verhehlte nicht, welche Hoffnungen die constitutionellen Staaten auf Frankreich setzen, im Fall ihre Freiheit von den absoluten Mächten bedroht werden sollte. Herr Perier erwiederte, daß es allerdings im politischen Interesse Frankreichs liege, die Verfassungen der kleinen Staaten Deutschlands nicht untergehen zu lassen, sondern vielmehr deren freie Entwicklung zu befördern. Hierauf fragte er mich, ob ich an die Aufrichtigkeit der absoluten Cabinette gegen die Regierung Ludwig Philipps glaube? Ich zuckte die Achseln. „Nun denn frei heraus?" sagte er. — „Also Nein!" erwiederte ich nach meiner innersten Ueberzeugung. — „Ich bin selbst," fuhr Herr Perier nach einigem Nachdenken fort, „manchmal Ihrer Meinung,

und kann mich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, so zuckersüß auch die diplomatischen Noten lauten und so anscheinend herzlich und arglos das Benehmen der fremden Diplomaten ist." — „Sie temporisiren," versetzte ich, „denn sie bedürfen des Friedens, bis Polen bezwungen und die russische Macht reorganisirt ist. Haben Sie Ihren Bruder noch nie gewarnt?" — „Mehrmals habe ich mein Mißtrauen nicht verhehlt, aber er ist in die Netze dieser Menschen verstrickt und glaubt blind an ihre Aufrichtigkeit." — Dieses Vertrauen könnte Frankreich eines Tages schwer zu büßen haben.

Herr Perier wurde nachdenklich und sagte nach einer Pause zu mir, indem er vertraulich meine Hand faßte: „Können Sie mir nicht Ihre Ansichten über den öffentlichen Zustand Deutschlands und Ihre Meinung über die Politik der absoluten Cabinette in einem kleinen Memoire niederlegen?" — „Hm!" erwiederte ich, „was ich Ihnen hier mündlich sagte, kann ich Ihnen wohl in einer schriftlichen Uebersicht zusammenfassen." — Die Unterhaltung ging sofort auf andere Fragen der Politik über, und als wir uns verabschiedeten, mahnte mich Herr Perier nochmals an mein Versprechen. Nach einigen Tagen erinnerte mich D° an das versprochene Memoire, um es Herrn Perier zu bringen. Ich hatte mich aber inzwischen anders besonnen und versetzte: „Dem Bruder des französischen Minister-Präsidenten kann ich kein Memoire übergeben, denn er könnte einen für mich unangenehmen Gebrauch davon machen." — „Was fällt Ihnen ein?" entgegnete D° verwundert. „Sie sind ja nicht in Staats-

dienſten, Sie verrathen ja keine Staatsgeheimniſſe, ſondern legen bloß Ihre Privatanſichten in einem ſchriftlichen Aufſatze nieder? Welche Gefahr iſt denn dabei?" — „Sie haben ganz Recht, wenn wir in Deutſchland öffentliches Gerichtsverfahren und Geſchworene hätten, aber bei uns kann man zum Verbrechen ſtempeln, was man will. Zum mindeſten könnte ich mich einer unangenehmen Inquiſition ausſetzen, wenn ſie auch keine Folgen hätte. Im übrigen kennen Sie ja meine Anſichten über die fraglichen Gegenſtände; ich habe nichts dagegen, wenn Sie dieſelben zu Papier bringen und Herrn Perier übergeben." — Dabei blieb es.

Herr D° führte mich hierauf zu Marſchall Clauſel; er war gerade nicht zu Hauſe. D° ſteht von Bordeaux aus, wo er im Jahr 1815 ein Civilamt bekleidete, während der Marſchall Militärgouverneur war, in genauen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit ihm. Sie haben bei der zweiten Reſtauration die Verbannung mit einander getheilt und im Jahr 1820 zu gleicher Zeit Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Ueberhaupt aber kennt man in Frankreich jene ſteife Etikette, die anderwärts waltet, im geringſten nicht, und wer irgend einige perſönliche Bedeutung und Connexionen hat, findet überall leichtlich Zutritt. Marſchall Clauſel, über deſſen Perſönlichkeit ich mich ſpäter zu unterrichten vielfache Gelegenheit hatte, iſt ein einfacher Mann von den beſten Geſinnungen und dem redlichſten Willen. Seine Lieblingsidee iſt die Coloniſation von Algier, aber die Unentſchiedenheit der Regierung Ludwig Philipps hat bis jetzt der Ausführung dieſes Planes in größerem Maaßſtabe viele

Schwierigkeiten entgegengesetzt. Der Marschall hofft, daß künftig die deutschen Auswanderer ihr vorzügliches Augenmerk auf Algier richten werden. Wenn erst die Colonisation gegen die Angriffe der Beduinen hinreichend gesichert ist, so wird allerdings dieser Punkt der afrikanischen Küste dem neuen Anbauer vielfache Vortheile darbieten. — Der Marschall Clausel hat, wie so viele seiner Waffenbrüder, seine kriegerische Laufbahn im Jahr 1791 als Volontair begonnen. Im Jahr 1793 war er schon Adjutant-General und Chef des Generalstabs bei der Pyrenäen-Armee; er diente sofort als Divisions-General zu St. Domingo, in Holland unter dem König Ludwig und in Italien unter Eugen. Im spanischen Kriege befehligte er als Obergeneral die Nordarmee. Während der hundert Tage war er Militärgouverneur zu Bordeaux. Nach der zweiten Restauration proscribirt, ging er nach Nordamerika über. Die spanischen Independenten trugen ihm den Oberbefehl über ihre Armee an; er schlug ihn aber aus, weil er als Fremdling bei der unter den Häuptern der Insurrektion herrschenden Uneinigkeit nur geringen Erfolg seiner Waffen hoffen durfte, und legte eine Pflanzung in der Bai des Mobile an. Im Jahr 1820 erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Ernennung zum Marschall war eine Gerechtigkeit, die ihm die Regierung Ludwig Philipps nicht wohl verweigern konnte, während sie einem Loban die gleiche Würde ertheilte; er hat aber darum nicht aufgehört, auf den Bänken der Opposition, zwischen Mauguin und Lamarque, zu sitzen.

Man macht sich im Ausland viel zu hohe Begriffe

von dem Geiſt und der politiſchen Bedeutung der Pa
riſer Nationalgarde. Bedeutung hat ſie allerdings
aber dieſe Bedeutung liegt mehr in der numeriſchen
Stärke, als in dem Geiſte, der ſie beſeelt, mehr in
dem Imponirenden dieſer Maſſe von 100,000 bewaf
neten Bürgern einer einzigen Stadt, als in der hervo
ragenden Perſönlichkeit der Individuen, welche die
Maſſe bilden. Die Pariſer Nationalgardiſten ſind
nicht mehr und nicht weniger Spießbürger, als die
Bürger jeder andern Stadt, und laſſen ſich der Mehr
zahl nach eben ſo füglich, als anderwärts, in die Cat
gorie der „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher"
reihen. Die Pariſer Nationalgarde ließ ſich nach ein
ander im Laufe der Revolution zum paſſiven Inſtru
ment aller Partheien gebrauchen. Im Anfang der
erſten Umwälzung unterſtützte ſie die beginnende Revo
lution und half ihr das unumſchränkte Königthum be
ſiegen. Am 10. Auguſt 1792 ſchwankte ſie zwiſchen
Königthum und Republik und war mindeſtens noch in
ſo weit royaliſtiſch, daß ſie dem König und ſeiner Fa
milie das Leben rettete. Gleich darauf, im Januar
1793, bildete ſie das Spalier, durch das man Lud
wig XVI. auf das Blutgerüſte führte. Am 9. Ther
midor dagegen wirkte die Nationalgarde zu Robes
pierre's Sturze mit. Im Jahr 1795 fechtet ſie gegen
den Convent; ſie diente dem Directorium, dem erſten
Conſul und dem Kaiſer, aber ſie ließ ſich immer nur
gebrauchen, ohne je, der unendlich großen Mehrzahl
nach, entſchiedenen Willen und aufopfernde Thatkraft
an den Tag zu legen. Als im Jahr 1814 Napo
leon gegen die Heere der Coalition marſchirte, über

gab er in feierlichem Akt die Kaiserin und den König von Rom der Obhut der Nationalgarde. Diesem Vertrauen antwortend, erwiederte sie in pomphafter Adresse: „Sire! Stolz auf das erhabene Depositum, das Euer Majestät der Obhut der Nationalgarde Ihrer guten Stadt Paris anvertrauen, werden alle Mitglieder derselben, vom gleichen Geiste beseelt, Ihre Hauptstadt gegen die fremden Heere und Ihren Thron gegen die Angriffe jeglicher Feinde vertheidigen. Sie wollen diesen Thron, auf den die freie Volkswahl Eure Majestät und Ihre Dynastie gesetzt hat, mit ihren Leibern decken und einen undurchdringlichen Wall um ihn bilden u. s. w." — Als die Armeen der Coalition Paris bedrohten, fanden sich kaum 600 Nationalgardisten auf dem Kampfplatze ein; am 10. April nahm die gesammte Nationalgarde in Gegenwart der fremden Monarchen die weiße Kokarde und erließ folgende Adresse an die provisorische Regierung: „Der Senat und die provisorische Regierung haben ihrem edlen Werke die Krone aufgesetzt, indem sie jenen Fürstensohn zum Throne beriefen, dessen edles Geschlecht acht Jahrhunderte lang der Ruhm unseres Landes war. Ein großmüthiges Volk, das unerhörte Leiden nicht entmuthigen konnten, wird die Rechte wieder erlangen, die ihm der Despotismus entzogen hatte, und welche es nie vergessen konnte. Die Nationalgarde der Hauptstadt wird ganz Frankreich das Beispiel ihrer Anhänglichkeit an den König und seine erlauchte Dynastie geben u. s. w." — Am 16. März 1815, nach Napoleons Landung, schwört die Nationalgarde Ludwig XVIII. ewige Treue, und die Luft ertönt von dem Ruf: Es lebe

der König! Es leben die Bourbons! Am 2. April schrie die nämliche Nationalgarde auf dem Marsfelde: Es lebe der Kaiser! Es lebe der König von Rom! und schwur für Napoleon und das Vaterland zu sterben. Am 8. Juli desselben Jahres meldete der Moniteur: „Der König hat heute seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Zahlreiche Abtheilungen der Nationalgarde zogen Sr. Majestät entgegen, um sich unter die getreuen Diener des Throns zu reihen. Alle hatten die weiße Kokarde aufgesteckt und erfüllten die Luft mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ — Carl X. besteigt den Thron und der Moniteur berichtet: 18. Sept. 1824. Nationalgarde dem König vorgestellt. Se. Majestät waren außerordentlich gerührt. Thränen und Seufzer erstickten Höchstdero Stimme. „Sagen Sie den Herrn Offizieren,“ wiederholten Se. Majestät mehrmals, „daß ich sie heute unmöglich zu sprechen vermag. Bei der Revue, die ich nächstens zu halten gesonnen bin, werde ich mehr Kraft dazu gefunden haben.“ Die tiefste Stille beurkundete die Empfindungen eines Jeden. Man sah Carl X., man fühlte sein Herz vor Liebe schlagen, und man weinte mit ihm.“ Verfluchte Comödianten! Drei Jahre darauf löste dieser König diese Nationalgarde auf, die mit ihm geweint hatte. In den Julitagen war die Zahl der Nationalgardisten, die in ihrer Uniform an dem großen Kampfe Theil nahmen, verhältnißmäßig äußerst gering.

Paris, den 10. August.

Der alte Marquis Chabannes treibt immer noch in der Galleyie Orleans, Passage Saumon, hinter den Glasfenstern seines Buchladens sein originelles Wesen. Neulich sah man zwei Tableaux dort aufgehängt, vor denen stets Hunderte Neugieriger standen, und die ich ihres charakteristischen Inhalts wegen hier beschreiben will.

Erstes Tableau.

Mit schändlichem Undank lohnen die Könige. Unter Carl X. verfolgt, bin ich es noch mehr unter Ludwig Philipp I. Aber unter dem Schutz der Gesetze will ich hier, in des Königs eigenem Pallast, die Räubereien seiner Domänen-Verwaltung, die Verletzung der Polizeigesetze gegen mich, die abscheulichen Verirrungen des öffentlichen Ministeriums bekannt machen.

Des faits que je publie, en moin je tiens la preuve,
Devant les tribunaux qu'on me mette à l'epreuve;
Je viens le provoquer et bientôt on verra
Dans le temple des lois qui de lui rougira.
Il est tems, plus que tems de cesser un langage
Assissant pour l'homme et fait pour l'esclavage,
Les droits des citoyens valent les droits des rois,
Tout abus de pouvoir tombe devant les lois.
De plus hideux mefaits je demande justice.
Qui soutiendrait le crime en deviendrait complice,
Il n'est plus d'autre choix, et j'y suis resolu,
Il faut punir le vice ou frapper la vertu.

Diese Sprache führe ich, und das öffentliche Ministerium mag sich wohl hüten, mich neuerdings anzu-

greifen, sonst werde ich vor der Jury mehr sagen, als ihnen lieb seyn wird.

Zweites Tableau.

„Schmähliche Thatsachen, die ich dem König vortrage und ihn dabei an seine Pflichten und seine Eidschwüre erinnere.“

Thatsachen.

„Unter diesen nämlichen Fenstern, unter welchen in den Julitagen die wahnsinnigen Handlungen eines Polignac, eines Peyronnet, eines Mangin aufgestellt waren, hatte ich ebenfalls das unselige System eines Dupin, Guizot, Lafitte und des Centrums geschildert — ein System, das den König und das Volk in die Erniedrigung und in das Chaos gestürzt, worin sie sich jetzt befinden, und worein sie die dummdreiste Wuth des Meisters Perier täglich noch mehr versenken wird. Da die Wahrheiten, welche ich bekannt machte, nicht nach dem Geschmacke dieser Herren waren, so wollten sie mich um jeden Preis aus diesem Laden treiben. Sie suchten einen Vorwand, mich zu verfolgen, ich legte ihnen eine Falle, in welche sie gingen, und durch einen Beschluß des Gerichtshofs bin ich in meine Rechte wieder eingesetzt. Als ich vor einigen Tagen aufs Land ging, ließ ich die Tableaux von den Fenstern wegnehmen und die Thüre des Ladens schließen. Bei meiner Zurückkunft fand ich die Thüre geöffnet, Papiere entwendet und ein Vorlegschloß angelegt. Welche Schurken und Räuber haben diese Verletzung meiner Wohnung begangen, und was wer-

den die Gerichte und das Publikum dazu sagen, wenn die Urheber dieses Verbrechens sich unter den Beamten der Königlichen Domänen-Verwaltung — fast hätte ich sie Valaien des Königs genannt — befinden? O, Schande, o Schmach!"

Die meisten Leser lachten über den excentrischen Inhalt dieser Tableaux, denn man kennt so ziemlich allgemein den alten Marquis Chabannes, der in seinem 70igsten Jahre noch mit allem Ungestümm der Jugend handelt, im übrigen aber durch die unverwüstliche Beharrlichkeit, womit er der Willkühr aller Regierungen entgegentritt, und durch die freimüthige Kühnheit, womit er ihre Fehler bekämpft, Achtung verdient. Mit unermüdeter Geduld verfaßt er täglich neue Flugschriften und läßt sie durch Colporteurs mit dreifarbigen Mützen und Fahnen, deren er öfters ein halbes Hundert zumal aussendet, durch alle Theile der Hauptstadt tragen. Der Titel dieser Flugschriften ist meist so originell, als deren Verfasser selbst, so z. B. „das ganze Ministerium für zwei Sous; die Deputirtenkammer für drei Sous; die Polizei für drei Sous; die Unwürdigkeiten und Abscheulichkeiten der Polizei und des öffentlichen Ministeriums; Grobheiten und Höflichkeiten der erlauchten Herren Perier und Vivien; neues Verhör des Marquis Chabannes." Einige Stellen aus solchen Broschüren werden den Geist des Verfassers, so wie die Kühnheit der französischen Presse, zeigen: „diese Revolution, die ich seit zwölf Jahren herbeigewünscht und vorausgesagt habe, schien mir der Schlußstein der Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts werden zu müssen. Aber wie kurz war —

leider! — meine Freude! Bald erſchienen auf der Scene jene ehrgeizige, herabgewürdigte, verderbene Weſen, bemächtigten ſich der Gewalt, beuteten ſie einzig zu ihrem Vortheil aus — und Frankreich hatte eine Regierung, ſchwach, jämmerlich, erbärmlich, ohne Achtung von innen und außen.“ — „Bloß von der Regierung ſind unſere Leiden, unſere Spaltungen, unſer Partheigeiſt ausgegangen, und täglich erhalten ſie neue Nahrung durch die anmaßende und ſchamloſe Sprache, welche Meiſter Perier führt. Alle dieſe Verſchwörungs-Poſſen, welche die Polizei fabricirt, werden bald für den Thron eine Cataſtrophe herbeiführen, in der das Volk ein Joch abwerfen wird, das, wo möglich, noch ſchmählicher iſt, als das des Jeſuitismus, dem die drei Tage ein Ende machten u. ſ. w.“ — Ich hatte nicht Gelegenheit, den alten Chabannes zu ſehen; aber früher lernte ich auf ſeinem Gute im Morvand einen Marquis Chabannes kennen, der damals ein Mann von etlichen fünfzig Jahren war und mir durch ſein originelles Weſen auffiel. Es wäre möglich, daß es derſelbe iſt.

Die Feier der Julitage war pomphaft, auch begeiſtert, aber dieſe Begeiſterung galt mehr der Rückerinnerung an die großen Ereigniſſe, als daß ſie die Zufriedenheit des Volks mit dem jetzigen Zuſtand der Dinge beurkundete. Schon am frühen Morgen des 27. Juli war die große Hauptſtadt in außerordentlicher Bewegung, die Nationalgarde fand ſich ſehr zahlreich unter den Waffen ein, um das Andenken der gefallenen Julihelden zu feiern. Der König erſchien erſt um ein Uhr auf dem Baſtilleplatz; zwiſchen ihm und dem

Kronprinzen ritt der Kaiser Don Pedro, der einen großen grünen Federbusch auf dem Hute hatte und auf dessen Gesicht eine ziemliche Dosis portugiesischer Grandezza lag. Im Pantheon wurden die Marseillaise und die Parisienne gesungen, und der König empfing die Dekorirten des Julius, die ihm vorgestellt wurden. Auf dem Rückwege nach dem Palais Royal ertönten wieder diese beiden Nationalgesänge, und neben dem Ruf: Es lebe der König! hörte man unaufhörlich rufen: Es lebe Polen! Lafayette wurde beim Austritt aus dem Pantheon mit stürmischem Beifall begrüßt, und das Volk wollte ihm die Pferde ausspannen, was er nur mit vieler Mühe abwehren konnte. Auf dem Heimwege salutirten ihn die Kanonen der Nationalgarde. Lafayette ist trotz seiner politischen Schwäche geliebt und geachtet. Mit Achselzucken hörte ich einen jungen Mann von ihm sagen: „Schade um ihn, daß er so wenig Stärke des Charakters hat; er könnte jetzt Präsident der Republik seyn; wir würden die Julitage im Donner der Schlachten gegen den Despotismus feiern, Frankreich wäre groß und glücklich, der ganzen Welt den Weg der Freiheit zeigend." Ueberhaupt hörte man viele Stimmen, selbst an dem Tage dieses Nationalfestes, sich ungünstig über die Regierung äußern. Bürger sprachen mit Soldaten über Politik und von Frankreichs Ruhm und Freiheit. Die Soldaten stimmten ein und gaben laut ihre Neigung zum Kriege zu erkennen. Besonders erbittert sind sie über die Preußen. Ces coquins de Prussiens, hörte ich einen sagen, il faudrait bien leur rendre la bataille de Waterloo. Die Soldaten erzählten den Bür-

gern, daß man ihnen verboten habe, über Politik zu sprechen. „Bah! Bah!“ entgegnete man ihnen, „das kann man nicht, ihr seyd französische Bürger wie wir.“ Nous nous en f...ons aussi, sagten die Soldaten lachend. — Rührend waren die Feierlichkeiten auf den Gräbern der in den Julitagen Gebliebenen. Die Musik spielte Symphonien und je von drei zu drei Stunden wurden die Verblichenen mit Namen gerufen, worauf einer ihrer Waffenbrüder, wie bei dem tapfern Latour d'Auvergne, in tiefen, klagenden Tönen erwiederte: „Gestorben für die Freiheit!“ — Hier habe ich Medor, den treuen Hund, gesehen; er weicht nicht von dem Grabe seines Herrn. Ein redlicher Freund, folgte er ihm in den Kampf, und als er tödtlich getroffen dahinsank, leckte er ihm die blutende Wunde, und als er den Geist aufgab, hütete er den entseelten Körper und folgte ihm winselnd zu Grabe, und als der Leichnam in seiner kalten Gruft ruhte, legte sich das treue Thier auf den Leichenhügel nieder, und nicht die brennende Hitze, nicht der strömende Regen, nicht Schnee und Eis des Winters vermögen ihn von der Wohnung des geliebten Todten zu entfernen. Warmherzige Hände haben ihm neben dem Grabe seines menschlichen Freundes eine Hütte erbaut und versorgen ihn mit Nahrung. Wie selten wird unter Menschen eine Treue gefunden, die sich im Leben bewährt und über das Grab hinausreicht!

Das Fest am 30. Juli war äußerst glänzend. Die Linie der Truppen und Nationalgarden nahm einen zwei Stunden langen Raum, von der Barriere du Trone bis zum Triumphbogen der Barriere de l'Etoile,

ein: die Zahl der bewaffneten Schaaren betrug über 100,000 Mann. Mit diesen Truppen defilirten gegen 200 Kanonen um die Säule auf dem Vendômeplatze. Am eifrigsten und lautesten ertönte der Ruf: Es lebe Polen! Nieder mit den Russen! Nieder mit dem Kaiser Nikolaus! Die Gesandten von Rußland, Preußen und Oesterreich ließen sich an diesen Tagen nirgends blicken.

Ich habe einer Sitzung der Deputirtenkammer angewohnt. Der Pallast der Deputirtenkammer liegt auf dem Platze des Palais Bourbon, der Brücke Ludwigs XVI. gegenüber. Sein Eingang auf dem Platze ist grosartig; auf jeder Seite des großen Thors ist eine Säulenreihe von corinthischer Ordnung. Der Sitzungssaal der Kammer ist halbzirkelförmig und erhält das Licht von oben. Die Deputirten sitzen auf Bänken, welche sich stufenartig im Innern des Halbkreises erheben. Auf den beiden untersten Bänken sitzen die Minister. Oberhalb der Sitze der Deputirten läuft die Gallerie für die Zuhörer herum. Den Sitzen der Deputirten gegenüber ist das Bureau der Kammer und die Rednerbühne. Auf beiden Seiten derselben sind die Statuen von Lycurg, Solon, Demosthenes, Brutus, Cato und Cicero. — Ich sah hier den größten und kleinsten Deputirten von Frankreich: Herrn Madier de Montjau, der eines Kopfes länger ist, denn alles Volk, und Herrn Thiers, der die Größe eines Sameseden kaum erreichen wird. Desto breiter aber macht sich der kleine Mann, wenn er auf der Rednerbühne spricht; wenn der Quell seiner Rede einmal im Flusse ist, so sprudelt er ohne Aufhören fort,

die Stimme des Redners steigt bis zum Krächzen und in seinem Feuereifer macht er halb so hohe Sprünge, als er selbst ist. Es ist sehr possierlich anzusehen. Herr Thiers ist einer der liberalen Renegaten, die neuerlich in das Lager der Quasilegitimität übergelaufen sind und den wankenden Thron Ludwig Philipps halten sollen. Doch scheinen mir die Schultern des Herrn Thiers für dieses Gewicht etwas zu schwächlich, und wenn der Bürgerkönig keinen andern Atlas bekommt, auf dem seine beste der Republiken ruhen kann, so möchte sein Königthum schlecht fahren. Wie Gott will!

Herr Royer-Colard, der auch zu den Windfahnen dieser Zeit gehört, ist ein hagerer bleicher Mann, dem man den Doctrinär schon von außen ansieht. Er versuchte es zuerst mit der Republik, war am 10. August Sekretär des Pariser Gemeinderaths und später Mitglied des Raths der Fünfhundert. Da er aber, wie es scheint, sein Glück in der Republik nicht machen konnte, warf er sich dem Royalismus in die Arme und correspondirte und conspirirte mit den vertriebenen Bourbons. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, von Napoleon eine Professur anzunehmen und dem Kaiserthum den Eid der Treue zu schwören. Und dieser Eid hinwiederum hinderte ihn nicht, fort und fort mit Ludwig XVIII. zu conspiriren. O, ihr zarten Gewissen! Die erste Restauration fand Herrn Royer-Colard als Kaiserlichen Staatsrath, General-Direktor des Buchhandels und der Druckereien und Ritter der Ehrenlegion. Seine Würden verblieben ihm unter Ludwig. Napoleon kehrte von Elba zurück —

er hielt an seinem Platze. Die zweite Restauration kam — Herr Royer-Colard wich nicht von der Stelle. Das nenne ich Consequenz — ein rechter Mann muß auf seinem Platze bleiben, und wenn der Teufel aus der Hölle regiert. Nun hat Herr Royer-Colard auch dem Bürgerkönig den Eid der Treue geleistet; doch ist er so vorsichtig, in der Deputirtenkammer gänzlich zu schweigen, und als über die Ausschließung der Bourbons abgestimmt wurde, enthielt er sich, obwohl anwesend, der Abstimmung. Und dieser Royer-Colard passirt unter den politischen Windfahnen Frankreichs noch für recht reputirlich und fast für gewissenhaft, obwohl er zehn Jahre lang von Napoleon den Gehalt eines Professors der Philosophie annahm, ohne Vorlesungen zu halten, während er zu gleicher Zeit unter dem falschen Namen Remy von den vertriebenen Bourbons den Sold empfing, den diese ihren geheimen Agenten reichten. Herr Royer-Colard gilt als das Haupt einer philosophischen Schule, und seine Zöglinge, die jetzt am Staatsruder sind, zeigen nichts als Unfähigkeit, Ohnmacht, eiteln Redeprunk, und Mangel an allem praktischen Verstand. Gott behüte uns vor regierenden Schulmeistern!

Dupin der ältere ist ein Mann von fünfzig Jahren. Seine Rede ist fließend, aber ohne Kraft. Ehrgeiz und Selbstsucht sind die Richtschnur seines politischen Lebens. Er trat zuerst als Deputirter in der Kammer der hundert Tage auf. Unter der Restauration bemühte er sich vergebens, in die Staatsverwaltung zu gelangen, und hielt sich aus diesem Grunde zur Opposition, doch stets in solcher Stellung, daß er jeden An-

genblick der Regierung die Hand reichen konnte. Im Jahr 1830 unterzeichnete er die Adresse der 221. In den Julitagen zeigte er sich scheu und schwankend; er wohnte den ersten Zusammenkünften der Deputirten nicht bei und unterschrieb die in den öffentlichen Blättern abgedruckte Protestation so wenig, als seine Collegen. Während des Kampfes hielt er sich zu Hause eingeschlossen, und als der Sieg für das Volk entschieden war, eilte er nach Neuilly, um den Herzog von Orleans zu beschwören, die Statthalterschaft anzunehmen, die ihm noch Niemand angeboten hatte. Sein einziges Dichten und Trachten ist auf ein Portefeuille gerichtet.

Herr Etienne ist ein politischer Proteus, der sich in alle Formen zu fügen weiß. Unter Napoleon war er Censor — was kann man weiter von einem Menschen sagen! Die Restauration beraubte ihn aller seiner Stellen, und nun warf er sich mit Leib und Seele in die Opposition, wurde Mitarbeiter an der Minerva und am Constitutionnel, und setzte sich in der Kammer auf die äußerste linke Seite. Im Jahr 1827 schloß er sich an das Ministerium Martignac an, in der Hoffnung, dadurch ein Staatsamt zu erlangen. Als Polignac ans Ruder kam, trat er wieder zur Opposition über und unterschrieb die Adresse der 221. Beim Ausbruch der Julirevolution befand er sich auf der Reise nach Paris. Am 28. Juli kam er zu Meaux, 8 Stunden von der Hauptstadt, an und blieb daselbst, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Als sich derselbe für das Volk entschieden hatte, eilte er nach Paris, mit einer dreifarbigen Ke-

kade verſehen, die er aber, ſtatt ſie an den Hut zu ſtecken, vorſichtig in ſeinem Porteſeuille verwahrte. Unter Ludwig Philipp hat er ſich dem Hof und dem Juſte-Milieu angeſchloſſen und hofft die Pairswürde zu erlangen. Es wäre Schade, wenn die zu frühzeitige Ankunft der Republik dieſe Hoffnung zu Schanden machte!

Der Deputirte Jouy iſt ebenfalls ein politiſches Camäleon. Unter dem Kaiſerthum beſchmeichelte er in ſeinen Schriften Napoleon den Großen, unter der Reſtauration Ludwig den Erſchnten. Im Jahr 1814 wurde eine Oper von ihm: „Pelagius oder der König des Friedens," aufgeführt, worin er über die Wiederkehr der Lilien und der Bourbons nach Frankreich in Entzücken geräth. Er nannte ſich nun Herr von Jouy und wurde Mitglied des Inſtituts. Bei der Rückkehr Napoleons ließ er ſich in der von ihm redigirten Gazette de France alſo vernehmen: „die Nation, aus den Träumen des Ruhms und der Größe mühſam aufgeſchüttelt, beugte ſich mit Ergebung unter das Joch der Bourbons, die Armee vergaß des Siegs und nahm mit verachtungsvoller Gleichgültigkeit die miniſteriellen Günſtlinge an, die man an die Stelle ihrer ruhmgekrönten Führer ſetzte, die Prieſter verfehlten nimmer den Zweck und die Beweggründe ihrer Hoffnungen. Der Hof, ohne Ruhm und Glanz, ſtellte die alte Etikette wieder her und die Miniſter, unfähig zu großen Dingen, gaben ſich mit kleinlichen Intriken ab — da plötzlich durchſchauerte ein ferner ſchallendes dumpfes Gerücht den Hof und belebte Frankreich — Napoleon der Große hat Frankreichs Boden betre-

ten, seinen Scepter wieder aufzunehmen, und diesen Entwurf, den kühnsten, den je ein Mann gefaßt, er führt ihn aus an der Spitze von 600 Tapfern, die er mit sich zur Unsterblichkeit beruft!" Welche rhetorische Floskeln! — Der arme Jouy mußte sie bei der zweiten Restauration theuer bezahlen; alle seine Stellen wurden ihm entzogen. Jetzt natürlich ward er ein Gegner der Legitimität und segelte mit vollem Winde in der Opposition. Die Quasi-Legitimität besitzt ihn in den Reihen des Juste-Milieu.

Der Haß gegen das Priesterthum ist allgemein und heftig. Ich sah nur ein- oder zweimal einen Geistlichen in seiner Amtskleidung auf der Straße. In den Kirchen erblickt man bloß alte Weiber. Bei der Beerdigung des Abbé Gregoire weigerten sich die Geistlichen des Kirchspiels, ihr Amt zu verrichten. Aus Furcht vor dem Volke, das trotz des Regens in großer Masse herbeiströmte, waren sie aus der Kirche entflohen. Die Priester der gallischen Kirche versahen den Trauergottesdienst. Die Wuth der Menge war unbeschreiblich und keine Stimme, außer der eines alten Weibes in meiner Nähe, wagte sich für den Clerus zu erheben; die bigotte Alte wurde schnell umringt und entkam nur mit Mühe in ein benachbartes Haus. Vor der Kirche waren ein Bataillon Linientruppen, ein Bataillon Nationalgarde und eine Schwadron Municipalgarde aufgestellt. Nachdem der Leichenzug in dem Vorhof angekommen war, schloß man plötzlich die Gitter, um das Nachdrängen des Volks zu hindern. Augenblickliche Stille, dann ein dumpfes Murren, das immer lauter und lauter, immer heftiger und heftiger

ward. Plötzlich erschallten die unheimlichen Pfeifen, und auf dieses Signal drängte sich die ganze Masse auf die Truppen, die in einem Nu aufgerollt waren und so dicht standen, daß sie keinen Gebrauch von ihren Waffen machen konnten. Schon stiegen viele Menschen über die Gitter weg, um mit Gewalt in die Kirche zu dringen, das Geschrei der Wuth stieg und der Auftritt drohte sich gewaltsam zu enden, als der commandirende Offizier den vernünftigen Einfall hatte, die Thore freiwillig zu öffnen. Kaum waren sie aufgegangen, so legte sich der Tumult, weil das Volk seinen Willen durchgesetzt hatte, und man strömte in hellen Haufen in die Kirche. Ich drängte mich auch hinein, das Todtenamt wurde eben gefeiert. Das Volk zeigte aber wenig Ehrfurcht vor den Ceremonien des katholischen Cultus, ging bedeckten Hauptes in der Kirche umher, plauderte, schäkerte und lachte laut auf, während die Geistlichen die feierlichen Töne ihres Gesangs erschallen ließen. Die Herrschaft des Priesterthums ist in Frankreich zu Ende — wäre sie es doch überall!

Im Theater, in Journalen, in Flugschriften wird die Geißel der Satyre unerbittlich über Alles geschwungen, was antinational ist. In einer dieser Broschüren sind die politischen Wetterfahnen durch den Grafen Tournauvent und den Vicomte Omnicolor treffend dargestellt. Die Scene spielt während der drei Tage. Der Graf Tournauvent tritt hastig ein und fragt: Man schlägt sich also immer noch? — Heftiger als je, antwortet der Vicomte Omnicolor, dieses wackere Volk weicht keinen Schritt, diese tapfere königliche Garde

ſteht wie eine Mauer. Jedermann hält ſich vortrefflich. — Graf Tournauvent: Ich fürchte nur eines — daß ſich die Sache in die Länge ziehen möchte; es iſt ſo unangenehm, ſich in einer zweideutigen Stellung zu befinden; man weiß nicht, auf welchem Fuße man gehen ſoll. Was mich betrifft, ſo liebe ich den König aufs innigſte, das weiß Jedermann; aber ich liebe auch dieſes gute Volk, das ſich für ſeine Freiheit ſchlägt. — Vicomte Omnicolor: Freilich, freilich; man weiß nicht, für wen man ſich erklären ſoll. — Graf Tournauvent: Ach ja! Man will doch ſeinen Poſten nicht aufgeben, denn (ſeufzend) jeder gute Bürger muß ja ſeine Kräfte dem Staate weihen. — Vicomte Omnicolor: Allerdings, das iſt Pflicht. Wie viel tragen Ihnen Ihre Stellen ein. — Graf Tournauvent: 50,000 Franken, aber ſchwere Geſchäfte, große Laſt; ich will ſie gerne noch länger tragen, denn ſo ſehr ich auch den König liebe, ſo iſt gleichwohl das Vaterland.... Hm! Hm! — Vicomte Omnicolor: Die Frau Gräfin immer noch zu Bordeaux? — Graf Tournauvent: Ja, die Luft iſt dort ſo geſund und die Einwohner ſo gut geſinnt. Ich habe ihr einen Brief geſchrieben, der mir nicht wenig zu ſchaffen machte.... die Zeiten ſind ſo kritiſch. — Vicomte Omnicolor: Sie werden doch vorſichtig geweſen ſeyn, damit Sie nicht compromittirt werden. — Graf Tournauvent: Gott behüte, man muß ſich in die Umſtände ſchicken. Hören Sie nur: „Meine theure Freundin! Man ſchlägt ſich in Paris, und Niemand weiß noch, wo das enden mag. Suchen Sie doch mit Jedermann gut auszukommen, es iſt eine gar böſe

Zeit, in der man es mit Niemand verderben darf. Am beſten wäre es, wenn Sie ſich etwas zurückzögen.... eine kleine Unpäßlichkeit.... Nun, Sie wiſſen ja ſchon. Sagen Sie doch Herrn D°, daß man ihn des Liberalismus verdächtigt; er möchte ſich doch in Acht nehmen.... Sie verſtehen ſchon; er könnte uns unter gewiſſen Umſtänden dieſe Warnung angenehm verdanken. Ja, ja, meine Liebe! man muß ſich überall Freunde machen.... Uf! Uf! Ich habe alle Hände voll zu thun. Geſtern brachte ich den ganzen Abend bei Herrn von Polignac zu, die Garde hat ſich brav gehalten. Heute ſcheint das Volk einiges Uebergewicht zu haben, ich muß doch zu dem redlichen Laſitte gehen; ich habe ihn insgeheim immer geliebt. Schicken Sie mir doch meine alte dreifarbige Schärpe; man muß ſie doch einmal wieder ausſtäuben, ſie könnte von den Schaben leiden... und... und... es ſind doch einmal Nationalfarben. Der Herzog von Angouleme iſt doch der beſte Herr von der Welt, er überhäuft mich mit Wohlthaten. Schicken Sie mir auch die eigenhändigen Schreiben des Prinzen Eugen, des Herzogs von Orleans und des Generals Foy, denn... denn... ich habe meine Sachen gerne in der Ordnung. Nun leben Sie wohl, Theuerſte! Fürchten Sie nichts für mich, wie auch die Ereigniſſe ſich wenden mögen, ſo werde ich ſuchen in den Tuilerien zu bleiben.“ Nun, wie finden Sie dieſen Brief? — Vicemte Omnicolor: Vortrefflich, ganz für die Umſtände paſſend. Sind Sie geſtern auch in Saint-Cloud geweſen? — Graf Tournauvent: Nein, aber ich hatte im Sinne hinzugehen; aber, dachte ich, was willſt du da thun;

es ist ohnedieß Alles so voll dort... man genirt vielleicht nur... am Ende hätte ich nicht einmal Gelegenheit gefunden, meine Ergebenheit für die höchste Person... Hm! Hm! Welche Zeiten! — In diesem Augenblicke meldet ein Bedienter, daß das Volk überall Sieger und die Garde in vollem Rückzug ist, worauf der Graf Tournauvent leichter athmet und in die Worte ausbricht: „O, diese wackern Pariser! Wie freue ich mich, daß sie endlich über alle Mißbräuche der Tyrannei gesiegt haben! Wenn ich nur meine dreifarbige Schärpe schon hier hätte!“

Eine Scene im Innern des Pallastes von Saint-Cloud ist höchst belustigend. Carl X. hat auf eine bestimmte Stunde die Jagd bestellt und sieht voll Ungeduld immer nach der Uhr. Die Minister wollen diesen Zeitpunkt benützen, um seine Unterschrift für die Ordonnanzen zu erlangen, die er aus Angst, Schwäche und einer Art Gewissenhaftigkeit immer verzögert und hinausschiebt. Noch eine ganze Stunde bis zur Jagd, sagt Carl auf die Uhr sehend, wie langsam doch die Zeit verstreicht! (Gähnend.) Du meinst also, Polignac, daß man hier durchaus den Ernst zeigen müsse? — Polignac: Nothwendig, Sire! Sonst geht es mit diesen Liberalen nicht zu Ende. — Carl: Wenn aber... Hm! Hm! — Polignac: Es ist nichts zu fürchten, das sind Schreier; wenn die Kugeln um ihre Ohren pfeifen, werden sie schon zahm werden. — Carl (niesend): Hm! Hm! — Polignac: Man hat sie ja schon mehr zu Paaren getrieben (er gibt dem Cardinal Latil einen Wink). — Carl: Ja! Ja! aber... — Cardinal Latil: Eure Majestät können

nimmer zurück, und bedenken Sie das Heil Ihrer Seele, Sie haben der Kirche Ihren Königlichen Schutz verheißen; Sie sind ein Ritter und müssen Ihr Wort lösen. — Carl: Ja! Ja! Ich bin ein Ritter und muß mein Wort lösen. — Polignac: Was beschließen nun Eure Majestät? — Carl: Beschließen! Ja! Ja!... Ich will sehen... Wir wollen in unserer Königlichen Weisheit... Hm! Hm! Es scheint mir doch, daß die Verfassung... — Polignac: Die Verfassung, Sire! das ist es ja eben, das ist ja der Stein des Anstoßes. — Carl: Ich habe aber doch zu Rheims geschworen, daß ich... — Cardinal Latil: Sire! Unser heiligster Vater zu Rom kann binden und lösen, wäre auch der Eid am Fuße des Altars geschworen. — Carl: Hm! Binden und lösen... Wir wollen sehen... wir wollen eine Königliche Entschließung... in einigen Tagen werden wir... — Polignac: Verzeihung, Sire! der Augenblick ist dringend; die Gefahr steigt von Stunde zu Stunde. Man muß auf der Stelle dem liberalen Unwesen ein Ende machen. — Carl (verdutzt): Oh! Oh! auf der Stelle! — Peyronnet: Allerdings, Sire! Was ist Anderes zu thun? Die 221 sind wieder gewählt; es ist unmöglich mit ihnen zu regieren. Das Volk will durchaus Ihre getreuen Minister abgesetzt sehen. — Carl (mit angenommener Hoheit): Das ist doch unverschämt von dem Volke, aber wir sind König und... — Polignac: Mehr als unverschämt, Sire! Es ist despotisch. Dieses Volk greift in die Königlichen Rechte ein und verlangt die Entlassung Ihrer getreuen Minister. Wären wir je ein Hinderniß der Wohlthaten gewesen, die Eure

Majestät Frankreich erzeigen wollen, so würden wir selbst unsere Entlassung genommen haben. Das ist aber nur eine elende Ausflucht der Liberalen, und Ihr durchdringender Verstand, Sire, hat Sie selbst diese strafbaren Umtriebe durchschauen lassen, als Sie auf die unverschämte Adresse der Aufrührer antworteten, daß Ihr Wille unwiderruflich sey. — Carl: Ja, ja, das haben wir erklärt und... — Polignac: Es ist also nur noch ein Mittel übrig, Ihre Majestät müssen zeigen, daß Sie König von Frankreich sind und daß der Wille Ihrer Unterthanen dem Ihrigen weichen muß. — Carl: Ja, du hast Recht, Polignac, wir müssen zeigen, daß wir König sind. Was ist nun zu thun, meine Herren? Reden Sie, aber fassen Sie sich kurz, denn (er sieht auf die Uhr) wir müssen nunmehr auf die Jagd gehen. — Polignac: Euer Majestät Zeit ist allzu kostbar, als daß wir sie mißbrauchen sollten. Was wir Ihnen vorzuschlagen haben, ist höchst einfach und leicht: 1) da die Tagblätter allzu unverschämt sind und durch ihr Geschrei den Gang des Ministeriums hemmen, so muß man sie unterdrücken. — Carl (erschrocken): Wie! Alle? — Polignac: Alle, Sire! Später können Eure Majestät denen, die entweder unschuldig oder gutgesinnt sind, wieder Erlaubniß geben, zu erscheinen. — Carl: Das werden wir in unserer Königlichen Weisheit ermessen. — Polignac: 2) da die Kammer aus lauter Aufrührern besteht, die von nichts als Freiheit träumen, so muß man die Kammer auflösen. — Carl: Auflösen, gut, auflösen... — Polignac: Da die Wahlen nicht gut ausgefallen sind, so muß man die Wahlart ändern. — Carl: Die

Wahlart ändern, ja, ja, ändern... (er sieht auf die Uhr.) Ist das Alles, denn die Zeit... — Polignac: Alles, Sire! Hier sind die Ordonnanzen, es fehlt nur noch Ihre Unterschrift. — Carl (die Ordonnanzen gedankenlos überblickend und vor sich hinmurmelnd): In Gemäßheit des Artikels der Verfassung ꝛc. gut... In Gemäßheit... gut... Aber wenn nur... die Verfassung... der Eid... das Volk... (Es schlägt zwölf Uhr)... Ah! Wir müssen auf die Jagd. (Der König ergreift rasch die Feder und unterzeichnet.) — O, ihr Völker, von solchen Händen werden eure Schicksale abgewogen!

Nun eine Scene aus dem Schlosse von Saint-Cloud am Abend des 29. Juli, wo bereits Alles für Carl X. und seine Dynastie verloren war: Polignac (allein): Uf! Dieses verdammte Pöbelgeschrei gellt mir noch in den Ohren. Teufel! Welche bissige Canaillen! Da lobe ich mir den Park von Saint-Cloud, hier ist es viel stiller; ich muß den Plan davon aufnehmen lassen, um mir einen ähnlichen anzulegen. Nur ruhig, bald wird es anders lauten... Ah, ihr Herrn Liberalen, ihr glaubtet mit mir spielen zu können, aber ich bin fein, viel zu fein für euch. Mein Spiel war im Voraus gewonnen. Siehe da, Herr von Semonville, unser Großreferendär... Semonville: Ich selbst, und ich wünsche den König zu sprechen. — Polignac (wichtig): Se. Majestät sind in diesem Augenblicke sehr beschäftigt, es wird schwer seyn, vor Höchstdieselben zu gelangen. — Semonville: Ich muß den König durchaus sprechen; ich kann ja warten. Wissen Sie auch, Herr von Polignac, daß Sie entweder der größte

Narr oder der größte Verräther sind, den die Erde j
getragen hat. — Polignac (in hohem Tone): Mei
Herr... — Semonville: Ja, mein Herr, ein Nar
oder ein Verräther — wählen Sie nun. Wie konnte
Sie die Krone von Frankreich solcher Gefahr aussetzen
— Polignac: Ich, die Krone in Gefahr bringen
Ich rette sie ja. — Semonville (mit Achselzucken)
Sie... Sie retten die Krone! — Polignac (zuver
sichtlich): Freilich, ich rette sie, und innerhalb zwe
Stunden werde ich Ihnen den Beweis davon in di
Hand liefern. — Semonville (verächtlich): Wa
verderbe ich meine Zeit hier mit einem Narren, ic
gehe zum König... — Polignac (sich vor die Thür
stellend): Verzeihen Sie, mein Herr, die Etikette..
— Semonville (laut): Ich sage Ihnen, daß ic
zum König muß. — Carl (die Thüre öffnend): Wa
gibt es denn hier, meine Herren? — Semonville
Herr von Polignac verbietet mir den Eintritt in Euc
Majestät Cabinet. — Carl: Herr von Polignac ha
Unrecht, es macht mir immer Vergnügen, meinen Groß
referendär zu sehen. — Semonville: Verzeihen Sie
Sire, wenn ich sogleich zur Sache schreite... Die
Dringlichkeit des Augenblicks wird mich entschuldigen..
Euer Majestät Thron ist in Gefahr... Carl (nach
lässig): Man schlägt sich also immer noch zu Paris?
— Semonville: Ja, Sire, und das tüchtig. Das
Volk von Paris ist seit gestern ein Riese geworden.
— Carl: Bah! Bah! Unsere Königliche Garde ist
da... — Semonville: In zwei Stunden wird sie
es nimmer seyn... — Carl (etwas erschrocken):
Hm! Hm! Meinen Sie... Aber Sie, Herr von Po

lignac, Sie kommen ja von Paris und müssen wissen, was an der Sache ist... Polignac: Sire! Es ist wahr, man schlägt sich noch immer, aber die Besorgnisse des Herrn von Semonville sind übertrieben. — Semonville (ernst): Herr von Polignac, Sie häufen eine große Verantwortlichkeit auf Ihr Haupt... — Polignac (in hohem Tone): Mein Herr, ich fühle die Kraft in mir, sie zu tragen. — Herzogin von Berry (eintretend): Sire! Was muß ich hören? Man schlägt sich, man würgt sich zu Paris... — Carl: Was geht das mich an! — Herzogin von Berry: Um Gottes Willen, Sire, lassen Sie uns in die Hauptstadt zurückkehren... widerrufen Sie diese unseligen Ordonnanzen... thun Sie dem Blutvergießen Einhalt... setzen Sie das künftige Loos, vielleicht das Leben meines Sohnes nicht in Gefahr. — Carl: Mischen Sie sich nicht in unsere Regierung... Wir sind König und... — Herzogin von Berry: Ach, Sire! Wenn sie gehört hätten, was mir ein junger Maler... — Carl (mit angenommener Königswürde): Polignac, geleiten Sie Madame in ihre Appartements (die Herzogin von Berry und Polignac gehen ab)... Sie meinen also, Herr von Semonville, daß es wirklich Gefahr habe? — Semonville: Sire! Es ist Alles zu fürchten. — Carl: Was hat denn aber das Volk so aufgereizt? Ich bin ja ganz bei der Verfassung geblieben. — Semonville (versteinert): Wie, Sire! und Ihre Ordonnanzen... — Carl: Die wurden erlassen, um zur Verfassung umzuwenden; meine Minister haben mir gesagt, daß wir uns ein wenig davon entfernt hätten, und daß es nur dieses einzige

Mittel gebe, wieder ganz und gar zur Verfassung zu rückzukehren. — Semonville: Die sind sehr-strafbar, die Eure Majestät so getäuscht haben. — Carl (verlegen): Nun denn... so rathen Sie mir nur... Was soll ich denn thun? Was muß ich bewilligen? — Semonville: Vor allen Dingen müssen Sie die Ordonnanzen widerrufen. — Carl: Meinen Sie?... — Semonville: Durchaus. — Carl: Wir widerrufen also unsere Ordonnanzen. — Semonville: Das ist nicht genug. — Carl: Wie! Nicht genug! — Semonville: Sie müssen alle Ihre Minister entlassen. — Carl: Oh! Was das betrifft... nein... wir haben erklärt, daß unser Wille... — Semonville: Sire! In einer Stunde ist es vielleicht zu spät. — Carl: Hm! Hm! Wir entlassen unsere Minister... Wir entlassen aus höchster Machtvollkommenheit, dem Willen des Volkes nachzugeben... Hm! Hm!... Was sollen wir denn nun für neue Minister ernennen? — Semonville: Männer, die populär sind. — Carl: Männer... Hm! Hm!... die populär sind... (nach einer Pause) ...geben Sie, lieber Semonville, und setzen Sie mir ein Verzeichniß der neuen Minister auf. (Semonville geht ab.) — Carl (allein): Ich habe freilich dem Cardinal und Polignac mein Wort gegeben.... aber.... aber.... es geht um die Krone... da muß man sich zweimal besinnen... die verfluchten Pariser!... Potz Tausend! Hat nicht die Berry von einem Maler gesprochen... (er klingelt) ...Wir wünschen die Herzogin von Berry zu sprechen... Es wird wohl der Maler seyn, der für mich bestellt ist... — Herzogin von Berry (eintretend):

Sire, Eure Majestät haben... — Carl: Setzen Sie sich, Abbe, wir wollen vernünftig reden... Sie haben von einem Maler gesprochen... — Herzogin von Berry: Ach, Sire, ganz Paris in Aufruhr... — Carl: Wir haben nach dem Maler gefragt. — Herzogin von Berry (seufzend): Es ist derselbe, den Eure Majestät bestellt haben... — Carl (einfallend): Das haben wir doch gleich gedacht, unser Königlicher Scharfsinn... — Herzogin von Berry: Sire! Er kommt gerade von Paris und hat alle diese Auftritte mit angesehen; er macht eine furchtbare Beschreibung davon. — Carl: Wo ist er? — Herzogin von Berry: In meinen Zimmern. — Carl: Ich will ihn sprechen. (Die Herzogin verabschiedet sich.) — Der Maler (eintretend): Ihre Majestät.... — Carl (einfallend): Sie haben ja dem ganzen Spektakel anwohnt, erzählen Sie doch. — Der Maler: Sire! In Gemäßheit Ihrer Befehle ging ich an diesem Morgen von Hause weg, um bald in Saint-Cloud zu seyn. Schon hatte das Flintenfeuer in meinem Viertel begonnen, aber gleichviel, ich wollte Euer Majestät Befehlen nachkommen. Das war schwieriger, als ich mir gedacht hatte. Ich dränge mich durch, werde gedrängt, gestoßen, komme endlich an eine Barrikade, steige hinüber und befinde mich plötzlich mitten in einem Gefecht... Ach, Sire! Welcher schreckliche Anblick! Vor mir lag der Leichnam eines Weibes, die ein Schweizer mit dem Flintenkolben erschlagen hatte; ein Kind wirft sich weinend auf den Körper seiner Mutter, ein anderer Schweizer sticht es mit dem Bajonette nieder; ein unbewaffneter Bürger wirft sich mit dem Schrecken-

ruf: „Es iſt mein Weib und Kind!“ auf d
beiden Leichname, ein dritter Schweizer legt auf i
an, ſchießt, und das Gehirn des Unglücklichen ſpri
mir ins Geſicht. Die Sinne vergingen mir faſt, i
warf mich in den Strudel und gelangte, ohne zu w
ſen wie, auf die elyſäiſchen Felder, und von dort na
Saint-Cloud. (Er ſchweigt mit thränenden Augen
— Carl (gleichgültig): Will nicht viel beißen..
Nun... fangen wir an... ich ſitze... — Der Male
Wie, Sire! Eure Majeſtät befehlen, daß ich... jetzt.
— Carl: Ja, ja, freilich! Darum ſind Sie ja hier.
— Der Maler: Sire!... ich will den Verſuch m
chen, aber ich zweifle, daß... (der König ſitzt gemüt
lich, um ſich malen zu laſſen; der Maler macht v
gebliche Anſtrengungen, ſeine Hand zittert) ... Verz
hung, Sire!... Es iſt mir ganz und gar unmöglic
— Carl (verdrießlich): Welch' kindiſches Benehmen
(in hohem Tone) Wir entlaſſen Sie.

Paris, den 15. September.

Man ſieht in Paris viele Banden deutſcher Mu
kanten und Sänger, die in öffentlichen Gärten u
Gaſthäuſern ihre Nahrung ſuchen. Eines Tages fa
ſich eine ſolche Bande, aus Böhmen oder Salzbur
im Hotel de Lyon ein, wo wir von Zeit zu Zeit ſpei
ten. Die Volkslieder, die im ſogenannten Jodeln
vorgetragen werden, gefallen den Franzoſen beſonder
die in ihrem Lande, ſo viel ich weiß, nichts dieſer A

kennen und überhaupt nicht sonderlich musikalisch sind. Hauptsächlich ergötzte uns ein Volkslied, in österreichischer Mundart, in welchem folgende Verse vorkommen:

In Schönbrunn, soagt er,
Ist ä'n Taff, soagt er,
Hoat ä G'sicht, soagt er,
Wie ä Pfoaff, soagt er,
Frißt Zucker und sauft Wei'n,
So ä'n Taff möcht' i sey'n.

* * *

Coarbonoari, soagt er,
Loarifoari, soagt er,
Wer woas denkt, soagt er,
Der wird g'henkt, soagt er,
Drum seyd's dumm, soagt er,
Wie ä Schoaf,
Noa seyd's broav.

Ein schallendes Gelächter der Deutschen, die sich am Tische befanden, und der Ruf: Da Capo! Da Capo! folgte auf diese Verse. Die Franzosen sahen sich verwundert an und fragten neugierig: Qu'est-ce que c'est, qu'est-ce que c'est donc? Wir erklärten ihnen Inhalt und Anspielung der Verse und sie stimmten in unser Gelächter mit ein. — Der arme Dichter, sagte der Bojar, mußte übrigens seine Satyre auf den Kaiser Franz schwer büßen; man brachte ihn auf ein halbes Jahr auf den Spielberg. — Es ist freilich etwas stark, fiel ein Franzose ein, einen Kaiser einen Affen und Pfaffen zu nennen, aber rechtlich konnte doch keine Strafe ausgesprochen werden, da Niemand namentlich bezeichnet ist, wenn auch allerdings die Anspielung Jedermann versteht. Wir gehen ja hier mit unserem Ludwig Philipp in unsern Carricaturen nicht besser

um, und sie hängen in allen Läden und den Verfassern wird kein Haar gekrümmt. — Das ist ein anderes, erwiederte ich, hier herrschen die Gesetze, und in Oesterreich, neben der gewöhnlichen Justiz, auch noch die Cabinetsjustiz. In Wien macht man nicht viel Umstände, besonders wenn es sich von Politik oder von mächtigen Personen handelt; die Polizei verhaftet, kerkert ein oder diktirt gar Prügel. — Ah! par exemple, la schlague! riefen die Franzosen unwillig aus. — La schlague, entgegnete ich gelassen, ist in Oesterreich etwas Gewöhnliches, das alle Tage vorkommt. — Quel maudit gouvernement! sagten einige und spuckten aus. — Quel vilain peuple! ergänzte ich. Wer sich schlagen läßt, verdient Prügel und soll sie in alle Ewigkeit empfangen. — Pour cela, riefen mehrere zugleich, Vous avez raison. Jamais un Français ne souffrirait une telle dégradation, plutôt la mort. — Darum, endigte ich das Gespräch, bekommen die Franzosen auch keine Prügel. Man muß der Freiheit werth seyn, um sie zu besitzen. — Dieses Compliment, das ich der französischen Nation machte, fand allgemeinen Beifall.

Da der Carricaturen erwähnt wurde, so will ich hier etwas über diesen Gegenstand sagen. Fast täglich erscheinen neue Carricaturen und man sieht sie zu Dutzenden in den Läden hängen. Niemand wird hier verschont, am wenigsten Ludwig Philipp und seine Minister. Ich will als Probe hier einige dieser Carricaturen analysiren: Auf dem Rasen sitzt ein Schäfer, eine Mütze mit der dreifarbigen Cokarde auf dem Kopf; sein Gesicht gleicht dem des Königs wie ein Ey dem

andern. Vor ihm ſitzen zwei Hunde in Nationalgarde-Uniform, das Gewehr in der Pfote; ein Wolf im Chorrock, die Geiſtlichkeit repräſentirend, ſchleicht ſachte heran; in der Ferne ſieht die Pferdhütte des Schäfers, auf der die dreifarbige Fahne weht. Rund umher liegen Schafe, die betrübte Geſichter machen und die dreifarbige Cokarde auf ihren Schafsköpfen tragen. Der König iſt eben im Scheeren eines Schafs begriffen. Unten ſteht die Umſchrift: Arme Schafe, macht es wie ihr wollt, ihr werdet immer geſchoren. — Eine andere Carricatur zeigt den König als Taſchenſpieler; er ſteht vor einem Tiſche, auf welchem ſich drei Becher befinden. „Meine Herren," ruft er in marktſchreieriſchem Tone aus, „ſehen Sie hier in dem Becher rechts iſt die Freiheit Frankreichs, in dem Becher links Frankreichs Ruhm. Jetzt geben Sie Acht. Hocus pocus! Es iſt nichts mehr da, weder rechts noch links. Frankreichs Freiheit und Ruhm befinden ſich in dem Becher des Juſte-Milieu. Jetzt kommt aber das Beſte. Noch einmal Hocus pocus. — Sehen Sie, meine Herren, jetzt iſt auch nichts mehr im Juſte-Milieu. Frankreichs Freiheit und Ruhm ſind verſchwunden."

Eine andere Carricatur ſtellte den Leichenzug der Freiheit vor: Ihre ſämtlichen Erben in Leichenkleidern traten voran; Carl X. geht an der Spitze, als der Arzt, der der Freiheit zur Ader gelaſſen, auf der Bruſt hängt ihm ein Zettel: „Königliche Ordonnanzen!" Dann folgen: der Dauphin als direkter Erbe, das Sacktuch vor das Geſicht haltend, als ob er weinte, der kleine Herzog von Bordeaux als Präſumtiv-Erbe,

hierauf der Herzog von Orleans als Seitenerbe, da
Programm des Gemeindehauses mit Füßen tretend
hinter ihm seine Söhne. Nun kommt eine Deputation
der Pairskammer, die Minister mit der halb verbrann
ten dreifarbigen Fahne in der Hand, Deputirte in drei
farbigen Schlafmützen, Staatsdiener als bezahlte Le
chenfolger; den Schluß machen Nationalgardisten un
Municipalgarden zu Pferd; hinten drein läuft Medor
der treue Hund. Am Eingang einer Bude steht Tal
leyrand und betrachtet den Leichenzug mit dem höl
nischen Grinsen eines Mephistopheles. Der Schild übe
der Bude besagt, was in diesem Waarenlager zu haben
sey. Er lautet wie folgt: Talleyrand, genann
Tournesol, handelt mit Knebeln, Ketten und Cen
suren, verfertigt Bonmots, Epigramme, Programm
und Epitaphien, kauft und verkauft alte und neue Kro
nen, macht Constitutionen und Restaurationen, hält ein
Sortiment von Cokarden, Fahnen und Bändern alle
Farben. NB. Er verkauft auch ans Ausland. — Ein
Beerdigung der Freiheit in anderer Art: Im Hinter
grunde ein Katafalk mit der Aufschrift: 27, 28 und
29. Juli 1830. An ihm vorbei geht der Leichenzug.
Ihn erwartend, steht auf dem Kirchhofe der Erzbischof
von Paris, mit einer blutrothen Fahne in der Hand,
worauf geschrieben: „Martialgesetz," hinter ihm
der Pfarrer von Saint-Germain als Chorknabe, zur
Seite zwei Todtengräber mit der Spate in der Hand;
im Hintergrunde erblickt man Kosacken, Kalmucken,
Baschkiren und deutsche Landwehr; auf dem Boden
umher liegen ausgegrabene Schädel und Knochen, wor
auf man mehrere Namen liest, wie z. B. Berton,

Bories und andere, die als Opfer der Freiheit während der Restauration gefallen. Als Anführer des Leichenzugs geht voran der Polizeipräfekt Vivien. Vier ministerielle Blätter — Messager, Temps, Moniteur und Journal des Debats — ziehen den Wagen. Auf dem Bocke sitzt als Kutscher Casimir Perier, der die Peitsche schwingt und auf die Faulheit der Pferde flucht, neben ihm als Bedienter Sebastiani. Die Freiheit auf dem Leichenwagen, in schwarzes Tuch eingewickelt, die Nationalgarde als Wächter der öffentlichen Ordnung nebenher schreitend; hinten auf dem Leichenwagen steht der Marschall Soult mit einer Wachskerze in der Hand.

Ich habe einer Sitzung der Gesellschaft der Volksfreunde angewohnt; sie ist so anständig und regelmäßig, als die Sitzungen der Deputirtenkammer. Die Gesellschaft der Volksfreunde ist methodisch organisirt. Sie besteht aus wirklichen Mitgliedern und correspondirenden Mitgliedern in unbeschränkter Zahl. Sie hat Filialien in den Provinzen. Die correspondirenden Mitglieder haben das Recht der Sitzung und Theilnahme an der Berathung. Wer aufgenommen werden will, muß von zwei Mitgliedern empfohlen werden. In geheimer Abstimmung wird über die Aufnahme entschieden. Zwei schwarze Kugeln sind hinreichend für die Verwerfung. Jedes Mitglied bezahlt beim Eintritt fünf Franken und einen monatlichen Beitrag von drei Franken. Wenn nun nach mäßiger Berechnung in ganz Frankreich nur 100,000 Personen der Gesellschaft der Volksfreunde angehören, so hat diese monatlich über 300,000 Franken zu verfügen. Der Ausschuß besteht aus 15 Mit-

gliedern und wird jeden Monat zu zwei Drittheil
neu gewählt. Jeden Monat wählt die Gesellschaft
nen Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und einen Cass
aus den Mitgliedern des Ausschusses. Präsident u
Sekretäre haben die nämlichen Verrichtungen, wie
der Deputirtenkammer. Die Redner sprechen nach d
Ordnung, wie sie sich eingeschrieben haben, und
wechselnd für und wider. Niemand darf von seine
Platze aus sprechen. Der Präsident kann den Redn
unterbrechen, der sich vom Gegenstande der Diskussi
entfernt oder gegen die Geschäftsordnung verstößt. K
Mitglied kann in einer Sitzung über den nämlich
Gegenstand mehr als zweimal sprechen, wenn er ni
dazu die ausdrückliche Erlaubniß der Versammlung
hält. Der Präsident darf das Wort nur nehmen,
den Gegenstand der Erörterung festzuhalten; will
selbst discutiren, so verläßt er den Präsidentenstuhl
zur Beendigung der fraglichen Discussion. Keine schri
liche Rede darf abgelesen werden, außer von den V
richterstattern. Die Commissionen bestehen aus Mitg
dern in ungleicher Zahl und die Dauer ihrer Funct
nen darf zwei Monate nicht überschreiten. Der Cass
ist mit allen Einnahmen und Ausgaben der Gesellsch
beauftragt; eine Commission von drei Mitgliedern füh
die Aufsicht über das Rechnungswesen. Nichts d
ohne eine von dem Präsidenten und dem dienstthuend
Sekretär unterzeichnete Anweisung bezahlt werden. Eb
so wenig darf der Archivar ohne eine solche Anweisu
ein Aktenstück aus dem Archiv verabfolgen lassen. M
sieht hieraus, daß die Gesellschaft der Volksfreunde s
regelmäßig organisirt ist.

Die Gesellschaft der Volksfreunde gibt Flugschriften aus, die in der Form von Journalen an unbestimmten Tagen in den Straßen und Häusern um fünf Sous verkauft werden. Sie sind sämtlich populär gehalten, so daß sie dadurch sowohl, als durch den geringen Preis, Jedermann zugänglich sind. Auch ihre Namen, wie z. B. le véritable Mayeux, Jérôme le franc-parleur, Mathurin l'epilogueur, Simon le prolétaire, François le fataliste, zeigen an, daß sie für die große Masse des Volks bestimmt sind. Ihre Tendenz ist durchaus republikanisch. Einige Auszüge daraus werden ihren Geist am besten schildern: „Ja, ja, sie ist im Anzug, die Republik; nur die Schurken und Dummköpfe fürchten sie noch — die Schurken, weil sie mit der Republik keine Palläste, keine Domänen, keine glänzenden Equipagen, keine Logen in der Oper, keine goldbordirten Röcke, keine Pensionen, und Alles was dem anhängt, auf Kosten des armen Volks mehr haben können; die Dummköpfe, weil sie noch nicht verstehen, was die Republik ist. Sie bilden sich ein, daß mit der Republik der Terrorismus, die Hinrichtungen, das Maximum ꝛc. von 1793 zurückkehren würden. Wie seyd ihr doch so einfältig, ihr guten Leute! Einmal schildert man die Ausschweifungen von 1793 zu grell, und dann waren ja gerade die Aristokraten deren Urheber. Bedenkt doch, daß die Emigranten zu Coblenz alle Heere Europa's gegen Frankreich hetzten, daß ihre bei uns zurückgebliebenen Vertrauten vom Morgen bis zum Abend conspirirten, daß eben diese Taugenichtse mit Pitts und Coburgs Geld die Terroristen bezahlten, um dem Volke die Republik zu verleiden. Be-

denkt doch, daß Ludwig XVI. selbst conspirirte, daß dieser König, während er im Convent seine Liebe zur Freiheit betheuerte, insgeheim die Könige aufreizte, Frankreich den Krieg zu erklären, es unversehens zu überfallen und die alte Regierung mit allen ihren Mißbräuchen wieder einzuführen. Gegen so viele Complotte und Feinde mußte man sich wohl vertheidigen. Hätte man es nicht gethan, so wären, statt daß nur ein paar tausend Aristokratenköpfe fielen, die meistens den Tod wohl verdient hatten, Millionen Volks hingemürgt und in Ketten geschmiedet worden. Die Aristokraten freilich achten das Elend und den Tod des Volks für nichts; wir aber, die wir vom Volke sind, müssen uns doch in etwas darum kümmern. Wir werden darum wohl die Herrn Aristokraten fragen dürfen, in wie fern sie sich berechtigt halten, uns zu schlachten, ohne daß wir uns wehren dürften. Wir sind daher der Meinung, daß die großen Verbrecher von 1793 die Agenten der Aristokratie und die Aristokraten selbst waren, und daß die Republik die Freiheit nicht anders retten konnte, als durch den Terrorismus. Das Volk hat hinreichend bewiesen, daß es nicht blutgierig ist. Wir sahen dieses Volk am 29. Juli zu Paris. Nachdem es gesiegt, verband es selbst die Wunden derer, die es niedergeschossen hatten. Hätten wohl die Aristokraten das Nämliche gethan? Gewiß nicht. Siegten sie, so fielen die Schlachtopfer zu Tausenden. Mit Unrecht also fürchtet man die Herrschaft des Volks, aus heuchlerischer Selbstsucht schildern die Aristokraten die Republik als gefährlich. Nur in der Republik ist Heil, denn sie allein heiligt die Rechte Aller, theilt die Gaben der

Freiheit gleich aus, läßt Jedem den Ertrag seiner Arbeit, endigt diesen gottlosen Krieg des müßigen Reichthums gegen die fleißige Armuth. — Und ihr, ihr Herrn Boutiquiers, laßt doch hören, warum ihr den Republikanern die Hand nicht reicht? Habt ihr noch nicht genug am Juste-Milieu? Ihr müßtet verdammt dumm seyn, um nicht einzusehen, daß das Juste-Milieu für den Handel eine wahre Cholera-Morbus ist. Was habt ihr von der Republik zu fürchten, was durch sie zu verlieren, ihr, die ihr vom Volke seyd, wie wir? Nein, ihr habt Alles durch sie zu gewinnen. Kein Zwang mehr für den Gewerbfleiß, keine überlästigen Abgaben mehr, wie unter der Herrschaft der Könige. Unter der Republik werden die Abgaben nicht den vierten Theil der heutigen betragen, und, wohlgemerkt, man wird sie vom Ueberflusse der Reichen nehmen, nicht von der Nothdurft der gewerbfleißigen und arbeitenden Stände. Ich weiß wohl, was euch schreckt. Die Republik kostet eine neue Revolution, und die Revolutionen sind dem Handel nicht ersprießlich. Ihr mögt Recht haben, aber von zwei Uebeln müßt ihr das kleinere wählen. Wenn ihr mit dem Juste-Milieu bleibt, wie ihr seyd, schwebend zwischen Krieg und Frieden, zwischen Leben und Tod — wird da euer Handel sich heben? Unmöglich. So lange nicht die Dinge ihren natürlichen Lauf haben, so lange noch die Aristokratie, die nichts ist, sich anmaßen wird, das Volk zu beherrschen, das Alles ist, so lange wird Zwist, Bürgerkrieg, ewige Unruhe in der Nation herrschen. Mithin kein fester Zustand, kein Vertrauen in die Zukunft, keine Sicherheit

des Handels und Gewerbes. Tretet alſo über zu u
auf Leben und Tod. Nieder mit dem Juſte, M
lien! Nieder mit dem Zwerg Thiers! Ni
der mit allen Renegaten, Heuchlern un
Verräthern, an den Galgen mit den Schu
ken, die unſere glorreiche Revolution in i
ren Sack ausgebeutet haben!" — O, Ludwi
Philipp, wie wird dir!

François le Fataliste gibt in folgender originell
Art ſelbſt ſeine Perſonalien: „Wer ich ſey? Web
der Sohn eines Bürgers, noch eines Edelmanns, no
eines Königs — ich bin mehr als das, ich bin d
Sohn eines Plebejers. Ich bin weder in einem Pa
laſt, noch in einem Schloſſe, noch in einer Stadt, no
in einem Dorf, nicht einmal in einem Weiler, ſonde
in einer einſamen niedern Hütte, in den Wäldern d
Sevennen, zur Welt gekommen. Eine Handvoll Mo
war mein Bett, die Milch einer Ziege meine Nahrun
aber ein Prophetengeiſt wohnt in mir, darum nen
ich mich den Fataliſten. Ich ſah Bonapart
als er aus Aegypten zurückkehrte, ich blickte ihm i
Geſicht und der Geiſt kam über mich und ich weiſſagt
„Dieſer Menſch wird die Welt mit ſeinem Ruhme fü
len, aber der Sohn der Freiheit, wird er ſeine Mutt
tödten. Nicht lange wird er ſich ſeines ſchwarzen Ve
raths freuen. Ruhm ohne Freiheit iſt nur eine Ei
tagsblume. Ich ſehe ihn ſitzen auf der Spitze ein
einſamen Felſen, von der Fluth des Meeres umgürt
und höre ihn verfluchen den Tag, da er die vaterm
deriſche Art an den Baum der Freiheit gelegt. U
ſiehe, es geſchah alſo! — Und ich ſah einen vertrie

nen König heimkehren in sein Land. Schande und Knechtschaft kam mit ihm. Da sprach ich: Sie werden selbst in die Grube fallen, die sie andern gegraben. Und siehe, es geschah also! Und ich sah von den Händen des Volks einen Bürgerkönig emporgehoben auf den Thron des schönen Frankreichs, und ich hörte den Jubel der trunkenen Menge, und ich weinte über die Thorheit der ewig Blinden. Dieß ist der letzte der Könige!"

Als ich vor einigen Tagen auf den elysäischen Feldern spazieren ging, hörte ich eine barbarische Musik aus einer Bretterbude schallen. Ich hob meine Augen und las die Inschrift: Temple des illusions. Unter der Thüre dieses Tempels stund der Bajazzo und schrie mit lauter Stimme: „Meine Herren und Damen! Es wird heute aufgeführt die Entbindung der Herzogin von Berry, oder wie Prinzessinnen Kinder kriegen. Entrez, Messieurs et Mesdames!« Ich setzte mich für ein Zehnsousstück auf den ersten Platz. Der Vorhang rollte auf: An einem der Gitterthore der Tuilerien stund der Conscrit Grigon Schildwache, neben ihm der Corporal Morblen. Es regnete entsetzlich. Tausend Donnerwetter, begann der Conscrit Grigon, das heiße ich regnen. Da stehe der Teufel Schildwache Nachts um 2 Uhr! He, Corporal, wenn es einmal Burgunder regnete, da könnte man das Maul aufsperren, aber gute Nacht ihr Wunder — es geschehen keine mehr! Il ne tombera pas tant seulement du ciel un petit verre de sacre-chien tout pur pour se mêler à notre conversation et nous distraire, fügte er in seinem Aerger hinzu. —

Du willst dich zerstreuen, Grigou? Soll ich dir von dem Feldzug in Egypten erzählen? erwiederte der Corporal. — Grigou: He, Corporal Morbleu, das habe ich schon 999mal gehört. — Corporal Morbleu: So will ich dir was Neues aus dem Schlosse sagen. Heute Nacht kommt die Herzogin in Kindbett. — Grigou: Weiß, weiß, sie sagen, sie werde einen Buben kriegen. Aber wie Teufels können sie denn Tag und Stunde so genau wissen? — Corporal Morbleu: Dummer Teufel! Meinst du denn eine Prinzessin komme in Kindbett wie ein anderes Weibsbild? Ich, wie ich hier vor dir stehe, habe in Egypten.... — Grigou (einfallend): So, so, deßwegen lagen Sie im Schlosse, ich verstehe nichts von Politik und sie haben mich tüchtig ausgelacht, als ich behauptete, die Prinzessin könne eben so gut ein Mädchen kriegen, als einen Buben. Wir müssen, sagte mir ein Küchenjunge, wir müssen einen Thronerben haben, um der älteren Linie wieder aufzuhelfen. — Corporal Morbleu: Jetzt bist du auf dem rechten Wege, Grigou. Ja, ja, sie bedürfen des Aufhelfens. Zur Zeit der Pyramiden in Egypten... — Grigou: Da kommt der Sergent aus dem Schlosse. Was gibt es Neues, Sergent? — Sergent: Ich hole euch als Zeugen ins Schloß. Die Herzogin ist ohne Hebamme und Accoucheur von einem Knaben entbunden worden; sie war ganz allein. — Grigou: Was, ganz allein? Eine Krankenwärterin wird doch da gewesen seyn, die ist ja bei jedem Bauernweib, das der Entbindung nahe ist. — Sergent: Das verstehst du nicht, Conscrit, sie war ganz allein. — Grigou: Nicht einmal Jemand von ihren Ver-

wandten bei ihr? — Sergent: Sacreblen! Nein! Nicht einmal ein Licht brannte, als sie entbunden ward. — Grigou (aus vollem Halse lachend): Ha! Ha! Ha! Ohne Papa, ohne Mama, ohne Licht.... So kriegen also die Prinzessinnen Kinder! (Sie gehen ab.)

Im zweiten Aufzug erblickt man das Schlafzimmer der Herzogin von Berry; die Herzogin liegt im Bett und hat ein Kind bei sich. Sie läutet, eine ihrer Kammerfrauen erscheint. Sagen Sie doch dem König und meinen andern Verwandten, schreit die erlauchte Kindbetterin mit der Stimme eines Dragoners, daß ich so eben einen Kronerben geboren habe. Lassen Sie auch Zeugen kommen. — Nun tritt die ganze königliche Familie, ziemlich bettelhaft gekleidet, die Großwürdenträger, der Hofstaat, der Corporal Morbleu und der Conscrit Grigou ein. Carl X., damals noch Graf von Artois, nimmt das Wort und beginnt im Tone eines Marktschreiers: Sehen Sie da, meine Herrn und Damen, einen würdigen Sprößling unseres erlauchten Hauses! Mein Einfaltspinsel von Sohn hat keinen zuwegebringen können. — Papa, ruft der Herzog von Angoulême weinerlich aus, daran ist die Frau von Angoulême Schuld. — Schweigen Sie, Sie sind ein Esel! erwiedert die Herzogin in der Sprache eines Fischweibes, und das Publikum platzt vor Lachen. — Der Conscrit Grigou lacht aus vollem Halse und ruft laut aus: Da hast du's, alter Pavian! — Hierauf nimmt Carl X. mit komisch feierlichem Anstand das neugeborne Kind auf die Arme und spricht in folgender Art: Sie sehen hier, daß das Kind noch an der Mutter hängt. (Die Wöchnerin schreit:

Au! Au! Sachte, Schwiegerpapa!) Sie ſehen auch, daß es ein wahrhaftiger Bourbon von der älteren Linie, von der einzig guten und wahren, iſt. — Ho! Ho! ruft der Hanswurſt dazwiſchen, jetzt iſt die jüngere Linie die einzig gute und wahre. Vivat die beſte der Republiken! (Unbändiges Gelächter der Zuſchauer.) — Das wird, fährt Carl X. fort, eines Tages ein Prachtkerl werden, der Künſte und Wiſſenſchaften ſchützen und Frankreichs Ruhm und Wohlfahrt gründen wird. — Ja, Hundsf...n! ruft der neugeborne Herzog von Bordeaux aus. — O, Wunder über Wunder! ſchreien Alle zuſammen, er redet ſchon! — So wahr ich ein Conſerit bin, ſagt Grigou erſtaunt, ſo was habe ich noch nie erlebt! Eine Prinzeſſin, die ohne Licht in Kindbett kommt, und ſo ein verfluchter Breimarder, der kaum geboren iſt und ſchon ſpricht wie ein Alter! — Darüber wunderſt du dich, Grigou! weiſt ihn der Corporal Morbleu zurecht. Man ſieht wohl, daß du nicht in Egypten warſt. Aber ſtille, wir wollen hören, was er weiter ſpricht, Kinder und Narren ſagen die Wahrheit... Nein, beim Teufel, der alte Großpapa thut das Maul auf. — Carl X.: Meine Herren, dieſes Wunderkind iſt vom guten Saamen. Es wird ſeinen Ahnen gleichen. Es wird den wahren und aufrichtigen Glauben Carls IX. haben, der zwar die Bluthochzeit anſtellte, aber bloß zur Ehre der heiligen Kirche; es wird Ludwig XIV. nachahmen in ſeiner Pracht und Größe, der zum Ruhm ſeiner Krone und zur Aufrichtung der Moral ein paar Dutzend Dulcineen hielt, welches erhabene Beiſpiel ſein erlauchter und unvergleichlicher Nachfolger Ludwig XV. ſich zu Her-

zen nahm und befolgte. Dieſer erlauchte Zweig unſers Hauſes wird an unſerer heiligen Religion hängen, wie Ludwig der Heilige. Doch wird er ſeine Heere nicht gegen die Türken führen, denn die Türken ſind Feinde der Griechen, und die Griechen ſind Liberale; dagegen werden wir, den Dolch in der einen und das Crucifix in der andern Hand, die Lappländer, die Lilliputer und Patagonier bekehren. Auch wollen wir die Heiden in Aſien... — Großpapa! fiel hier der neugeborne Prinz ein, ſchwätze nicht ſo dummes Zeug, du weißt ja, daß wir in Frankreich mit den Liberalen genug zu thun haben. Ob ich gleich noch ein Preimarder bin, meine Herren und Damen, ſo will ich Ihnen doch hier meine Meinung ſagen: vor allen Dingen muß den Leuten der Kopf zurechtgeſetzt werden, die immer von Freiheit und Volksrechten reden. Wenn Papa Ludwig bald ſtirbt, ſo kann der Großpapa Carl, wenn er gleich ziemlich dumm iſt, dem liberalen Unweſen ein Ende machen. Wenn ich dann auf den Thron gelange, ſo wird das Volk bereits wieder wiſſen, daß es bloß pour le bon plaisir der Könige, des Adels und der Prieſter vorhanden iſt. Iſt dem nicht ſo, unſer getreuer Adel und ergebener Clerus? — Der ganze Hof erwiedert im Chor: Ja, ja, Monſeigneur, ſo iſt es! — Tu te trompera joliment, petit batard! ruft der Conſcrit Grégou in ſeiner derben Sprache aus. Jetzt tritt der Hanswurſt auf und ſpricht im Tone eines Predigers: Zehn Jahre ſpäter wollte Carl X. ſeinen Kreuzzug gegen Frankreichs Freiheit beginnen, aber er hatte nicht bedacht, daß die Pflaſterſteine von Paris keinen Spaß

verſtehen: daran denke jeder Bourbon, er mag der älteren oder der jüngeren Linie angehören.

Die Mißbräuche und Verſchleuderungen der Staatsgelder beſtehen noch eben ſo grell, als unter der Verwaltung der Reſtauration; die Laſten des Volks ſind um nichts erleichtert. So hat Herr Dacier als Bibliothekar des Königs 6000 Fr., als Verwahrer der Manuſcripte der Bibliothek 6000 Fr., als Mitglied der Akademie 6000 Fr., als Sekretär derſelben 6000 Fr., als Mitglied der vier Commiſſionen der dritten Claſſe der Akademie 9600 Fr., für Canzlei-Koſten, Wohnung ꝛc. 8,040 Fr, im Ganzen die Summe von 41,640 Franken. Aber Herr Dacier war auch der Schulkamerade des Herzogs Orleans-Egalité, jetzigen Ludwig Philipp des Erſten!

Man ſchildert Herrn von Chateaubriand als ein Muſter politiſcher Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit, als einen Charakter, der ſich ſtets treu geblieben. Ein Blick auf ſein Leben wird dieſe Anſicht widerlegen: Leidenſchaftlicher Bewunderer des amerikaniſchen Freiheitskrieges, bereiſt Chateaubriand Nordamerika und kehrt nach Europa zurück, um — unter dem Panier der Emigration gegen die Freiheit ſeines Vaterlandes zu fechten! Er wird bei der Belagerung von Thionville verwundet und geht nach England. Die Ereigniſſe benehmen ihm den Glauben an die Möglichkeit einer Wiedereinſetzung der Bourbons. Was thut er? Er läßt ein anaſi-republikaniſches Werk erſcheinen: Hiſtoriſch-politiſch-moraliſcher Verſuch über die alten und neuen Revolutionen, betrachtet in ihrer Beziehung zu der franzöſiſchen

Revolution. Napoleon gelangt zur Gewalt, und die liberalen Prinzipien sind nimmer an der Tagesordnung. Chateaubriands Atala erscheint, wo man folgende Stelle liest: „Man weiß, was aus Frankreich geworden war bis zu dem Augenblicke, wo die Vorsehung einen jener Männer sandte, welche sie zum Zeichen ihrer Versöhnung zu schicken pflegt, wenn sie des Strafens müde ist.“ Hierauf folgte sein Geist des Christenthums. Dieses Werk taugte ganz in Napoleons Kram, der das Priesterthum als eine der Unterlagen seiner Willkürherrschaft brauchen wollte. Auch ernannte ihn Bonaparte zum Gesandtschaftssekretär in Rom und sofort zum französischen Gesandten in der Schweiz. Nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien scheint sich Chateaubriand selbst wieder gefunden zu haben — er nahm seine Entlassung. Als Napoleon sich zum Kaiser krönen ließ, machte er ihm neue Anerbietungen. Chateaubriand wieß sie beharrlich zurück und trat seine Reise nach Jerusalem an. Er lebte zurückgezogen bis zum Jahr 1814, wo seine Flugschrift: „Ueber Bonaparte und die Bourbons, oder über die Nothwendigkeit, sich an unsere legitimen Prinzen anzuschließen,“ die wenige Tage nach der Einnahme von Paris erschien, viel Aufsehen machte. Nach Napoleons Landung folgte Chateaubriand dem König und war zu Gent Ludwigs XVIII. Minister. In dieser Eigenschaft ließ er dort einen Bericht über Frankreichs Lage drucken, der so unpolitisch abgefaßt war, daß es Napoleon seiner Politik zuträglich hielt, ihn in Paris nachdrucken

und verbreiten zu lassen. Herr von Chateaubriand bringt immer zu viel Poesie in seine Politik. Nach der Schlacht von Waterloo kehrte er mit der Bagage der Emigration nach Frankreich zurück, wurde Staatsminister, Pair und Präsident des Wahlcollegiums des Loiret. Er zeigte sich in dieser Stellung nicht frei von den Ausschweifungen des Partheihasses, denn in einer Adresse, die er an den König richtete, findet sich folgende Stelle: „Sire! Mit dem Gefühle tiefster Rührung sehen wir den Anfang Ihrer Gerechtigkeitspflege; Sie haben das Schwerdt ergriffen, das der Himmel in die Hand der Fürsten gelegt, damit sie die Ruhe ihrer Völker sichern. Bis jetzt hatten Sie bloß Schuldige begnadigt und Segen um sich her verbreitet; was es auch dem Herzen Eurer Majestät kosten mochte, Sie konnten sich nicht verhehlen, daß der Augenblick gekommen sey, den Born Ihrer unerschöpflichen Gnade zu schließen." — Eine schöne Leichenrede auf Ney und Labedoyere!

Im Jahr 1816 gab Chateaubriand seine monarchie selon la charte heraus. Dieses Werk, das eine Mischung weiser Lehren und unpolitischer Grundsätze enthält, zog ihm des Königs Ungnade zu; er wurde aus dem Verzeichnisse der Staatsräthe gestrichen. Jetzt erhob er sich mit Macht gegen das Schaukelsystem des Herzogs Decazes und warf sich in die Arme des überspanntesten Ultraismus; er schrieb gegen die Preßfreiheit und stritt für den Clerus, den er als jämmerlich verfolgt schilderte. Gleichwohl benützte er jede Gelegenheit, sich bei Hof wieder in Gunst zu setzen. So gab er Memoiren über das Leben und den

Tod des Herzogs von Berry heraus, worin er die Bourbons mit den Phrasen der ausgesuchtesten Servilität beschmeichelt und das monarchische Prinzip fast abgöttisch verehrt. Neuerdings fand er Gnade und Gunst bei Hof, wurde zum Gesandten in London, sofort zum Botschafter bei dem Congreß von Verona, von wo er das Dekret zu dem Freiheitsmörderischen spanischen Kriege mit zurückbrachte, und zuletzt zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er entzweit sich mit seinem Collegen Villele, tritt wieder zur Opposition zurück und wird einer der eifrigsten Mitarbeiter am Journal des Debats. Die Julirevolution bricht aus, Herr von Chateaubriand wird von der feurigen Jugend unter dem Ruf: Es lebe die Freiheit! Keine Bourbons mehr! im Triumphe getragen. Etliche Tage darauf besteigt er den Rednerstuhl der Pairskammer, weint bittere Thränen über das traurige Loos Carls X. und seiner edlen Familie, nimmt seine Entlassung und reist in die Schweiz ab. Und das ist einer der politischen Stereotypen Frankreichs!

Hier mag es passend seyn, etwas über das Journal des Debats zu sagen, an dem in der letzten Zeit Herr von Chateaubriand so thätigen Antheil genommen hat. Dieses Blatt hat seit vierzig Jahren, unter verschiedenen Benennungen, alle Regierungen auf diegemeinste und feilste Art beschmeichelt und sich wie eine Schlange durch alle Stürme der Zeit durchgewunden. Für alle und jede Machthaber hat es Ergebenheit, Liebe, rhetorische Blumen, Triumphgesänge, Hymnen und Posaunenschall. Zu allen Zeiten war es stets

bereit, auf die schaamloseste Weise alle Grundsätze der unsamsten Knechtschaft zu vertheidigen und jeder Maßregel der Tyrannei Weihrauch zu streuen. In Deutschland haben wir nichts ähnliches aufzuweisen, als etwa in kleinerem Maßstabe die Augsburger allgemeine Zeitung, die ebenfalls Schlangenartig durch die verschiedenen Epochen des Despotismus durchgekrochen ist. Herr Peter Duviquet ist Hauptredakteur des Journal des Debats. In der Revolution trug er die rothe Kappe und war Sekretär des unmenschlichen Collot d'Herbois nach der Einnahme von Lyon. Später wurde er Adjutant-General und militärischer Ankläger zu Grenoble, sofort General-Sekretär der Polizei und Mitglied des Raths der Fünfhundert. In dieser Versammlung trug er darauf an, den Herzog von Choiseul und andere Emigranten, welche ein Sturm an die französische Küste verschlagen hatte, vor Gericht zu stellen und zum Tode zu verurtheilen. Nachdem die Republik gefallen war, wurde Duviquet Lobredner des Kaisers Napoleon und der unumschränkten Gewalt. Napoleon fällt, die Bourbons kehren zurück und Herr Duviquet schreibt im Journal des Debats: „Was fehlte den Franzosen, um frei zu seyn? Ein legitimer König, ein tugendhafter, kluger Monarch, der Freund seiner Unterthanen, Beschützer ihrer Person und ihres Eigenthums ist. Nach 25jährigen Unruhen und Spaltungen ist uns endlich dieser König wieder geschenkt u. s. w." Napoleon kehrt von Elba zurück, Herr Duviquet streut ihm Weihrauch und unterzeichnet die Zusatz-Akte zur Verfassung. Ludwig XVIII. kehrt von Gent heim, Herr Duviquet schreibt Arti-

kel für Ludwig XVIII., für den Grafen Artois, für den Herzog und die Herzogin von Angoulême, für den Herzog und die Herzogin von Berry, für den Herzog von Bordeaux und seine Schwester. Carl X. wird gestürzt, und Herr Duvicquet schreibt für den Herzog von Orleans als Statthalter, und für den König Ludwig Philipp. Herr Duvicquet ist der Patriarch der Windfahnen, und wenn eines Tages unser Herrgott abgesetzt wird und der Teufel zur Regierung der Welt gelangt, so wird Herr Duvicquet für den Teufel schreiben. Satanisches Geschlecht!

Genug von Schurken — ich will auch einmal von einem braven Manne erzählen. General Dubourg war der einzige General, der sich in den drei Tagen an die Spitze des Volks stellte. Selbst Lafayette war erst nach dem Siege erschienen. Von den Fenstern des Gemeindehauses zeigte er dem Herzog von Orleans den Greve-Platz, der mit Kanonen und Bewaffneten angefüllt, von Barrikaden umgeben und mit Blut befleckt war, und sagte zu ihm: „Sie kennen unsere Rechte und Bedürfnisse. Wenn Sie dieselben vergessen, so werden wir sie Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen.“ Von dieser Stunde an wurde Dubourg verfolgt und jetzt hat man ihn unter dem Vorwande der Theilnahme an einer Verschwörung verhaftet. O, Ludwig Philipp, wohin gehst du? Dein Weg wird kurz seyn und kann blutig enden.

Es war fast unmöglich, mehr Dummheit, Unwissenheit, Ehrlosigkeit und Schlechtigkeit in einem Knäuel zu vereinigen, als das Ministerium Polignac in sich faßte. Wenn eine Staatsverfassung zum Untergange

reif ist, so sucht sie sich durch die mürbe Stütze der Verworfenheit noch eine Zeitlang zu halten. Die letzten Minister Carls X. waren so ziemlich die erbärmlichsten und niederträchtigsten Menschen, die man in Frankreich auffinden konnte. Der Kriegsminister Bourmont emigrirte schon im Jahr 1789 und machte als Adjutant des Prinzen Condé den Feldzug in Champagne mit. Später wurde er in die Vendée geschickt und versah den Dienst als Majorgeneral der royalistischen Armee. Bei der Einnahme von Mans ließ er seine Truppen die größten Grausamkeiten verüben, wehrlose Menschen, verwundete Soldaten wurden ermordet, und der Werth der geplünderten Gegenstände betrug eine Million Franken. Als die Dinge in der Vendée eine schlimme Wendung nahmen, bot Bourmont der Republick seiner Unterwerfung an. Jetzt wurde er zum Verräther an den Royalisten und denuncirte Viele unter ihnen, um sich bei der Regierung einzuschmeicheln. Unter der Hand conspirirte er gleichwohl gegen die Republik, und er scheint an der Verschwörung der Höllenmaschine wenigstens entfernten Antheil gehabt zu haben. Der erste Consul ließ ihn verhaften und auf die Citadelle von Besançon setzen. Er entkam aus seinem Gefängniß und begab sich mit seiner Familie nach Portugal. Später wußte er sich bei Bonaparte wieder einzuschmeicheln, kehrte nach Frankreich zurück und wurde in Militärdiensten angestellt. Im Jahr 1814 war er Brigadegeneral und vertheidigte Nogent mit vieler Tapferkeit. Napoleon ernannte ihn für diese Waffenthat zum Divisionsgeneral. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Befehlshaber der sech-

ten Militärdivision zu Besançon am Fuße der nämlichen Citadelle, in der er gefangen saß. Napoleon kehrt von Elba zurück, Mourmont eilt nach Paris und sucht Dienste; er erhält sie und geht bei Waterloo zum Feinde über. Diesen Menschen ernannte Carl X. zum Marschall und Kriegsminister! — Der Exminister Capelle war zuerst Comödiant, später wurde er Präfekt und Baron, mit Orden behängt und zuletzt Minister Carls X.; er war so glücklich zu entkommen, und conspirirt jetzt wahrscheinlich zu Holyrood mit seinem alten Herrn.

Paris den 6. Oktober.

Es ist ein einziges Leben in diesem Paris: ich trete aus meinem Hause, um einen Gang durch die Stadt zu machen, ich gehe die Straße Lafitte hinauf, die Boulevards abwärts, lenke in die Straße Montmartre ein, komme durch die Straße Jussienne auf den Siegesplatz, gelange von da in das Palais Royal, gehe durch den Hof der Tuilerien in den Garten der Tuilerien — überall Ordnung, Ruhe, Frieden, alle Läden offen, Käufer und Verkäufer in friedlichem Verkehr, das Palais Royal, der Garten der Tuilerien mit Spaziergängern angefüllt. Ich nähere mich den elysäischen Feldern — ein wildes tobendes Geschrei dringt in meine Ohren, ich höre Waffen klirren, ich sehe Bajonette blitzen; die Stadtsergenten, die Municipalgardisten, die Nationalgarde sind im Kampfe begriffen mit der re-

publikaniſchen Jugend, die einen Freiheitsbaum pflanzen will. Während in einem Theile der unermeßlichen Hauptſtadt Bürgerblut fließt, von Bürgerhänden vergoſſen, leben die übrigen Theile in der größten Sorgloſigkeit und Ruhe, und erfahren meiſt erſt durch die Zeitungen, was eine halbe Stunde, eine Stunde, ein paar Stunden weit von ihnen vorgefallen iſt. So war es am 14. Juli, dem Jahrestag der Einnahme der Baſtille. Der Zufall führte mich zu dieſer Stunde auf dieſen Platz, aber ich kann nicht ſagen, daß ich viel geſehen hätte, denn ich machte mich ſchnell aus dem Staube, um nicht in den Wirrwar hineingezogen und verhaftet oder gar mit dem Bajonette niedergeſchoßen zu werden.

Die Regierung Ludwig Philipps iſt nichts weiter, als eine Fortſetzung der Reſtauration mit den drei Farben ſtatt mit der Lilienfahne. Das Arſenal der terroriſtiſchen und Bonapartiſchen Geſetzgebung liefert die Waffen, um jedes Recht, welches die Charte verleiht, zu untergraben und zu nichte zu machen. Die Ariſtokratie zehrt nach wie vor am Marke des Volks. Die Erklärung der Menſchenrechte ſcheint gänzlich in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn. Das Recht, ſich zu verſammeln und ſeine Meinung offen auszuſprechen, fließt ſchon aus dem Prinzip der Freiheit des Menſchen, und wo es nicht geachtet wird, da iſt Deſpotismus. Kaum zeigen ſich in Paris ein Paar Dutzend Menſchen beiſammen, ſo werden ſie durch die Schergen Ludwig Philipps auseinander getrieben. Die Regierung tritt mithin das Recht mit Füßen und ſtützt ſich auf die rohe Gewalt. Die Staatsgeſellſchaft iſt

verpflichtet, für die Erhaltung aller ihrer Mitglieder zu sorgen, indem sie ihnen entweder Arbeit verschafft oder denjenigen, die nicht arbeiten können, die nöthigen Subsistenzmittel darreicht. In keiner Epoche aber war die arbeitende Classe in so bedrängten Umständen, als unter der Regierung Ludwig Philipps. In Paris allein leben wenigstens 100,000 Menschen im tiefsten Elend und eben so viele mindestens kümmerlich, während die Aristokratie, durch die Milliarde Entschädigung bereichert, in Wollüsten schwelgt. Die Bürger, deren Einkommen die zu ihrer Erhaltung nöthigen Bedürfnisse nicht übersteigt, sind von der Beisteuer an den öffentlichen Abgaben befreit; die andern tragen die Abgaben nach Verhältniß ihres Vermögens in progressivem Maßstabe. In Frankreich aber, wie überall, liegen noch die meisten Lasten auf den arbeitenden und gewerbetreibenden Ständen. Aber es heißt auch in den Menschenrechten: „das Volk ist der Souverän, die Regierung sein Werk und Eigenthum, die öffentlichen Beamten sind seine Diener. Das Volk kann, sobald es ihm gefällt, seine Regierung ändern und seine Bevollmächtigten absetzen.“ — Wehe dir, Ludwig Philipp, wenn dieser Gedanke erst seine Reife erlangt hat!

Bald, bald werden die goldenen Tage kommen, welche die Erklärung der Menschenrechte verheißt: „die Menschen aller Länder sind Brüder und die verschiedenen Völker sollen sich beistehen nach Kräften gleich Bürgern des nämlichen Staats. Wer eine einzige Nation unterdrückt, erklärt sich dadurch zum Feinde aller. Diejenigen, die ein Volk mit Krieg überziehen,

um die Fortschritte der Freiheit zu hemmen und die Menschenrechte zu vernichten, sollen überall verfolgt werden, nicht gleich gewöhnlichen Feinden, sondern wie Räuber und Mörder. Die Aristokraten und Tyrannen jeglicher Art sind Sklaven, die sich gegen das menschliche Geschlecht, diesen Herrn der Erde, und gegen die Natur, diese Gesetzgeberin des Weltalls, verschworen haben."

Wir sprachen neulich mit Herrn Mauguin von den Gefahren der Anarchie in Revolutionen und von den Mitteln, ihr vorzubeugen. Dieß führte uns auf eine Vergleichung der Bildungsstufe, worauf sich die deutsche und die französische Nation befinden. Herr Mauguin gab mir zu, daß in Deutschland der öffentliche Unterricht mehr verbreitet und besser geordnet ist, als in Frankreich, dagegen, sagte er, haben die Franzosen mehr praktischen Sinn, als die Deutschen, und die vierzig Jahre ihrer Revolution haben ihnen eben so viel Takt für die Gesetzlichkeit, als für die Freiheit und Gleichheit, gegeben. In Frankreich, sagte er, ist eben so wenig mehr Anarchie zu fürchten, als fortan der Despotismus, unter welcher Form es auch sey, möglich ist. Frankreich hat die Anarchie und den Despotismus unter allen Formen kennen lernen, beide sind ihm zum Ekel geworden, und es will von nun an gesetzliche Freiheit. Rang und Reichthum imponiren in Frankreich Niemand mehr — und nirgends sieht man den französischen Landmann, wie das in Deutschland so häufig ist, vor jedem wohlgekleideten Manne ehrerbietig und demüthig den Hut abziehen. „Was ist es

weiter," sagt der französische Bauer, „er hat feineres Tuch an seinem Rocke."

Diese Erörterung führte uns auf das Benehmen des Volks in den drei Julitagen. Bekanntlich war Herr Mauguin Mitglied der provisorischen Regierung, die auf dem Gemeindehause eingesetzt ward; er ist einer der wenigen Deputirten, die an den Ereignissen des Juli kräftigen und thätigen Antheil genommen haben, und er kann den Sinn des Volkes für Gesetzlichkeit nicht genug rühmen. Als er in seiner Deputirtenkleidung, die dreifarbige Schärpe um den Leib, mitten durch die bewaffneten Haufen auf das Gemeindehaus ging, rief man sogleich: „Platz, Platz dem Deputirten!" und links und rechts öffnete sich die Gasse. Zwei Männer mit aufgestülpten Hemdärmeln, bloße Schwerdter in der Hand, gingen voraus, um ihm Bahn zu machen, und als er rückwärts blickte, sah er zwei auf ähnliche Art Bewaffnete sich folgen. Diese Leibwache, die sich im Augenblicke freiwillig gebildet hatte, geleitete ihn bis in den Saal des Gemeindehauses.

Herr Mauguin erzählte uns manche charakteristische Anekdote aus den drei Tagen, die Angst, welche mehrere Deputirte zeigten, muß wahrhaft possirlich gewesen seyn. Herr Casimir Perier trug damals den Kopf noch nicht so hoch, wie jetzt. Die Herrn Dupin und Thiers nahmen den Reißaus und versteckten sich. Dieser Thiers ist ein ganz schamloser Renegat; seine Familie stammt aus der Provence; sein Vater war Cassenbeamter und wurde wegen Cassendiebstahls zu den Galeeren verurtheilt. Sein Bruder ist

jener schändliche Spion, der im Jahr 1822 den Obrist Caron zu einer Verschwörung verführt, fast gezwungen, ihn dann angegeben und den Gerichten überliefert hat, die ihn zum Tode verurtheilten. Thiers, damals Unteroffizier in einem Jägerregiment zu Pferd, veranstaltete eine Zusammenkunft mit dem Obrist Caron im Breisacher Walde. Caron äußerte Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens, Thiers schwur ihm bei Allem, was heilig ist, daß er auf mehrere Schwadronen seines Regiments rechnen könne. Nun ging der Unglückliche in die Falle; er setzte sich an die Spitze einiger Schwadronen, die sich stellten, als ob sie in seine Plane eingehen wollten, wurde verhaftet und in Ketten nach Colmar geschleppt. Thiers und die andern Verräther erhielten Jeder auf öffentlichem Platze einen mit 1200 Franken Blutgeld gefüllten Sack. Caron wurde durch kriegsgerichtlichen Spruch zum Tode verurtheilt und in Strasburg erschossen, ohne auch nur die Erlaubniß erhalten zu können, vor seinem Ende von Weib und Kind Abschied zu nehmen. Der Mörder Thiers wurde befördert, aber er konnte in keinem Regimente bleiben, denn jedes stieß den Ehrlosen aus; man versetzte ihn zur Gendarmerie, aber auch hier konnte er sich nicht halten. Nun machte man einen Polizei-Commissär aus ihm. Sein Bruder hat ihm jetzt eine Stelle bei der Tabaksregie im Departement Vaucluse verschafft. Das Juste-Milieu ist, wie man sieht, um kein Haar besser, als die Restauration.

Herr Maugnin spielt eine der bedeutendsten Rollen in der Opposition; er ist gleich ausgezeichnet als

Staatsmann wie als Redner. Seine schlagende Logik und seine Gabe der Improvisation haben schon mehr als einmal die Minister und ihre Parthei stark in die Enge getrieben. Jeden Mittwoch, Abends von 8 bis 12 Uhr, sind seine Zimmer in der Straße Grand-Chenets seinen Freunden geöffnet, und hier findet man die entschiedensten Liberalen. Die Salons in Paris, so wie Lafayette, die Minister, Gelehrte sie geben, unterscheiden sich von den Soirées der Aristokratie um kein Haar. Man sieht dort, wie hier, glänzende Lustres, bordirte Bediente, fade, arrogante Gesichter, hört jenes nichtssagende Gezischel, und findet überhaupt alle jene eckelhaften Ingredienzien, welche ein ehrliches plebejisches Gemüth in den vornehmen Zirkeln so sehr anwidern. Nichts von Allem dem bei den Zusammenkünften in Manguins Hause. Hier treffen sich nur Gleichgesinnte, und die Versammlung hat Haltung und Charakter. Man bespricht sich in ernster Weise über die Angelegenheiten des Tages, über die Politik im Großen, über die nahe Zukunft der Völker, über die Mittel, den Despotismus völlig zu Boden zu schlagen und der Welt die Freiheit zu sichern — und Alles dieses ist kein leeres Geschwätz, die hier reden, wissen, daß die Zeit ihre Worte zu Thaten machen wird. Man findet hier ausgezeichnete Männer aller Nationen: Spanier, Italiener, Polen, einige Deutsche. Die bedeutendsten Deputirten, die diesen Abendzirkel besuchen, sind die Herrn Clauzel, Lamarque, Odillon-Barrot, Dupont de l'Eure, Salverte, Pagès, Audry de Puyravcau und andere. Lafayette, Lafitte und deren Anhänger erscheinen hier nicht. So

compact die Opposition in ihren Angriffen auf die Minister und das System der Regierung ist, so theilt sie sich doch unter sich wieder in verschiedene Schattirungen. Es gibt reine Republikaner, deren Anzahl in der Kammer sehr gering ist und kaum ein Dutzend Deputirte in sich fassen wird; desto festeren Boden haben dagegen diese Männer in der Masse des Volks — nicht im Spießbürgerthum, sondern in den eigentlichen Plebejern, und die Fehler der Regierung werben der Republik täglich neue Anhänger. Die Napoleonischen Republikaner wollen den jungen Herzog von Reichstadt unter republikanischen Formen auf den Thron setzen, und ihr Lieblingsgedanke ist die Wiederherstellung des französischen Reichs, wie es zur Zeit des großen Kaisers war. Aber nicht als Eroberer, sondern als Befreier der Völker vom Joche des Despotismus wollen sie ausgeben. Jedes Volk soll in seinen natürlichen Gränzen, die ein allgemeiner Völkercongreß bestimmen wird, frei und unabhängig seyn; ein heiliger Bund der Völker soll bestehen, gegenseitiger freier Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen herrschen; Algier soll eine europäische Colonie werden, welche die Uebervölkerung aller europäischen Staaten in sich aufnimmt u. s. w. Im übrigen liegt dieser Parthei wenig an der Person des Napoleonischen Sohnes — nur soll, was irgend einen legitimen oder quasilegitimen Klang hat, vom Throne ausgeschlossen werden, und ein plebejischer König, aus dem Volke entsprossen, soll die erbliche Krone tragen — und zwar bloß darum, um der Republik mehr Stabilität zu geben, welches sie für jetzt in Europa noch für nöthig halten. Diese

quasimonarchische Einrichtung soll übrigens nur so lange dauern, bis die republikanischen Institutionen in Europa festere Wurzel gefaßt haben, und bis die vierjährige Wiederkehr der Wahl eines Präsidenten der öffentlichen Ruhe nimmer gefährlich seyn wird. Häupter dieser Parthei sind die Herrn Mauguin, Clausel, Lamarque und Bertrand. Sie hat viel Anhang in der Mittelclasse, welche dem Juste-Milieu abhold ist und die Freiheit will, aber sich vor einer Radikalreform und der reinen Republik fürchtet. Eine dritte Schattirung bilden die gemäßigten Republikaner oder die Girondisten von 1831. Es sind rechtliche Männer, welche aus Grundsatz die Republik lieben, aber meist eben so wenig Thatkraft besitzen, als ihre Vorgänger im Jahr 1793. Als ihre Wortführer kann man die Herren Dupont de l'Eure und Salverte, etwa auch Lafitte, betrachten. Im übrigen schließen sie sich in der Regel an die Parthei der Napoleonischen Republikaner an und werden ihr auch in der Folge keineswegs hemmend in den Weg treten. Zur vierten und zahlreichsten Parthei der Opposition endlich gehören alle diejenigen Mitglieder der Kammer, die zwar aufrichtig das Königthum wollen, aber mit dem System der Regierung Ludwig Philipps unzufrieden sind. Sie wünschen, daß die ganze Welt frei werden möge, wollen aber an die Verwirklichung dieses Wunsches nicht Frankreichs Gut und Blut setzen, mit einem Worte, sie glauben an die Möglichkeit einer friedlichen Propaganda. Vor allen Dingen wollen sie in Frankreich die Freiheit durch eine freisinnige Gesetzgebung begründen. Das Haupt dieser Parthei ist beinahe ein-

zig Odillon-Barrot. Dieser Mann ist offenbar der geistreichste Deputirte der französischen Kammer und besäße er mehr Charakter und Willenskraft, und weniger Ehrgeiz und Schmiegsamkeit, so würde er der ausgezeichnetste Mann des jetzigen Frankreichs seyn. Obwohl er sich in den Hoffnungen, welche er auf Ludwig Philipp setzte, betrogen sieht, hat er sich doch vom Hofe nicht zurückgezogen, da er beständig die Präsidentschaft im Auge hat und sie bei einer günstigen Wendung der Dinge, bei einer Crisis, die den König nöthigen wird, sich der Opposition in die Arme zu werfen, zu erlangen hofft. Da er weiter sieht, als die dünkelvolle Parthei der Schulgelehrten, so weiß er, daß Ludwig Philipps Thron nur mit der öffentlichen Freiheit bestehen kann; er entfernt sich daher nie von dieser Bahn, aber doch würde er ohne Zweifel, wenn er dadurch zur Macht gelangen könnte, dem Hofe zu viele Concessionen machen und dadurch einen abermaligen Umschwung der Dinge vorbereiten, denn heutzutage wollen die Völker Freiheit, nicht den Schein derselben. In Beziehung auf Frankreichs innere Regierung hat Odillon-Barrot treffliche Ansichten und Plane. Mit weniger Scharfsinn faßt er Frankreichs äußere Lage auf, sonst würde er nicht an die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens und gar an ein Bündniß des constitutionellen Frankreichs mit einer der absoluten Monarchien glauben. Man muß staunen, daß ein so scharfsinniger Mann den abentheuerlichen Plan fassen kann, den Absolutismus durch die Waffen des Absolutismus im Zaume zu halten, und doch ist es wahr, daß Odillon-Barrot von einem Bünd-

nisse Frankreichs mit Oesterreich gegen Rußland und Preußen träumt. Dieses Bündniß soll auf folgender Basis geschlossen werden: 1) Oesterreich entsagt der Herrschaft in Italien zu Gunsten dreier Königreiche in diesem Lande; 2) dagegen erhält Oesterreich die Moldau und Wallachei, und bildet durch diese Besitzungen eine Vormauer gegen Rußland und die Türkei; 3) Frankreich und Oesterreich gemeinschaftlich erzwingen die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens, um dadurch Rußland auch auf dieser Seite Schranken zu setzen. Dieses Projekt kann jedem Politiker nur als lächerlich erscheinen. Wer die östereichische Politik kennt, weiß, daß sie von jeher nichts mehr gefürchtet hat, als die Freiheit, und daß ihr ganzes System auf der Basis des Despotismus ruht. Wie sollte sich nun Oesterreich je mit einer constitutionellen Macht befreunden und gegen unumschränkte Regierungen, wie es selbst ist, verbünden? Ueberhaupt ist in diesem Augenblicke die Politik in Europa so einfach, daß sie gar keine Combinationen, wie man sie vordem sah, mehr zuläßt — sie beschränkt sich auf die Vorbereitung zu dem bevorstehenden Kampfe zwischen dem Despotismus und der Freiheit. Die beiderseitigen Lager sind bereits abgesteckt, und Jeder weiß ohne alle politische Combination, wo er das seinige zu suchen und zu finden hat. Es ist nimmer ein Krieg von Staat gegen Staat, kein Territorialkrieg, sondern ein Krieg der Prinzipien; er wird nicht von Völkern gegen einander geführt, sondern von Individuen aller Nationen gegen Individuen aller Nationen. Der liberale Spanier, Italiener, Deutsche wird in das französische Freiheitslager über-

geben, während der französische Carlist unter dem Panner des Despotismus in Rußlands, Oesterreichs oder Preußens Heere fechten wird.

Ich habe hier von Lafayette nichts gesagt, weil er eigentlich keiner Parthei angehört. Es ist Schade, daß dieser Mann nicht eben so viel politischen Scharfblick und Charakterstärke besitzt, als Tugend und Liebe zur Freiheit. Er hat sich immer in seinen politischen Combinationen verrechnet und seinen persönlichen Einfluß überschätzt. Als das Königthum in Frankreich durch den natürlichen Gang der Ereignisse unterging und untergehen mußte, glaubte er allein es noch halten zu können. Es war in der That mehr als thöricht, daß ein einziger Mann sich vermaß, den 10. August 1792 ungeschehen zu machen und dem unaufhaltsamen Strome der Revolution einen Damm entgegensetzen zu können wähnte. Er begriff die damalige Zeit eben so wenig, als die Julirevolution. Wäre es ihm möglich gewesen, im Jahr 1792 gegen die Allgewalt des Convents zu siegen und das Königthum wieder einzusetzen, so war es um Frankreichs Unabhängigkeit und Freiheit geschehen. Es gibt Zeiten, in welchen nur die äußersten Maßregeln retten können, und diese zu ergreifen, besitzt Lafayette, der den alten Marquis nie ganz verläugnen kann, nicht genug Charakterstärke. Er bereut jetzt bitter, daß er Ludwig Philipp auf den französischen Thron gesetzt hat, statt Frankreich einen plebejischen König zu geben oder die Republik zu proklamiren. Lafayette hat die Sucht, überall den Vermittler und Versöhner zu spielen, und so vergab er Frankreichs Krone an Ludwig Philipp, in der Hoff-

nung, daß dieses Geschöpf seiner Hände der gehorsame Automat seiner philantropischen Plane seyn werde. Die Augen sind ihm jetzt schrecklich aufgegangen, aber ich wollte nicht darauf schwören, daß er bei eintretender Gelegenheit in seiner unbegränzten Gutmüthigkeit nicht wieder einen ähnlichen albernen Streich machen würde. Im übrigen wird er nimmer in diesen Fall kommen, denn er ist nur noch eine populäre Antiquität, der man zwar, wenn sie sich öffentlich zeigt, ein Vivat zuruft, die in der That aber bei den bevorstehenden neuen Revolutionswehen, die das Kind der Freiheit zur Welt fördern werden, sich als eine politische Null erweisen wird.

Die Gesellschaft der Volksfreunde sucht besonders auf die untern Stände zu wirken. In jeder Sitzung wird eine möglichst große Zahl Duvriers eingeführt, um den republikanischen Geist im Volke zu verbreiten. Die Monarchie wird frei und offen als mit der Freiheit und Gleichheit ganz unverträglich dargestellt. In einer der letzten Sitzungen der Volksfreunde hörte ich einen tüchtigen Redner ungefähr auf folgende Weise sprechen: „Gruß und Brüderschaft! Es wäre eine müßige Untersuchung, welches die beste Regierungsform sey — Jedermann ist darüber einig — und es bedurfte dazu kaum noch unserer neuesten Erfahrungen — daß es die Republik ist. Nur über die Möglichkeit ihrer Existenz und Dauer ist man noch getheilter Meinung. Es ist allgemein anerkannt, daß die republikanische Regierungsform diejenige ist, die der Freiheit die meiste Bürgschaft, dem Staate die größten Vortheile bietet. Nur wenige selbstsüchtige Menschen, die von

den Mißbräuchen der Monarchie und von den Privilegien der Ariſtokratie leben, ſind Feinde und Gegner der Republik. Die Nation bildet zwei entgegengeſetzte Lager von höchſt ungleichen Kräften: in dem einen iſt die unermeßliche Mehrzahl des Volks, ſie iſt arm, tugendhaft und arbeitſam; in dem andern Lager befindet ſich die Minorität, ſie iſt reich, faul und ſelbſtſüchtig. Dieſe Faction, mächtig durch ihren Reichthum, ihre Vorrechte und die Unwiſſenheit des Volks, hat ſeit Jahrhunderten die Freiheit unterdrückt. Es iſt endlich Zeit, dieſer Schmach ein Ende zu machen."

„Die Herrſchaft eines Einzigen! Mag man dieſen Einzigen König, Tyrann, Deſpot, oder wie man will, nennen, man wird in ihm ſtets nur die Monſtruoſität eines Menſchen erblicken, der den Platz einnimmt, welcher Allen, dem ganzen Volke gehört. Das Königthum iſt eine Anomalie in der ſtaatsgeſellſchaftlichen Ordnung — es vernichtet jede Hoffnung öffentlicher Freiheit und Wohlfahrt. Ein König ſchließt mit ſeinen Unterthanen folgenden Vertrag ab, den man thörichterweiſe eine Verfaſſung nennt: „Ich bin das Oberhaupt des Staats, ich habe Theil an der Geſetzgebung und vollziehe die Geſetze, ich erhebe die Abgaben und verbrauche ſie, ich entſcheide über Krieg und Frieden, ich beſetze alle Aemter und entlaſſe vom Amte, ich befehlige die Land- und Seemacht — alle übrigen Rechte und Freiheiten verbleiben meinen getreuen Unterthanen." Dieſer Vertrag, von der ariſtokratiſchen Horde mit Jubel angenommen, wird als Grundgeſetz des Reichs verkündet. Eine ſolche Uebereinkunft, wo auf der einen Seite nichts als Vortheil und Raub, auf

der andern Entbehrung und Elend ist, dauert so lange, als der Despot und seine Helfershelfer sie aufrecht zu halten vermögen. Von Stunde an entbrennt, ein stiller, aber fortdauernder Kampf zwischen den Betrogenen und dem Betrüger, zwischen den Unterdrückten und dem Unterdrücker. Jetzt erscheint einer jener kostbaren Augenblicke, die im Schooße des schützenden Genius der Menschheit ruhen und die er absichtlich zurückzuhalten scheint, um das Gleichgewicht der irdischen Dinge wieder herzustellen und das gepeinigte Geschlecht an seinen Tyrannen zu rächen — die öffentliche Meinung macht sich Luft, die Geister werden erleuchtet, die Gemüther erwärmt, das Volk steht auf in seiner Riesenkraft und zertritt den Despoten mit seinen Satelliten — die wahnsinnigen Plane der Habsucht und des Ehrgeizes sind vernichtet. Dieß ist einer jener erhabenen Momente, in welchen die Völker selbst ihr künftiges Loos festsetzen können; aber häufig verlassen sie sich auf die Tugenden und Einsichten einiger wenigen unter ihnen und trauen, wie Frankreich selbst die traurige Erfahrung gemacht hat, den trügerischen Versprechungen ehrgeiziger Marktschreier; der einzige günstige Augenblick entwischt, und ein neuer Abgrund thut sich auf, die öffentliche Freiheit und Wohlfahrt zu verschlingen. Einen König stürzen, absetzen, austreiben, um dafür einen neuen zu wählen, heißt seinen Zustand höchstens auf Augenblicke ändern, denn die nämlichen Grundsätze werden immer die nämlichen Folgen nach sich ziehen. Ein König wird schon darum, weil er allein gegen Alle steht, stets die möglichst große Gewalt zu usurpiren trachten und mithin den Bürgern alle ihre Rechte all-

mählig zu entziehen suchen, bis er sie gänzlich zu Sklaven gemacht hat. Ein König muß schon durch seine Stellung Despot seyn; er ist es noch mehr durch seine Erziehung, durch sein ganzes Wesen, durch seine Königsnatur. Betrachten wir einmal den Königsmenschen in seinen Verhältnissen und erwägen wir dann, ob ein solcher Mensch geeignet sey, die Schicksale der Völker in seiner Hand zu halten."

„Es ist eine unumstößliche Wahrheit, auf die Erfahrung aller Zeiten gegründet, daß die Atmosphäre, in der die Könige athmen, verpestet ist, daß die Höfe der Sitz des Verderbnisses, des Verbrechens, der Laster aller Art, der Heuchelei, des Ehrgeizes, der Sammelplatz erbärmlicher Hofschranzen, kriechender, habsüchtiger Menschen sind, die ihr Daseyn und ihr Glück auf den Untergang der öffentlichen Wohlfahrt, der Tugend und Moral gründen. Der Glanz und Pomp, womit man die Nichtigkeit der Höfe umgibt, übt auf die Einbildungskraft des gemeinen Haufens eine magische Wirkung aus, gleich jenen gaukelnden Träumen, die uns in den Irrgarten des Wohllebens und der Wollüste verlocken. Wir erwachen, und mit uns unsere alten Leiden. Jene Orte, wo das Laster so glanzvoll thront, erscheinen uns nur noch als die traurige Quelle des Unheils, der das Unglück und die Leiden der Völker entfließen. Wir wenden dem vergoldeten Sitze des gepriesenen Lasters den Rücken und kehren heim an unsern bürgerlichen Heerd, zum tugendhaften Tagwerk unserer Hände. Der König aber bleibt am verpesteten Orte, in dem er das Licht der Welt erblickt hat; er bleibt in der Mitte der Heuchler, der Thoren, der

Schmeichler, der Lasterhaften aller Art; er bleibt im Schooße des Ueberflusses, der Wollust, der Verderbniß; er bleibt in dem vergifteten Element, dessen Schöpfer und Geschöpf, dessen Werkmeister und Werkzeug, dessen Anfang und Ende er selbst ist. Welchen Gedanken von Recht und Gerechtigkeit, welche Liebe zur Menschheit kann ein Wesen erfassen, das in diesem Pfuhl aller Leidenschaften und Laster aufgewachsen ist! Eitelkeit, Hochmuth, Ehrgeiz, Trunkenheit einer Gewalt, die es seiner Geburt schon verdankt, machen dieses Wesen launig, grausam, unduldsam, despotisch. Die Hofschranzen unterhalten das verzehrende Feuer aller Leidenschaften, sie verschwören sich, es zu schüren. So hört ein König stets nur die knechtische Sprache verächtlicher Sklaven, und schon der aufrichtige und stolze Ton der Stimme des freien Mannes erscheint ihm als Rebellion; Muth und Tugend der Patrioten sind eine Beleidigung seiner Königsmajestät; ein König kennt nur Unterthanen und Sklaven, die zu seinen Füßen kriechen; wer seinen Launen nicht dienen will, wer ihnen unzugänglich ist, ist ein Empörer, der Strick und Beil verdient. Alles, was sich nicht auf des Königs geheiligte Person bezieht, Alles, worin nicht Er sich abspiegelt, ist ein Gräuel in seinen Augen. Das Königthum ist der vollkommenste Abdruck der Selbstsucht und Grausamkeit. Der innere und äußere Mensch des Königs, sein Privatleben wie sein öffentliches, rollen unaufhörlich in einer Thätigkeitssphäre, die ihn ohne Unterlaß von seiner Person auf sein Individuum zurückführt. Ludwig XIV. tritt mit einer Peitsche in der Hand ins Parlament und ruft die unwürdigen Worte aus:

„Der Staat, das bin ich!“ Von diesem Freiheit
mörderischen Grundsatze geht er aus, und seine Regi
rung ist eine fortlaufende Reihe von Verbrechen u
Grausamkeiten. Ludwig XV., schwach und liederlic
gibt das schmähliche Beispiel frecher Wollust und stir
als ein Scheusal der Verderbtheit. Ludwig XVI. gi
sich alle erdenkliche Mühe, die Fehler einer heuchlerische
Erziehung zu verbessern. Vergebens — es gelingt ih
nicht. Sein Herz schließt sich, wenn die Herzen sein
Völker sich öffneten, der Gedanke, die Franzosen fr
und glücklich zu sehen, ist die Quaal seines Lebens; da
Schaffot scheint ihm erträglicher, als der Verlust sein
unumschränkten Gewalt. Napoleon selbst, den ma
mit Unrecht den Großen nennt, verdankt alle sein
Siege, seinen ganzen Ruhm einer Revolution, die sch
vergiftet ist durch treulose und verbrecherische Hände —
und dieser Napoleon läßt sich lieber nach Elba ve
weisen, nach St. Helena schleppen, um dort elendiglic
umzukommen, als daß er diesem Volke, auf dessc
Schultern er emporgestiegen ist, seine Rechte und sein
Freiheit zurückgäbe. Ludwig XVIII., durch fremd
Bajonette auf den Thron gesetzt, schenkt dem Volk
eine Verfassung, die schlimmste von allen: die Herr
schaft des Reichthums und der Bestechlichkeit. De
schwachköpfige Carl will das Werk der Restauratio
Ironen und einer Nation, die durch eine 40jährige Re
volution gegangen ist, das gothische Regiment der Feu
dalität und des Ritterthums auflegen. Glück genu
für diesen hochverrätherischen König, daß er die gerecht
Entrüstung seines Volkes nicht auf dem Greveplat
mit seinem Kopfe bezahlt hat! Wehe allen Verräthern

— die Großmuth iſt bei Königen verloren! Nach dem Sturze dieſes letzten Tyrannen war Frankreich einen Augenblick frei — aber nur einen Augenblick, das Reich der Völker iſt ſo kurz! Dieſes Volk Frankreichs ſollte der Verfechter der Freiheit der Welt, ſeine Hauptſtadt ihr Tempel werden. Lorbeerumkränzt ſollten Frankreichs tapfere Söhne ausziehen, das Joch der Tyrannen zu brechen und die Freiheit zu allen Völkern zu tragen. Das Blut des meineidigen Königs, auf dem Grèveplatze vergoſſen, ſollte der Kitt werden, der alle Nationen vereinigte. Wie klein und verächtlich ſind doch jene Menſchen, die den unwürdigen Gedanken faſſen konnten, das Werk der Helden, die in den drei Tagen geſtorben, durch ärmliche Berechnungen der Diplomatik zu ſchänden! Theure Manen der Gefallenen — euer Heldentod ſollte keine Früchte tragen, für Nichts wäret ihr geſtorben! Euer edles Beiſpiel ſollte vergeſſen und verloren ſeyn! Umſonſt ſollten die Gefährten eures Ruhms eure blutigen Schatten anrufen! Nein, nein! Auch ſie, die noch leben, haben den feierlichen Schwur gethan: „Frei zu leben oder zu ſterben!“ Sie werden ihren Eid halten, und lieber wollen ſie hinabſteigen in die Nacht des Grabes, als fürder Sklaven ſeyn. Nein, nein! Gerechtigkeit, du Tugend hoher Seelen! Freiheit, du Abgott edler Herzen! Nein, nein! du heilige Gleichheit — unſer Herzblut für euch!“

Hier einige biographiſche Notizen über politiſche Perſonen: General Lamarque begann ſeine militäriſche Laufbahn als Freiwilliger. Er wurde bald zum Hauptmann befördert und diente unter Latour-d'Au-

vergne in der Pyrenäen-Armee. Hier nahm er an der Spitze von 200 Grenadieren, von den 125 auf dem Platze blieben, Fontarabia weg, das von 800 Spaniern mit 80 Kanonen vertheidigt war. Der Convent ernannte ihn für diese Waffenthat zum Adjutant-General. Nach der Schlacht von Hohenlinden, in welcher er sich auszeichnete, wurde Lamarque zum Brigadegeneral befördert. Im Jahr 1805 befehligte er im österreichischen Feldzuge eine Division. Zu Joseph Bonaparte's Armee berufen, der gegen Neapel marschirte, bestund er auf der Reise so viele Gefahren, als vor dem Feinde. Eine Lawine bedeckte ihn in den Tyroler Gebirgen mit seinen Reisegefährten. Nachdem sie sich aus dem Schnee herausgearbeitet hatten, wurden sie von einer fünfzig Mann starken Bande des Fra-Diavolo angegriffen und schlugen den Angriff ab, obwohl ihrer nur acht Bewaffnete waren. Eine der glänzendsten Thaten des Generals Lamarque ist die Einnahme der Insel Caprä, die von Engländern besetzt war und für eben so uneinnehmbar gehalten wurde, als der Felsen von Gibraltar. Lamarque erstieg mit kühnem Heldenmuth den Felsen mitten unter dem feindlichen Feuer. In der Schlacht von Wagram, in der seine Division die österreichischen Colonnen durchbrach, wurden ihm vier Pferde unter dem Leibe getödtet. Hierauf diente Lamarque in Spanien mit Auszeichnung. Als die Bourbons nach Frankreich zurückkehrten, trat er aus dem Dienste. Im Jahr 1815 ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Westarmee und er endigte den Bürgerkrieg in der Vendée durch eine einzige Schlacht bei Roche-Servière. Nach

errungenem Siege wendete er die Mittel der Güte und Ueberredung mit solchem Erfolge an, daß er den Aufstand in dem Augenblick dämpfte, wo ihn der Einfall der fremden Heere neu beleben zu müssen schien. Bei der zweiten Restauration verbannte er sich freiwillig aus Frankreich und lebte mehrere Jahre in Oesterreich. Im Jahr 1818 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er hat nie unter den Bourbons eine Stelle bekleidet. Im Jahr 1828 wurde er zum Deputirten gewählt; er schloß sich als solcher der Opposition der äußersten linken Seite an. Er ist jetzt einer der beharrlichsten Gegner des Systems der Regierung Ludwig Philippe.

Elias Decazes, Herzog und Pair, ist der Sohn einer ehrenwerthen bürgerlichen Familie. Er behauptet, daß er von altem Adel sey und daß schon Raymund Decazes im Jahr 1595 von Heinrich IV. geadelt worden. Das ist möglich, es liegt aber nichts daran. Als die Bourbons nach Frankreich zurückkamen, war Decazes Rath am Cassationshofe. Während der hundert Tage verwies ihn Napoleon auf vierzig Stunden Wegs von der Hauptstadt; er zog sich nach Libourne zurück, wo er bis zur Schlacht von Waterloo blieb. Bei der zweiten Restauration wurde er zum Polizeipräfekt in Paris ernannt. Im September 1815 machte ihn der König Ludwig zum Polizeiminister, sofort zum Grafen, und beehrte ihn mit seiner persönlichen Freundschaft — er war so väterlich gegen ihn gesinnt, daß er ihn vertraulich „mein Sohn" nannte. Die schöne Schwester des Herrn Decazes soll auch die große Gunst des Monarchen genossen haben. Im Jahr 1818 heirathete Decazes, in zweiter

Ehe, das Fräulein Saint-Aulaire, durch ihre Mutter eine Enkelin des letzten regierenden Fürsten von Nassau-Saarbrück. Durch diese Verbindung erlangte er von dem König von Dänemark den Titel eines Herzogs und die Herrschaft Glücksburg. Bald stieg Decazes noch mehr in der Gnade seines Herrn, wurde Präsident des Ministeriums und führte das bekannte système de bascule ein, das viele Aehnlichkeit mit dem Juste-Milieu hat. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry erlag er dem Andrang des Royalismus, und Ludwig XVIII. mußte seinen Liebling vom Ruder entfernen. Um ihn für sein Portefeuille zu entschädigen, ernannte er ihn zum Herzog und Gesandten in London. An Ludwig Philipps Hof ist Decazes wohl gelitten; man sieht ihn häufig im Palais-Royal. Es ist fast unbezweifelt, daß er insgeheim, im Einverständniß mit der Camarilla, das System des Juste-Milieu leitet. Vielleicht wäre er bereits Minister, wenn man nicht die öffentliche Meinung fürchtete.

Der Herzog von Dalberg ist ein Neffe des verstorbenen Fürsten Primas. Im Jahr 1809 ließ er sich in Frankreich naturalisiren. Napoleon brauchte ihn zum Unterhändler seiner Heirath mit Marie Louise. Als Belohnung des glücklichen Erfolgs seiner Unterhandlung schenkte er ihm vier Millionen Franken. Zum Danke dafür war er einer der thätigsten Beförderer der Restauration und erließ ihm Jahr 1814 eine Proklamation an die französische Armee, worin folgende Stelle vorkommt: „Soldaten! Frankreich hat das Joch abgeschüttelt, unter dem es seit so vielen Jahren seufzt.

Ihr habt stets nur für das Vaterland gefochten; unter den Fahnen des Mannes (Napoleons), der euch anführt, fechtet ihr aber gegen euer Vaterland. Bedenkt, was ihr Alles von seiner Tyrannei erduldet habt... Die Feinde bieten euch den Frieden an... Sie führen nicht Krieg gegen euch, sondern nur gegen ihre und unsere Unterdrücker... Ihr könnt dem nimmer folgen, der das Vaterland verheert hat, einem Menschen, der nicht einmal ein Franzose ist." Der Herzog Dalberg ist wohl gelitten am Hofe Ludwig Philipps. Solche Windfahnen drehen sich nach dem Gefallen aller Machthaber.

Paris, den 20. Oktober.

Wir leben in einer sonderbaren Zeit. Vergebens klammern sich die Regierenden an die Vergangenheit an die Gegenwart ist da und die Zukunft naht mit Riesenschritten — sie heißt Herrschaft Aller, des Volks. Das alte Gebäude muß eingerissen und von Grund aus neu aufgebaut werden. Wenn der Bürgerstand, statt sich an das Volk anzuschließen, fortfährt, die Stütze der Aristokratie und des Juste-Milieu zu seyn, so ist ein Krieg der Armen gegen die Reichen, d. h. der großen Masse des Volks gegen die Geldaristokratie, hinter welche, als hinter ihre letzte Mauer, sich jetzt die Monarchie und Geburtsaristokratie verschanzt haben, unvermeidlich. Ein Theil der Staatsgesellschaft ist bloß darum im Streite mit dem andern befangen, weil er Hunger hat. Und weil diese Leute Hunger haben,

werden sie gestraft, eingekerkert, bisweilen hingerichtet. Die meisten nagen ihr Lebenlang geduldig am Hungertuche, aber Viele sind zur Erkenntniß ihres Zustandes gekommen und ein tiefer Haß wurzelt in ihren Gemüthern gegen Staatseinrichtungen, die durch ihre Gesetzgebung das Elend der Armen verewigen. In Paris gibt es viele Leute, die oft Tage lang nichts zu essen haben, und mehr als Einer ist schon eines langsamen Hungertods gestorben. Und viele von diesen Leuten, die jetzt im Elend schmachten, haben an dem Kampf der drei Tage den thätigsten Antheil genommen, haben ihre Kräfte versucht und kennen lernen.

Der Krebsschaden dieser Zeit ist, daß man noch immer die alte Maxime befolgt: die Regierenden und Regierten als verschiedene Wesen zu betrachten, die entgegengesetzte Interessen haben. Diese Maxime verewigt den Streit zwischen Haupt und Gliedern — daher die beständigen Reibungen und Erschütterungen. Dieser Kampf wird so lange dauern, als die Regierung nicht die nämlichen Interessen mit dem Volke hat. Wo diese Interessen ganz geschieden sind, da ist die unumschränkte Monarchie. In einigen Ländern mußten sich die Machthaber mit dem Volke verständigen und sich ihm nähern, und so entstand die repräsentative Regierungsform. So lange aber diese Regierung organisirt bleibt, wie sie jetzt überall ist, kann sie bloß ein Uebergang zwischen der Vergangenheit und einer besseren Zukunft seyn. Drei Staatsgewalten, die sich das Gleichgewicht halten sollen, Volksinteressen einerseits, Interessen und Vorrechte der Krone andererseits, die Idee von Königlicher Bewilligung, auf Rechte an-

gewendet, die naturgemäß gefordert werden — Alles das ist eine seltsame Mischung abgenützter Traditionen und wirklicher Nothwendigkeiten der Zeit, ein schlechter Compromiß zwischen der Vergangenheit und Gegenwart. Die schlechteste Stellung, welche die Regierung Ludwig Philipps einnehmen konnte, ist die im Juste-Milieu. So wird so lange von allen Partheien gehetzt werden, bis sie entweder vernichtet ist oder sich ganz dem Volke in die Arme geworfen hat, wo sie aber vermuthlich bei dem frischen Andenken an ihre Treulosigkeit und Gewaltthaten, nicht sehr sanft ruhen wird.

Die erste französische Revolution war der Ausbruch der seit Jahrhunderten niedergehaltenen Bedürfnisse des Volks. Sie mußte heftig seyn und war es auch. Die Nothwendigkeit neuer Umwälzungen besteht, so lange nicht alle Bedürfnisse befriedigt sind, welche die Zeit fordert. Was die Revolution von 1789 wollte, ist aber bei weitem noch nicht erreicht; es muß aber erreicht werden, und gegen die Forderungen der Nothwendigkeit ist jeder Widerstand nichtig. Das Kaiserthum wollte der Revolution Halt gebieten. Dieses Kaiserthum, obwohl strahlend von Kriegsruhm, wurde zertrümmert. Seine Bestimmung war, das alte Europa in seinen Grundfesten zu erschüttern. Es hat ihr entsprochen. Die Restauration, dieser jämmerliche Vertrag zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, der die Gleichheit Aller verkündete und doch Vorrechte der Geburt beibehielt, der Edelleute, Majorate, eine herrschende Religion schuf, die freien Gedanken lähmte — die Restauration trug den Keim ihrer Vernichtung in

ſich ſelbſt. Sie iſt gefallen. Sie dauert mich gleichſam, wenigſtens eher als Ludwig Philipp, den ich im Geiſte ſchon auf dem Schaffot ſehe, denn ſie wurde durch die Bewegung der Zeit fortgeriſſen und befand ſich in der Unmöglichkeit, den abgeſchloſſenen Vertrag zu halten — daher ihr Erſchrecken vor jedem Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes, ihre häufigen Wechſel des Syſtems und der Miniſter, ihre Modificationen der Verfaſſung, ihre Ausnahmsgeſetze, ihre Cenſur, ihre Gewaltſamkeit, ihre politiſchen Prozeſſe, ihre Blutgerüſte, endlich der offene Verfaſſungsbruch und deſſen Strafe. Und nun will der Bürgerkönig Ludwig Philipp, die beſte der Republiken, die Quaſi-Legitimität, ihr Syſtem fortſetzen, das trotz ſeiner vierzehn Jahrhunderte von Legitimität innerhalb drei Tagen gefallen iſt! O, Ludwig Philipp!

Was iſt die Folge dieſes unſeligen Syſtems des Juſte-Milieu, das die Reſtauration fortſetzen will, ſtatt die Revolution mit allen ihren Folgen anzuerkennen? Aufruhr im Oktober, im December 1830, im Februar, im Mai, im Juni, im Juli 1831. Und bei jedem ernſtlichen Auflauf verlor die Regierung Boden: Im Oktober 1830 mußte ſie die Abſchaffung der Todesſtrafe zurücknehmen; im December 1830 mußte ſie in der Gefahr Verſprechungen machen, welche ſie nachher ſchmählich zurücknahm; im Februar 1831 half ſie in ihrer Angſt dem Volke ſelbſt die Lilien zerſchlagen. Die Regierung Ludwig Philipps hat einmal eine falſche Bahn eingeſchlagen, und es wird ihr unmöglich ſeyn, umzuwenden. Sie ſcheint aber nicht einmal Luſt dazu zu haben, denn die Aergerlichkeiten und Mißbräuche

der alten Hofhaltung werden wieder eingeführt, während man in allen Theilen Frankreichs Freiheitsbäume pflanzt und „Es lebe die Republik!“ ruft. Welche Verblendung! Alles bleibt beim Alten: große Domänen, große Civilliste, ein Budget von 1500 Millionen, große Gehalte an unnütze Personen verschwendet. Und darum nun sollten die Helden der drei Tage gefallen seyn, damit der König von Frankreich statt Carl X. Ludwig Philipp I. heiße!

Der Secte der Doctrinärs wäre es gar bequem, wenn sie aus der Revolution von 1830 eine Quasi-Restauration und aus dem Bürgerkönigthum eine Quasi-Legitimität machen könnten. Sie waren nur darum in der Opposition, weil die Restauration sie von der Regierung ausschloß. Ludwig Philipp war gefälliger, weil er diese Menschen braucht, und nun sind sie sein mit Leib und Seele, so lange nämlich Ludwig Philipp regieren wird. Sie sind mit der Camarilla im Bunde und wollen die Fortschritte der öffentlichen Freiheit hemmen. Ihnen gegenüber steht in entgegengesetztem Sinne die Gesellschaft der Volksfreunde. Sie will die Freiheit in Frankreich auf breiter Basis begründen und sie zu allen Völkern tragen. Ludwig Philipps Regierung sucht dadurch den Frieden zu erhalten, daß sie sich den unumschränkten Herrschern Europa's gefällig erweißt, so viel in ihrer Lage möglich ist, auf die Grundsätze des heiligen Bundes eingeht und den Geist der Freiheit in Frankreich niederhält, damit er nicht aufbrause und auch die Nachbarstaaten berausche. Ludwig Philipp liegt vor dem absoluten Europa auf den Knien und bittet ihm die franzö-

ſiſche Revolution ab, die er nicht gemacht, aber deren Früchte er gepflückt hat. Die Geſellſchaft der Volksfreunde hingegen ſieht klar ein, daß die Freiheit in Frankreich nicht beſtehen kann ohne Krieg gegen den Abſolutismus und eine revolutionäre Propaganda, welche die Freiheit in alle Länder trägt. Sie will, daß das ganze Volk wie Ein Mann ſich gegen den europäiſchen Deſpotismus erhebe. In dieſem Geiſte handeln die Volksfreunde, und das Bataillon, das ſie den Belgiern zu Hülfe geſchickt haben, hat ihnen bei der Beſtürmung von Brüſſel gute Dienſte geleiſtet.

Ich habe **Cavaignac** geſehen, das iſt ein ächter Republikaner; er weiß, was er will, und kennt die Mittel, es zu erreichen. Unerſchrocken ſtund er, des Hochverraths angeklagt, vor den Aſſiſſen, und erklärte frei und offen, daß er ein Republikaner ſey, daß er die feſte Ueberzeugung habe, daß die Freiheit unter dem Königthum unmöglich und nur durch eine reine republikaniſche Regierungsform geſichert ſey. Die Rede, welche er vor dem Gerichtshof hielt, iſt ſo bezeichnend für den öffentlichen Geiſt, der in Frankreich herrſcht, daß ich hier einige Stellen derſelben mittheilen will: „Mein Vater," ſagte er, „war eines jener Mitglieder des Nationalconvents, welche die Republik im Angeſicht des damals ſiegreichen Europa verkündeten. Hierauf vertheidigte er ſie mit den Waffen in der Hand. Dafür mußte er nach zwölfjähriger Proſcription in der Verbannung ſterben. Ich bin ſein Sohn und der Erbe ſeiner Meinungen. Durch Studium hat ſich der natürliche Anſtoß befeſtigt, den meine politiſchen Anſichten durch meine Erziehung erhielten, und da ſich

nun heute eine Gelegenheit mir darbietet, ein Wort auszusprechen, das andere geächtet haben, so erkläre ich hier aus herzlicher Ueberzeugung, daß ich ein Republikaner bin. Ich habe diesen Gegenstand von allen Seiten erwogen: es genügte mir nicht zu wissen, daß die Republik die vollkommenste aller Regierungsformen sey; ich habe auch die Geschichte durchgegangen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überschaut, um zu sehen, ob die Republik in Europa auch thunlich sey, und ich habe gefunden, daß sie nicht nur möglich, sondern sogar unvermeidlich ist, daß Alles diesem Ziele zuschreitet — die Ereignisse, die Geister, die Dinge. Es liegt mir klar vor Augen, daß die Bewegung, welche jetzt die Welt beherrscht, nothwendig zur Republik führen muß."

„Lange schon ist diese Tendenz der Zeit erkannt und kundgethan. Napoleon und Chateaubriand erkannten und verkündeten sie, und von diesen beiden ist doch wohl keiner ein Republikaner. Ludwig Philipps Regierung selbst hat diese Tendenz zugegeben — sie hat sich als eine von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie erklärt. So monströs auch diese Verbindung der Worte ist, so ist sie doch durch die Juli-Kugeln auf die Mauern des Gemeindehauses gezeichnet. Diese nahe Zukunft, welche selbst diejenigen gewahren, die das Haupt schreckenvoll davon abwenden, ist der wahre Grund republikanischer Gesinnungen bei denkenden Männern, die weit entfernt sind von einem schülermäßigen Enthusiasmus für die Republik. Sie pflegen diese republikanischen Gesinnungen aus dem Grunde, weil jeder vernünftige Mensch sich im Voraus

auf ein Ergebniß vorbereitet, das er kommen sieht, das er erleben wird, das unvermeidlich ist. Wir sind nicht Republikaner, weil wir griechische und römische Geschichte gelesen haben, das wäre einfältig — nicht die alte Vergangenheit kümmert uns, sondern die nahe Zukunft."

„Aber gerade darum, weil diese Zukunft nahe und unfehlbar ist, conspiriren die Republikaner nicht. Wozu sollte das dienen? Sie dürfen ja die Sachen nur gehen lassen. Die Royalisten müssen sich verschwören, denn jeder Tag entzieht ihnen eines ihrer Hülfsmittel, sie müssen ihre Personen einsetzen, sie müssen Staatsstreiche wagen, weil das Jahrhundert sie von sich stoßt, weil ihnen nichts übrig bleibt, als Komplotte. Nicht also die Republikaner — warum sollten sie eine Sache, deren Erfolg unfehlbar ist, durch nutzlose Verschwörungen gefährden! Sie müßten Thoren seyn, wenn sie für eine Spanne Zeit ihre Köpfe auf das Schaffot der Eintagskönige tragen wollten!"

„Hätten die Republikaner conspiriren wollen, sie konnten es — sie konnten es in der ersten Woche, beim hellen Sonnenlichte, auf dem Marktplatz. Sie konnten es, und schon wollte man mit ihnen unterhandeln. Ich selbst war unter denen, die der Statthalter, jetzt Ludwig Philipp I., zu sich rufen ließ. Ich sprach mit diesem König und sagte ihm ins Angesicht, daß ich ein Republikaner sey. Die Republik schlugen wir ihm nicht vor, aber wir sagten ihm offen: „Hören Sie die Meinung der Nation, sie allein hat das Recht, ihre Regierung zu wählen." Jetzt sitze ich hier

auf der Bank der Angeklagten. Das ist so der Wechsel der menschlichen Dinge."

„Doch Geduld, wir warten, und wir können warten. Die Parteien, denen die Zukunft lächelt, haben Geduld, und die Zeit schreitet mächtig. Eine Revolution hat immer Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Die Monarchie hat nun dieses Geschäft übernommen — wohl bekomme es ihr! Wenn sie diesmal nicht damit zu Stande kommt, so ist es aus mit ihr für immer. Wir wissen aber gewiß, daß diese Arbeit für die Monarchie zu schwer ist, denn das Uebel steckt zu tief — es ist leichter, die Völker neu zu gebären, als sie zu regieren, wie sie sind. Das ist aber kein Tagewerk für einen König, sondern für die Männer des Volks."

„Ein Bürgerkönig! Der Gedanke ist neu und hat Anklang gefunden. Lafayette hat ihn mit dem ganzen Gewichte seiner Popularität gehoben. Gut, macht einmal die Probe. Wir lassen die Last des Bürgerkönigthums denen, welche sie sich aufgeladen haben — die Menschen und Systeme müssen sich selbst abnützen. Wir leben in dem Jahrhundert der Selbstmörderischen Regierungen. Die Monarchie wird für die Republik arbeiten. Sie erschöpft sich, sie verschwört sich für uns. Wir warten, bis sie ermattet sinkt, um die Fahne des Volks auf ihren Trümmern aufzupflanzen."

„Sie sehen, daß wir Republikaner unsere Stellung kennen. Wir verschwören uns nicht, wir halten uns stets bereit. In einer Epoche, wo ganze Völker sich mit der Politik befassen, verschwört sich kein vernünftiger Mann mehr. Das war gut in Zeiten, wo die

Sache zwiſchen Wenigen, bald Siegern bald Beſiegten, geführt wurde, wo das Haupt einer Verſchwörung ſeine ganze Parthei in der Hand hielt. Jetzt iſt aber hiezu keine Hand mehr groß und breit genug; bloß die öffentlichen Plätze können dieſe Maſſen faſſen, die kein menſchlicher Wille zu leiten vermag, die man eben ſo wenig zum Aufſtand antreiben, als ihnen widerſtehen kann. Seit es Revolutionen gibt, wollen die Conſpirationen nichts mehr heißen."

„Wir wiſſen das ja ſelbſt. Wir haben lange Zeit gegen die Bourbons conſpirirt. Was war der Erfolg davon? Die Flucht der Einen, der Ruin der Andern, der Tod jener Patrioten, deren reines Blut auf dem Schaffot gefloſſen iſt. Eines Tages aber warf ſich das Volk, das nicht conſpirirte, in die Straßen, und in einigen Stunden war das Werk der Befreiung vollendet. Das haben wir gelernt und behalten — darum verſchwören ſich die Republikaner nicht. Wir ſind keine Kinder, die ihr Leben für nutzloſe Dinge aufs Spiel ſetzen — dieſes Leben iſt größeren Dingen, iſt der Sache des Volks geweiht."

„Immer hält man den Republikanern die Schreckenszeit der erſten Revolution entgegen. Wir wiſſen aber von dieſer Zeit, daß ſie durch die Invaſion Frankreichs begonnen und mit deſſen Befreiung und Vergrößerung geendet hat — und vernünftige Leute ſuchen in der Geſchichte bloß die Reſultate auf, das übrige überlaſſen ſie den Müßigen und Träumern. Mag man noch ſo laut gegen den Nationalconvent ſchreien — es iſt doch nicht zu läugnen, daß er die Freiheit gerettet, den Deſpotismus ſiegreich bekämpft, Frankreich

seine natürlichen Gränzen gegeben, Keime großer politischer Ideen verbreitet hat, und daß er von allen Regierungen, die seit sechs und dreißig Jahren auf einander folgten, die einzige ist, die siegreich und freiwillig vom Ruder abtrat. Darum bin ich stolz darauf, der Sohn eines Conventgliedes zu seyn."

„Mögen die Professoren der Geschichte, die Phrasenmacher, die Misanthropen mehr düstere als belehrende Erinnerungen wecken — wir suchen in der Geschichte bloß nützliche Wahrheiten und passende Beispiele, und so halten wir es denn für undankbar, einfältig und treulos, eine Epoche zu schmähen, in der das Land gerettet ward, und Männer zu verunglimpfen, die so viel Genie, so viele Thatkraft und Uneigennützigkeit bewiesen haben."

„Man wirft uns weiter vor, daß wir bloß Anarchie und Bürgerkrieg wollen, weil unsere ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht seyen; man beschuldigt uns endlich des Bundes mit den Carlisten. Anarchie! So dumm sind wir nicht. Die Anarchie hat stets nur denjenigen, welche sie hervorriefen, und der Sache, der sie diente, den Untergang bereitet. Wann der Tag erscheinen wird, der uns zur Macht beruft, so werden wir die Staatsgewalt nur unter der Bedingung annehmen, daß sie stark und kräftig sey. Aber nur die Staatsgewalt ist stark, die ihren Ursprung und ihre Stütze im Volke hat. Diejenigen sind die wahren Anarchisten, die aus sich selbst mächtig seyn wollen, ohne das Volk und gegen das Volk. Diese Menschen machen die Regierung unmöglich, weil sie die Staatsgewalt mißbrauchen, vereinzeln und herabwürdigen. Ge-

täuſchter Ehrgeiz! Und davon wollen Menſchen reden, die allen Regierungen gedient, ſich Schätze gehäuft und hundert Eide geſchworen haben! Dieſe Menſchen ſind zu ſchlecht, um den wahren Ehrgeiz zu faſſen, ſie ſind nicht ehrgeizig, ſondern bloß gierig, ſie halten Eitelkeit und Ränkeſucht für Staatswiſſenſchaft und Liebe der Staatsgeſchäfte. Was uns Republikaner betrifft, ſo könnten wir beweiſen, daß wir die Anträge verworfen haben, die uns das Königthum machte. Wir bedürfen keiner Staatsdienſte, um unſer Leben zu gewinnen und der Welt nützlich zu ſeyn.“

„Bürgerkrieg! Mit wem? Doch wohl mit den Carliſten, denn wir haben ſonſt keine inneren Feinde. Je nun, wollen die Carliſten den Bürgerkrieg, ſo ſollen ſie ihn haben. Das iſt höchſt einfach, und wäre kein ſo großes Uebel. Aber man beſchuldigt uns eines Bündniſſes mit den Carliſten — uns, die wir, kehrte je dieſe verabſcheuungswürdige Familie zurück, keine andere Wahl hätten, als zwiſchen der Verbannung und dem Blutgerüſte!“

„Man macht uns einen andern Vorwurf: „Ihr ſeyd, ſagt man, politiſche Träumer, Leute, die ſich in leeren Theorien verlieren und von jedem Irrlichte täuſchen laſſen. Ich hätte hier Gelegenheit, eine Vorleſung ex-profeſſo über die verſchiedenen Regierungsformen zu halten, aber das iſt nicht meine Sache. Ich will bloß jene Menſchen, die ſich poſitiv nennen, weil ſie unter allen Regierungen das waren, was ſie ein Etwas nennen, was aber nach unſern Begriffen weniger oder ſchlechter als ein Nichts iſt, jene Menſchen, die ſich für mathematiſche Köpfe halten, weil ſie

auszurechnen wissen, was ein Staatsdienst monatlich und täglich einträgt — diese Leute will ich fragen, ob sie sich nicht entsetzlich getäuscht haben, als sie z. B. von der Restauration hofften, daß sie die öffentliche Freiheit begründen werde, als sie, einfältig genug, glaubten, die Verfassung sey in aufrichtiger Absicht ertheilt u. s. w. Oder wiederholten sie vielleicht dieß Jahre lang, ohne es zu glauben — in diesem Falle sind sie etwas Schlimmeres als Einfaltspinsel, und in der That ich glaube, daß sie keine Einfaltspinsel waren. Wir aber, wir haben nie so etwas weder geglaubt noch gesagt. Positive Leute! Sind damit etwa die Doctrinärs gemeint, diese Menschen, die jetzt am Ruder sind — Leute von politischer Erfahrung, sie glauben an die aufrichtige Liebe des heiligen Bundes zur Julirevolution, sie meinen, die ganze Social-Frage der Zeit liege in einigen diplomatischen Noten oder parlamentarischen Intriken, sie wähnen, das Volk habe seine Entlassung genommen, und nachdem sie erst dann an die Julirevolution geglaubt, als das Geschrei des siegreichen Volks sie zitternd an ihre Fenster lockte, untersuchen sie jetzt, ob wir eine Revolution, oder was sonst, gehabt haben, sie studiren Frankreichs Geschichte im Moniteur und weissagen kaltes Blutes Polens Untergang — jämmerliche Menschen, die Schmiegsamkeit für Fähigkeit und plumpe Gewalt für Kraft halten, die sich gemäßigt nennen und auf einen Schlag neunzehn Köpfe der Juli-patrioten fordern, die — unbegreifliche Verblendung! — glauben, daß Frankreichs Geschworene sie ihnen überliefern werden!"

„Man wirft uns vor, daß wir uns nicht an die

gegenwärtige Regierung, als an eine vollbrachte Thatsache, angeschlossen haben. Allerdings ist eine vollbrachte Thatsache von vernünftigen Menschen in ernste Erwägung zu ziehen, aber bloß unter der Bedingung, daß deren Folgen mit ihren Grundsätzen übereinstimmen. Was sehen wir aber seit den Julitagen? Welche Theilnahme kann uns diese aufgewärmte Restauration einflößen, die man hinter einigen mehr oder minder neuen Worten versteckt? Wir betrachten dieses ganze Unwesen mit der höchsten Gleichgültigkeit. Es ist die letzte Probe des Königthums, die vor uns abgehalten wird — und sie erfüllt uns nur mit Ekel und Verachtung. Mit Allem dem hat Frankreich nichts zu schaffen — die Schicksale der Völker sind in ein anderes Buch eingetragen. Wir kennen Frankreichs Kraft, wir wissen, was die Welt von ihm erwartet — und es wird seine heilige Verpflichtung gegen die Völker erfüllen, aber nicht das Frankreich eines Königs, sondern die freie Nation!"

„Voll Vertrauen in Frankreichs Kraft und die Zukunft der Völker, macht uns das Ungewitter nicht bange, das sich längs unserer Gränzen lagert — die Nation ist da, und je schrecklicher der Krieg, um so furchtbarer wird das Volk aufstehen, unüberwindlich wird es einherschreiten, wie man es in den Tagen unsers Ruhms gesehen, denn es muß siegen oder untergehen. Das also rührt uns nicht, aber wenn wir an die unterdrückten Völker denken, die auf unsere Hülfe zählten, die in der Julirevolution ein Unterpfand europäischer Freiheit erblickten, dann blutet unser Herz. Darum, weil die Regierung Ludwig Philipps unsere einzige

Hoffnung, unsern sehnlichsten Wunsch — den Untergang des Despotismus — nicht erfüllt, darum bleiben wir ihr ferne."

Herr Friedrich List, der sich seit dem December vorigen Jahrs hier, theilweise auch in den Bädern des Schwarzwaldes, aufgehalten hat, ist wieder nach Philadelphia abgereist. Die nordamerikanische Regierung hatte ihn zu ihrem Consul in Hamburg bestimmt; es scheint aber, daß der Hamburger Senat, nach vorgängiger Communication mit der württembergischen Regierung, gegen ihn protestirt hat. War es nicht genug, die Existenz dieses Mannes in Deutschland zu vernichten und ihn mit seiner Familie über die See in einen neuen Welttheil zu treiben — mußte man ihn jetzt auch noch um die einträgliche Stelle bringen, die ihm das Wohlwollen des Nordamerikanischen Präsidenten zugedacht hatte! Wären politische Rücksichten dazu vorhanden gewesen, so würde ich darüber schweigen; aber es war, wie ich mir wenigstens nicht anders denken kann, reiner Verfolgungsgeist und gemeine Chikane, denn auf welche Weise hätte Herr List in dem Posten eines nordamerikanischen Consuls in Hamburg der öffentlich Ruhe und Ordnung in Deutschland und Württemberg gefährlich werden können? Doch Vasta! Kein Wort mehr darüber, der kleinliche Geist der württembergischen Regierung ist bekannt genug! — Herr List hat Antheil an einem großen Steinkohlen-Bergwerk, das hundert Meilen von Philadelphia liegt und mit dem nächsten Flusse, dessen Name mir eben nicht beifällt, durch eine dreißig Meilen lange Eisenbahn verbunden ist. List ist ein spekulativer Kopf; als er diese

Gegenden bereiste, entdeckte er reichhaltige Lager von Steinkohlen und entwarf sogleich den Plan zu deren Ausbeutung. In Amerika, wo der Staat keine neue Schulden macht, sondern die alten abbezahlt, wo weder die Gemeinden noch der Landmann viel Geld aufzunehmen nöthig haben, findet man sogleich die Mittel zu jedem in etwas plausibeln Unternehmen — 40,000 Dollars waren bald zusammengebracht, um mit dieser Summe die geeigneten Versuche zu machen, ob diese Steinkohlenlager so reichhaltig seyen, daß sich deren Ausbeutung lohnen würde. Nachdem ihre Reichhaltigkeit erwiesen war, wurde eine Million Dollars auf Actien eingelegt, die Gesellschaft kaufte eine große Strecke Landes, eröffnete drei Minen und verband das Bergwerk durch eine Eisenbahn mit dem nächstgelegenen Flusse. Der Theil des Bodens, auf welchem sich keine Steinkohlenlager befinden, wurde Anzeln an Pflanzer wieder verkauft, und es sind bereits mehrere Colonien dort angelegt und eine neue Stadt gegründet worden, die schon etliche hundert Häuser zählt. Wo der Boden frei, keine Thätigkeit gehemmt, der Bürger nicht durch Abgaben erdrückt ist, schreitet die Civilisation mit Riesenschritten vorwärts. — Herr List holt seine Familie in Philadelphia ab und will sich, wenigstens für eine Zeitlang, in Frankreich seßhaft machen. Er hat das Projekt, in diesem Lande eine große Eisenbahn anzulegen, welchen Plan mehrere französische Gelehrte und Staatsmänner eifrig und thätig unterstützen. List hat den Entwurf dazu gemeinschaftlich mit dem bekannten Statistiker Baron Carl Dupin bearbeitet, und der Herzog Decazes, in dessen Hause Herr List aufs

freundschaftlichste aufgenommen ist, interessirt sich besonders für diese Unternehmung. Da der Herzog selbst sehr reich ist und in der höhern Sphäre grossen Einfluß hat, so scheint der Ausführung des Werks im grossen Maßstabe nichts im Wege zu stehen.

Auf der französischen Schaubühne wird mitunter eben so dummes Zeug gegeben, als auf unsern deutschen Theatern. Ich sah im Théâtre des Variétés den „grauen Ueberrock.“ Napoleon, Besieger der Preußen, bewohnt in der Nähe von Berlin das Schloß einer Fürstin Hohenlohe, deren Gemahl abwesend ist. Ein preußischer Obrist, Verwandter dieser Dame, hat eine grosse Anzahl seiner Freunde unter verschiedenen Verkleidungen in das Haus zu bringen gewußt, und hofft, unter Begünstigung einer Bauernhochzeit, die am Abend gefeiert werden soll, den Kaiser bei Nacht aufzuheben und aus der Mitte seiner Armee zu entführen. Der Verfasser des Stücks muß mit diesem Verschwörer im Bunde gewesen seyn, denn er hat ihm die Ausführung seines Plans erstaunlich leicht gemacht: Von der ganzen 40,000 Mann starken Garde des Kaisers befindet sich an diesem verhängnißvollen Tage nur — ein einziger Mann im Schlosse, und an der Thüre des Kaiserlichen Zimmers steht nicht einmal eine Schildwache. Der arme Napoleon — er ist verloren! Die Nacht kommt, und jetzt stellt man doch — löbliche Vorsicht! — eine Schildwache vor des Kaisers Schlafzimmer. Aber dieser preußische Obrist ist ein durchtriebener Verschwörer, er hat der Schildwache einen Schlaftrunk beizubringen gewußt und sie sinkt bald in tiefen Schlummer. Jetzt erscheint der graue

Ueberrock — der Kaiſer. Er ſieht den Soldaten ſchlafen und ſteht an ſeiner Stelle Schildwache. Die Verſchworenen rücken an, Napoleon ruft: „Wer da?“ und ſie gehen zum Teufel. — Kann man ſich etwas Unnatürlicheres und Dummeres denken!

Napoleon iſt in der Mode — er tritt faſt auf allen Theatern auf. Ueberhaupt ſind die hiſtoriſch-politiſchen Stücke an der Tagesordnung, und man erblickt alle bedeutenden Männer der neuen Epoche, ja ganze politiſche Corporationen, wie die conſtituirende Verſammlung und den Convent, auf den Brettern. Wenn das ſo fortgeht, ſo wird demnächſt die Bühne ein Curſus der Zeitgeſchichte werden. Im Circus kann man an einem Abend Napoleons ganze Lebensgeſchichte ſehen: von der Beſchießung von Toulon an, wo er ſeine erſten Sporen verdient, bis zu dem unglücklichen Tage, wo er zum zweitenmal die Krone niederlegt, um als Gefangener nach St. Helena geführt zu werden. Zwiſchen Toulon und dem Northumberland drängen ſich die glänzendſten Scenen dieſes bewegten Lebens: man ſieht das franzöſiſche Heer am Fuße der Pyramiden gelagert, man ſieht die Höllenmaſchine platzen, man wohnt der Krönung des Kaiſers an, man durchzieht mit den franzöſiſchen Colonnen die himmelhohen Berge der Pyrenäen und ruht mit den ermatteten Kriegern in den Orangewäldern von Granada aus, der ungeheure Brand von Moskau erfüllt uns mit Schaudern und bereitet uns auf die gräßliche Scene der Berezina vor, wo die Beſieger der Welt ſich in zuchtloſe Horden auflöſen und in Schnee und Eis umkommen — endlich erblickt man den großen

Cäsar, wie er als Gefangener den Fuß auf den Bord des Northumberland setzt und sieht ihn ein thatenreiches Leben als ein Verbannter auf der Felseninsel enden.

Im Odeon sah ich die „venetianische Nacht oder Laurettens Hochzeit." Dieses Stück ist durch und durch eine Satyre auf die Liebe. Der Verfasser stellt die tiefsten Leidenschaften bloß als frivole Launen dar — er mag im Durchschnitt Recht haben. Der Liebhaber, den der Verlust einer angebeteten Geliebten zur Verzweiflung treibt und der die ganze Nacht nur von Selbstmord und Teufelholen träumt, ersäuft, ehe die Morgenröthe angebrochen ist, seinen unendlichen Schmerz in den Armen einer Buhlerin; die Geliebte, die sich den Dolch in die Brust stoßen will, weil sie einen Mann heirathen soll, den sie noch nie gesehen hat, verliebt sich in denselben, ehe eine halbe Stunde vergeht, und noch sind die Lichter im Ballsaale nicht ausgelöscht, so hat sie schon in seinen Armen ihren alten Liebhaber vergessen. So dieses Stück: der Vorhang rollt auf, es ist Nacht. Lauretta, ein schönes Kind, beugt sich gramvoll über den Balkon — sie muß heirathen und will, ehe sie in die Arme des verhaßten Mannes übergeht, ihrem Geliebten noch eine Abschieds-Audienz ertheilen. Eine flüchtige Gondel führt den Geliebten unter ihren Balkon — Razetta schwingt sich hinauf an ihre Brust. Da wird viel geseufzt — Lauretta vergeht in Thränen, daß sie einen deutschen Fürsten heirathen soll, den sie noch nicht gesehen und der sie bereits per Procuration geehlicht hat. Sie nimmt ein kleines Kreuz aus ihrem schneeweißen Bu-

sen, hängt es dem Geliebten um und geht weinend ab. Razetta bleibt verlassen zurück in seiner Gondel. Jetzt werden die Fenster des Pallastes hell, das Hochzeitleben beginnt, und Razetta verzweifelt. Er schleicht sich in einem Domino in den Saal und schiebt der Geliebten einen Dolch und einen Zettel zu, worin er ihr erklärt, daß er morgen nicht mehr seyn werde, und sie beschwört, ihm im Tode zu folgen. Sie gelobt es beim blassen Mond und allen Sternen und steckt den Dolch zu sich. Da erscheint der unbekannte Bräutigam, der sehr schön und artig ist. In einer halben Stunde hat Lauretta bereits eingesehen, daß man auch einen andern lieben kann, als Razetta. Der Bräutigam erblickt den unter Lauretta's Busentuch verborgenen Dolch, zieht ihn schäckernd heraus und wirft ihn weg. Nun naht der Augenblick, wo junge Eheleute keiner Zeugen mehr bedürfen, und das Brautpaar entfernt sich. Jetzt erblicken wir wieder den Canal und den unglücklichen Razetta in seiner einsamen Gondel. Die letzten Lichter im Pallaste sind eben erloschen und er ist wüthend vor Liebe und Eifersucht. Da erschallt Musik, lustige Brüder mit gutwilligen Mädchen fahren in Gondeln vorüber — es sind Freunde Razetta's; sie rufen ihn an, er erwacht aus seinen Träumen, macht einen Satz in ihre Gondel und fährt munter mit ihnen davon, ohne auch nur einen Blick auf die Fenster seiner Geliebten zu werfen. — Das ist ein Stück, das für die deutsche Bühne nicht geeignet wäre, und kaum für die französische paßt. Die Gelenkigkeit der Sprache und die lebendige Darstellung

der Schauspieler machen es noch erträglich, aber doch ist es ausgepfiffen worden.

Auf dem Theatre français ist Don Carlos gegeben worden. Ich hätte den verfluchten Stümper können henken sehen, der Schillers Trauerspiel so erbärmlich verhunzt hat. In der That, diese poetische Licenz geht ins Aschgraue. Die Personen des Stücks sind nicht nur schändlich entstellt, sondern es werden auch ganz neue eingeführt, die dieses erhabene Trauerspiel zu einem gemeinen Machwerk herabwürdigen. Zwei subalterne Familiaren der Inquisition treten auf, deren Charakter der Verfasser Walter Scotts „Petit André und Trois Echelles" abgeborgt zu haben scheint. Der eine rühmt sich, drei neue Arten der Tortur erfunden zu haben, der andere ist eine Art Frater, der den Patienten den Puls fühlen muß, um darnach zu beurtheilen, ob sie noch einen Grad der Tortur aushalten können, ohne den Geist aufzugeben. Diese beiden Henkersknechte der Inquisition scherzen über ihr abscheuliches Gewerbe, während sie behaglich eine Flasche leeren. „Das wird heute ein heißer Tag," sagt der eine lachend, „wir bekommen eine Jüdin, den Marquis Posa und den Kronprinzen selbst unter die Hände." Don Carlos hat sich einem gewissen Alvar, einem Spion der Inquisition, der unter der Maske des Dienstеifers ihm seine Geheimnisse ablockt, anvertraut; die Jüdin Rahel liebt diesen Alvar und hat sich zum katholischen Glauben bekehrt, um ihn zu heirathen; er hat sie aber verführt und verlassen. Don Carlos ist eben mit flandrischen Deputirten in Unterhandlungen begriffen, als die Jüdin auftritt und ihm ihre lang-

weilige Liebesgeschichte erzählt, die der gute Prinz, obwohl eben mit den wichtigsten Staatsangelegenheiten beschäftigt, mit löblicher Geduld bis ans Ende anhört. Zuletzt entdeckt sie ihm auch, daß Alvar ein Spion sey, und dieser überliefert sie dafür in die Hände des heiligen Officium. Da ist nun die Aermste und wird mit dem Marquis Posa, so zu sagen vor den Augen des Publikums, denn die auf der Bühne befindlichen Schauspieler sehen angeblich die Tortur mit an, auf die Folter gespannt. Beide Märtyrer werden sofort, auf Brettern ausgestreckt, auf die Bretter getragen und verscheiden sehr erbaulich vor den Augen der Zuschauer. Don Carlos ist hierüber sehr betrübt und liegt eben heulend auf dem Leichnam seines Freundes — da tritt die Königin, als Familiar der heiligen Inquisition verkleidet, auf die Bühne. Sie gesteht dem Prinzen ihre Liebe, reicht ihm einen Dolch dar und beschwört ihn, sie zu tödten, welches aber der Prinz bestimmt abschlägt. Bei dieser Scene fehlt nur noch der König — der Verfasser läßt ihn auch kommen, ebenfalls in der Kleidung eines Familiars der Inquisition. Der Großinquisitor ist auch bei ihm, man sieht aber sein Gesicht vor der Kaputze nicht, wie überhaupt in dieser Art Maskenball die handelnden Personen so verdeckt sind, daß sie sich bloß an der Stimme erkennen. König Philippus ist sehr böse und fragt seine Gemahlin, was sie hier thue? Die Königin weiß nichts zu antworten und verstummt; der König weißt ihr die Thüre und sie geht sehr verdutzt ab. Nun bekommt der König Händel mit dem Großinquisitor, der den Prinzen (Niemand weiß warum) durchaus nicht will verbrennen

lassen. Der Spion Alvar macht den Vermittler zwischen dem weltlichen und geistlichen Potentaten und schlägt ein Auskunftsmittel vor, das angenommen wird. In Folge dieser Verabredung macht er den Prinzen, obwohl ihn dieser bereits durch die Jüdin als Spion kennt, glauben, daß er ihm zur Flucht aus den Kerkern der Inquisition behülflich seyn werde, und bringt eine Strickleiter, an der Don Carlos hinabsteigt. Nachdem Se. Hoheit halbwegs ist, schneidet der Verräther Alvar die Strickleiter ab und der Prinz kommt elendiglich um. Der ganze Hof erscheint nun in Trauer und der König kündet den Tod des Prinzen an, worauf die Königin, die noch nichts davon weiß, in Ohnmacht fällt. Man denke sich zu Allem diesem noch einen Narren, den die Königin zur Kurzweil ihres Hofes hält, der aber, statt Späße zu machen, den Propheten spielt und über seine unheilverkündenden Prophezeiungen zuerst heult, dann Posa's und des Großinquisitors Charakter verwischt, Elisabeths Charakter entadelt und Philipp entstellt — und man wird sich einen Begriff von den qualvollen drei Stunden machen, während welcher diese Vorstellung dauerte. Das Publikum war sehr zerstreut, doch hörte es, ohne zu murren, diesen Traum eines verbrannten Gehirns bis ans Ende an — ich wollte, es wäre weniger höflich gewesen!

Den heiligen Vater habe ich in einer komischen Oper auftreten sehen — er hat recht brav gespielt. Als Harlequin hat sich Se. Heiligkeit besonders gut ausgenommen. Die Franzosen sind schlechte Katholiken, sonst würden sie dieses Stück nicht beklatscht haben.

Der Pabſt und der Harlequin ſpielen darin die Hauptrollen. Der Stoff des Stücks iſt folgender: Ein berühmter Harlequin, der ſich vom Theater zurückgezogen hat, wird von Gewiſſensbiſſen über die Sünde ſeiner theatraliſchen Laufbahn gepeinigt. Keine geiſtlichen Uebungen, keine Buße, keine Beichte, keine Abſolution vermögen dem zerknirſchten Herzen Ruhe zu geben — der Unglückliche hat ſtets die Hölle vor Augen und verzweifelt an ſeiner Seligkeit. Der Pabſt, der ein Jugendfreund von Harlequin iſt, beſucht ihn öfters. Er ſpricht dem Leidenden Troſt ein und verheißt, daß er ihm ſelbſt die förmliche und feierliche Abſolution ertheilen wolle. „Das iſt nicht hinreichend," ſeufzt Harlequin. — „Alle Teufel," fährt der Pabſt auf, „das ſoll nicht hinreichend ſeyn! Bin ich denn nimmer der heilige Vater, der binden und löſen kann?" — Harlequin läßt ſich nicht irre machen und ſagt, es gebe nur ein einziges Mittel, ihn zu entſündigen, aber er getraue ſich nicht, dieſes Mittel Sr. Heiligkeit zu entdecken. Der Pabſt muntert ihn auf, getroſt Alles herauszuſagen, was ihm frommen könne. — „Heiligſter Vater," ſagt der arme Sünder mit einiger Aengſtlichkeit, „das Mittel, das mir allein helfen kann, iſt das, daß Eure Heiligkeit meine Harlequinskleidung anziehen und ſie durch die Berührung Ihres heiligen Leibes entſündigen." — „Iſt der Kerl toll?" ruft der heilige Vater entrüſtet aus. „Der Pabſt ſoll in ſeine Narrenjacke ſchlüpfen!" Da er aber ein gutmüthiger Herr iſt, der ſeinen Jugendfreund liebt, ſo läßt er ſich endlich erweichen, geht ab und erſcheint in der Harlequinskleidung mit der Schellenkappe. In dieſer Geſtalt wird

er vom Publikum mit rauschendem Beifall empfangen, tanzt recht artig, gibt dem armen Sünder die Absolution, und der Vorhang fällt.

Paris den 6. November.

Ich habe mehrere spanische Proscribirte kennen lernen, die mir interessante Notizen über ihr Land mittheilten. Der Zustand des Landmanns in Spanien ist im höchsten Grade elend; wenige haben eigenen Grundbesitz, die Meisten Pachtgüter. So gering auch das Pachtgeld ist und so ärmlich der spanische Landmann lebt, so kann er doch nicht anders zu Geld kommen, als daß er seine künftige Erndte im Voraus verpfändet. Die Dörfer bestehen aus elenden Hütten, Scheunen und sonstige Oekonomiegebäude gibt es nicht, die Früchte werden im Freien, gedroschen und in Erdlöchern aufgehoben, bis man sie verkaufen kann. Nachdem der Landmann den Zehenten (primicias frutos civiles) abgegeben hat, bleibt ihm für seine Arbeit und die Unterhaltung seiner Familie nicht über die Hälfte des Ertrags übrig. Das Grundeigenthum erträgt nur 1½, höchstens zwei Procent. Es ist jedoch schwer, hierüber eine bestimmte Schätzung zu machen, weil es in Spanien keinen allgemeinen Maaßstab für die Messung des Grund und Bodens gibt. Ein Feld, zu dessen Bestellung man 90 Pfund Saatfrucht braucht, nennt man Fanega oder Farcgada. Dieses Meß aber ist nicht nur in jeder Provinz, sondern fast in jedem Dorfe

verschieden. Das Land ist so schlecht bevölkert, da
man in einigen Gegenden Spaniens acht bis zeh
Stunden Wegs reisen kann, ohne eine menschliche Woh
nung zu sehen.

Die spanischen Proscribirten, die sich größtentheil
nach England geflüchtet hatten, sind zwar alle in den
Punkte einig, daß die jetzige Regierung in Spanien ge
stürzt werden müsse, sonst aber, wie schon zur Zeit de
Cortes, in Partheien gespalten. Die zwei Hauptpar
theien sind die Freimaurer und die Communeros. Zu der Parthei der Freimaurer gehören Mina, Galiano, Isturitz, San Miguel ꝛc. Diese Par
thei läßt sich mit dem französischen Juste-Milieu vergleichen, die sogenannten Gemäßigten gehören ihr an, Leute von schwankender Meinung, halb der Frei
heit, halb dem Absolutismus und der Aristokratie zuge
wendet, jede politische Verbesserung bis zu dem Augen
blicke hinausschiebend, wo die Nothwendigkeit sie gebie
tet. Das Volk theilt die Parthei der Freimaurer in Anilleros, Camilleros und Pastelleros ein. Die Communeros dagegen stellen die Parthei der Bewegung dar; sie enthält lauter kräftige Männer, de
nen die Freiheit um keinen Preiß zu theuer ist. Die Freimaurer haben eine Hierarchie in ihrer Organi
sation, sie haben Grade und äußere Zeichen des Vor
rangs, welche sie in ihren Logen tragen. In den Torres der Communeros dagegen herrscht vollkom
mene Gleichheit und es wird kein anderer Schwur ge
leistet, als der: „Ich schwöre für die Freiheit der Ge
meinden zu kämpfen bis in den Tod.“ Die Parthei der Communeros zählt unter ihren Mitgliedern

nicht bloß Stadtbürger, sondern auch eine Menge Handwerker und Landleute, nicht nur Offiziere, sondern auch Unteroffiziere und Soldaten. Ihre ausgezeichnetsten Mitglieder sind: Palarea, der Herzog del Parque, Vallesteros, Romero Alpuente, Morales, Torijos u. s. w. Sie hat durch ganz Spanien viele Verzweigungen, die bei einer Invasion zu neuem Leben erwachen würden. Zwischen diesen beiden Partheien schwebt die der Afrancesados, an welche sich alte Erinnerungen des Hasses knüpfen, die sich jedoch von Tag zu Tag mehr verlieren. Alle diese Partheien unterhielten fortwährend Einverständnisse in Spanien. Ihr Zweck war der nämliche, sie konnten sich aber lange nicht zu einem gemeinschaftlichen Handeln verständigen. Kurze Zeit vor Carls X. Sturz jedoch fingen sie an zu begreifen, daß ihnen Einigkeit Noth thue. Die Erbärmlichkeit der französischen Regierung hat im vorigen Jahre die Plane der spanischen Proscribirten zu nichte gemacht; sie hoffen aber auf Verwirklichung derselben in einer nahen Zukunft. Ihr Haß gegen den meineidigen Ferdinand ist gränzenlos. Sie meinen, dieser König werde die Wahrheit des spanischen Sprüchworts noch kennen lernen: São bem loucos em fazer mal, fazer bem, da mai proveito. Böses thun ist dumm, Gutes thun trägt mehr ein.

Die Revolution von 1830 hat nichts Positives bewerkstelligt, weil sie nichts für das Wohl der großen Masse des Volks gethan hat. Sie kann darum nicht die letzte Umwälzung seyn, eine neue Revolution muß ihr folgen, und die Zeit schreitet schnell, wie man weiß.

Wir haben die französische und die belgische Revolution gesehen. Was war in summa ihr Ergebniß? Weiter nichts, als daß jetzt in Frankreich Ludwig Philipp Carls X. Krone trägt, und daß in Belgien ein Leopold statt eines Wilhelms auf dem Throne sitzt. Was hat dabei das Volk gewonnen? Nichts. Was liegt dem Volke an dem Namen dessen, der es regiert? Es muß unter Ludwig Philipp eben so viel und noch mehr bezahlen, als unter Carl X.; es ist unter der neuen Dynastie weder besser genährt noch gekleidet, als unter der alten; es ißt noch eben so schlechtes Brod, wenn es anders Brod hat, und muß oft Hunger leiden, damit sein König einen Hof halten, Großwürdeträger, Großoffiziere der Krone, Kammerherrn, kurz unnütze Hofschranzen aller Art haben kann, damit alle diese Leute, die nichts erwerben, im Luxus, im Müssiggang, im Schlamme des Lasters leben können. Aber Geduld, die rechten Revolutionen kommen erst. Während die sogenannten höhern Stände, wie sie sich in ihrem einfältigem Hochmuth nennen, mit einer Mischung von Schrecken und Verachtung auf den sogenannten Pöbel herabsehen, schreitet die neue Ordnung der Dinge, die sich im Stillen bereitet, unaufhaltsam in ernster Majestät heran, und dann wird das Volk Rechnung halten mit den Mächtigen, die so lange von seinem Schweiße gezehrt, während es darbte in Armuth und Elend.

Ludwig Philipp und seine Camarilla erblicken in der letzten Revolution bloß einen Wechsel der Dynastie; sie sind des guten Glaubens, sie sey zum Benefiz des Hauses Orleans aufgeführt worden. Im

Wesen der Staatsverwaltung ist nichts geändert. Die dreifarbige Fahne weht, und man hat alten Dingen neue Namen gegeben, das ist ungefähr Alles. Eine wahre Revolution aber soll eine Radikalreform zum Besten des Volkes seyn. Diese Reform soll ganz in die Hände des Volks gegeben werden, damit es sie für ewige Zeiten durch sich selbst und für sich selbst festhalten könne. Dieß ist das Grundgesetz und die Bedingung sine qua non einer wirklichen und dauerhaften Revolution. Eine volksthümliche Revolution muß einzig und allein für das Volk, für die Masse der Nation gemacht werden. Wo die Umwälzung, die Aenderung der Dinge nicht zum Besten des Volks ausgeschlagen hat, da ist die Revolution null und nichtig; sie ist als nicht geschehen zu betrachten, und es muß ihr eine neue folgen. Jede Revolution muß den Zustand des Volks verbessern, sonst ist ihr Zweck verfehlt und man muß von vornen anfangen. Carl X. ist gefallen, Ludwig Philipp wird fallen.

Die Freiheit ist nicht der letzte Zweck einer Revolution, sondern sie ist bloß das Mittel, den öffentlichen Zustand zu verbessern und die Wohlfahrt des Volks auf die möglichst hohe Stufe zu erheben. Wer frei ist, ist darum noch nicht glücklich. Das Glück erfordert auch materielle Unterlagen. Die Freiheit muß den Wohlstand der Mittelklasse sichern, statt sie durch Abgaben zu Grunde zu richten; sie muß den ärmeren Classen die Hand reichen, damit sie sich zum Wohlstande der Mittelklasse erheben können. Wer dann die Mittel verschmäht, durch Arbeit zum Wohlstande zu gelangen, der mag arm bleiben, und bleibt es mit

Recht. Der Wohlstand wird die Einsichten der großen Masse heben, und diese Einsichten werden die Freiheit befestigen.

Ein Hauptmangel der Staatsverwaltung ist überall noch die Ungerechtigkeit des Besteuerungs-Systems. Als oberster Grundsatz sollte feststehen, daß derjenige, der nicht weiter Einkommen hat, als zu seinem angemessenen Unterhalt erforderlich ist, gar keine Abgaben zu bezahlen habe. Die Reichen und Wohlhabenden werden dadurch in der Folge nichts verlieren, weil bei einer volksthümlichen Regierung sich die Abgaben auf mehr als die Hälfte, ja auf ein Drittheil und Viertheil beschränken lassen. Ein Beispiel mag dieses anschaulich machen: z. B. 2000 Steuerpflichtige bezahlen jährlich 60,000 Gulden. Nach der jetzigen Besteurungsart ist diese Summe auf folgende Weise vertheilt:

5 Reiche bezahlen, jeder im Durchschnitt zu 3000 fl.	15,000 fl.
195 Individuen der Mittelklasse im Durchschnitt zu 150 fl.	29,250 fl.
1800 Arme auf direkte oder indirekte Weise	15,750 fl.
	60,000 fl.

Die wahre volksthümliche Revolution kommt. Die Abgaben können nicht sogleich im Augenblicke vermindert werden. Nun werden sie aber auf folgende Art vertheilt:

5 Reiche zu 7000 fl.	35,000 fl.
195 Wohlhabende zu 100 fl.	19,500 fl.
1000 der am wenigsten Armen	5,500 fl.
	60,000 fl.

Die übrigen 800 bezahlen gar nichts.

Im Verlauf einiger Jahre kann man die Abgaben auf die Hälfte herabsetzen. Dann werden sie auf folgende Art vertheilt:

Die 5 Reichen zu 4000 fl.	20,000 fl.
Die 195 Wohlhabenden zu 45 fl. . . .	8,775 fl.
800 der am wenigsten Armen	1,225 fl.
	30,000 fl.

Im Verlauf der Jahre kommen die Abgaben auf den vierten Theil herab, dann bezahlt der Arme gar nichts mehr, und dennoch hat der Reiche und Wohlhabende nicht so viel zu entrichten, als unter dem jetzigen Zustand der Dinge.

Diese Vertheilung der Abgaben ist nicht nur den Grundsätzen der Gerechtigkeit, sondern auch denen einer klugen Staatswirthschaft angemessen, denn je weniger Steuerpflichtige vorhanden sind, um so einfacher und um so besser zu beaufsichtigen ist das Steuersystem. Wenn ein solches Steuersystem im Augenblicke der Revolution selbst eingeführt wird, so können alle gewaltsamen Ausbrüche des Volksgeistes niedergehalten und verhütet werden. Der Mittelstand gewinnt bei dieser Aenderung der Dinge und der Reiche bringt nur momentane Opfer, welche ihm die Zukunft reichlich wieder vergütet.

D° schrieb mir: Il faut absolument que vous diniez avec moi, car... Ich nahm es an, denn ich wußte aus Erfahrung, daß man leiblich und geistig wohl besorgt ist. Wenn ich für Diplomaten schriebe, so würde ich hier den Küchenzettel beifügen, der kein übles diplomatisches Aktenstück wäre. Im übrigen, ehrlich gestanden, die Liberalen essen auch gerne etwas

Gutes, wenn ſie es haben. Nur iſt dabei der gro
Unterſchied, daß ſie nicht, wie die Ariſtokraten, vo
Schweiße des Volkes zehren, ſondern aus ihrem eigen
Beutel. Ich traf hier unter andern Herrn Ader, e
nen Mitarbeiter am Conſtitutionel. Er hat i
den Julitagen mitgefochten, und ſein Bruder, ebenfall
ein homme de lettres, iſt an ſeiner Seite geblieben
Die Franzoſen ſind doch nicht Alle Decorations-Na
ren, denn Herr Ader trägt ſeinen Juliorden nich
weil er die Regierung Ludwig Philipps zu ſeh
verachtet, um ein Band und ein Kreuz von ihr anzu
nehmen. Nach Tiſch gingen wir in das Eſtamine
Italien auf den Boulevards. Die Frau des Hauſes iſt
bekanntlich geſagt, eine Deutſche, aus Stuttgart gebür
tig. Wir trafen hier einen Preußen — ein Fried
richskind, d. h. einen preußiſchen Windbeutel, de
ſeinen guten König für einen irdiſchen Gott und da
Preußenthum für die vortrefflichſte aller Staatseinrich
tungen hält. Wir ließen ihn ſo lange auf gut preu
ßiſch ſchwadroniren, bis er ſich vollkommen vergallopir
hatte. Dann hielten wir ihm und ſeinem einfältigen
Preußenthum einen Spiegel vor, in dem beide nich
beſonders reizend erſchienen. Wir wollen hier bloß den
Reflex wiedergeben: Preußen hat Jahre lang von dem
Nachlaß Friedrichs des Zweiten gezehrt. Die
Schlacht von Jena machte der Täuſchung ein Ende.
Im Unglück kam die preußiſche Regierung zu einigen
Erkenntniß, ſie näherte ſich dem Volke, und das Volk
erhob Preußen aus ſeiner tiefen Erniedrigung. Was
war der Dank dafür? Schändliche Wortbrüchigkeit
und ſchmähliche Ketten für die Patrioten des Landes.

Bei Jena wurde Preußen militärisch vernichtet, der nächste Krieg wird es politisch tödten. Dieses Preußenthum ist ein künstliches Gebäude, das in der Luft schwebt und weder eine materielle Unterlage, noch einen moralischen Stützpunkt hat. Das preußische Königreich windet sich wie ein Wurm durch ganz Deutschland hin und berührt mit seinen Gränzen die drei mächtigsten Staaten des Continents. Durch seine Rheinprovinzen stößt es an Frankreich, durch das Königreich Polen ist es von Rußland völlig flankirt; wenn sich die Kosacken in Galopp setzen, können sie in zwei Tagen nach Berlin reiten. Preußen hat also keine materielle Basis; es ist, trotz seiner militärischen Organisation, keine europäische Macht und wird, so lange es noch mit Gottes Hülfe bestehen wird, immer nur eine sekundäre Rolle spielen. Gegenwärtig wird es von Rußland am Schlepptau geführt und ist der gehorsame Diener des moskowitischen Despoten. Die moralische Kraft Preußens, welche es in seiner Einigung mit dem Volke gefunden hat, ist durch seine Wortbrüchigkeit und sein Reactionssystem verscherzt und es wird sie in der Stunde der Gefahr schmerzlich vermissen. Aber recht so, die wortbrüchigen Regierungen verdienen eine derbe Lehre — dießmal die letzte. Preußen vergaß seine heiligsten Versprechungen und Verpflichtungen, es opferte dem System Rußlands und Oesterreichs den Tugendbund, der es gerettet hatte. Von Rückschritt zu Rückschritt ist es zuletzt bis auf den Punkt gekommen, auf dem es sich jetzt befindet. Der preußische Staat ist weiter nichts mehr als eine Maschine. Diese Maschine ist, was das Technische an

belangt, allerdings wohl eingerichtet, aber sie muß es auch seyn, weil die Mittel zur Unterhaltung der hohen Stelzen, auf denen das Preußenthum einhergeht, wohl gespart werden müssen. Geist! davon ist keine Rede — jeder Bube kann auf Stelzen gehen, wenn er welche hat. O, philosophischer König — wenn du aus deinem Grabe hervorschauen könntest! Neben der Aristokratie die Hierarchie als Regierungsmittel benützt, mit dem römischen Stuhl ein Concordat abgeschlossen, der Name des Protestantismus verpönt, durch eine neue Kirchenagende altkirchlicher Wust aufgewärmt, eine entnervende Pietisterei begünstigt, Belletristik und Romantik als Hebel mittelalterlicher Aristokratie und Hierarchie benützt! In der Verfolgung der sogenannten demagogischen Umtriebe, welche einzig die Wortbrüchigkeit der Regierungen hervorgerufen hatte, leuchtete Preußen voran. Auf Universitäten und Gymnasien wurde sogar das Lesen der Classiker beaufsichtigt, nach dem Vorbilde des russischen Alexanders, der Karamsins Geschichte des russischen Reichs eigenhändig verfälschte. Und dieses geistig gelähmte Preußen wird nun vollends durch ein unverhältnißmäßiges, seine Kräfte um das Doppelte übersteigendes Militärsystem materiell gelähmt — unglückliches Land!

Wir sprachen bei Tisch über die Wuth der Franzosen, sich mit Orden zu behängen und Bänder im Knopfloch zu tragen. Sie geben in der That hierin weder den Deutschen noch den Russen etwas nach, und die Regierung Ludwig Philipps weiß diese erbärmliche Eitelkeit und Sucht nach Orden trefflich für ihre Zwecke auszubeuten. Hier muß ich einmal die öster-

reichische Regierung loben, die äußerst karg mit ihren Dekorationen ist und sie dadurch im Werth erhält. Nach der zweiten Bombonischen Restauration sah ich die Buben auf der Gasse den Lilienorden tragen, und Ludwig Philipp wirft, gleich seinen vertriebenen Herrn Vettern, die Orden mit vollen Händen aus. Wir machten uns lustig über diese Ordens-Manie der Franzosen, und der portugiesische Graf T° sagte, er kenne Individuen, die von dieser Sucht in so hohem Grade besessen seyen, daß sie das Ordensband an dem Schlafrocke trügen. Die anwesenden Franzosen waren etwas verblüfft und vertheidigten diese Tollheit ihrer Landsleute nur schwach. Graf T° benützte den Vortheil und fiel mit seiner Geißel schonungslos über die französische Ordenswuth her. Ein kleiner Hieb, meinte ich, könne diesem liberalen Aristokraten, der ohne Zweifel insgeheim die Orden auch nicht verachtet, nichts schaden. „Ey!" fragte ich ihn ganz unschuldig, „ist es denn wahr, was die Morningpost von Ihnen berichtet, daß Sie den Oberbefehl über Don Pedro's Avantgarde übernehmen werden?" Er wurde blutroth, und Alle lachten, denn Graf T° ist zum General der Avantgarde so wenig geschaffen, als ein fetter Kapuziner; er steht vor Mittags um 2 Uhr nicht auf und läßt sich seine deutsche Lektion im Bette geben. Um ihn aus der Verlegenheit zu reißen, lenkte ich wieder ein und sagte: „Im übrigen haben Sie Recht, Graf, die Franzosen wollen als liberal passiren, und unsere guten Pariser sind zum Theil so arge Philister, als man sie in der kleinsten deutschen Residenz finden kann. Erst heute hat sich mein Schuster vor mir ge-

brüstet, daß er für den Grafen Appony arbeite. Er mochte Wunder denken, was ich mir aus diesem österreichischen Gesandten mache. Meine Antwort frappirte ihn nicht wenig. »Alors, sagte ich zu ihm, vous faites comme hottier des hottes pour Monsieur d'Appony et comme garde national de l'ordre public pour Louis Philippe.« Es ist doch nichts eckelhafter, als der Hochmuth eines Spießbürgers!

Einen Beweis der furchtbaren Aufregung des öffentlichen Geistes liefert der Ton der Oppositionsblätter und Flugschriften. Die Blätter, welche die Gesellschaft der Volksfreunde zu unbestimmter Zeit ausgeben und um fünf Sous in den Straßen von Paris verkaufen läßt, sind die heftigsten. Ich las vor einigen Tagen in einem derselben folgenden Artikel: „Der Constitutionel und Casimir Perier. Was ist der Constitutionel? Das verächtlichste, schamloseste, gemeinste, niederträchtigste unter allen Libellen des Juste-Milieu, der Auswurf, die Kloake der Presse. Habt ihr gelesen, was dieser schändliche Verläumder sagt? Die Republikaner, lügt er, hätten sich mit den Carlisten zur Entthronung Ludwig Philipps verbündet. Und warum behauptet er dieses? Um an den geheimen Fonds der Polizei Theil zu haben. Ja, jetzt wo die patriotische Presse diesen Jesuiten entlarvt hat, wo die öffentliche Meinung die Schurken brandmarkt, die ihn dirigiren, wo seine Abonnenten von ihm abfallen, jetzt verkauft er sich, seine Verluste zu decken, an die Polizei, jetzt wird er der Knecht eines Carlier und Gisquet, der Helfershelfer eines Vidocq und Coco-Lacour. Fünfzehn Jahre lang hat er für

Geld den Liberalen gespielt. Hätte er beim Revalismus mehr gewinnen können, so wäre er eine Gazette, eine Quotidienne, ein Drapeau-Blanc geworden. Geld, Geld — das ist seine Moral und der Thermometer seines Patriotismus. Fragt einmal diejenigen, die sich ohne eine Handvoll Geld an ihn wenden, fragt, ob er jemals so edelmüthig war, die Klage eines Unglücklichen aufzunehmen oder das Werk eines armen talentvollen Schriftstellers anzukündigen? Am 26. Juli 1830, als er sich den Ordonnanzen unterwarf und zu Saint-Cloud um die Erlaubniß zum Forterscheinen bettelte — da sah man, was an ihm ist. Sagt einmal, Jesuite Etienne, Jesuite Jay, die ihr die Volksfreunde verläumdet, sagt einmal, ihr seyd sehr fett, habt ihr euch nicht etwa mit Subscriptionen gemästet? Ihr habt für euch und eure Freunde in der Biographie der Zeitgenossen schöne Artikel geschmiedet, aber die Jahre 1830 und 1831 haben bereits Errata und Anmerkungen mit rother Dinte dazu geliefert. Und Casimir Perier, euer Patron, der euch zu Staatsräthen und Requetenmeistern macht und euren Handlangern Präfekturen gibt, hat ebenfalls auf dem Rednerstuhle behauptet, daß die Republikaner mit den Carlisten einverstanden seyen. Der Betrüger! Ohne Zweifel will er dadurch seinen eigenen Verrath bedecken und beschuldigt uns dessen, was er selbst thut. Wer hat am 29. Juli für Carl X. unterhandelt? Wer ist zu Carls Minister ernannt worden? Wer hat sich gegen die Absetzung dieses meineidigen Königs gesträubt? Wer anders als Casimir Perier? Es ist freilich wahr, daß wir beim Tausche unserer Könige nichts ge-

wonnen haben, und es war kaum der Mühe werth, einen Carl abzusetzen, um dafür einen Ludwig Philipp zu bekommen. Auf Befehl Carls X. oder auf Befehl Ludwig Philipps niedergemetzelt zu werden — da sehe ich keinen Unterschied! Und einstweilen, bis wir die Kosacken wieder in den Straßen von Paris erblicken, können wir Hunger leiden oder Hungers sterben. Wer vergibt alle Staatsdienste an Carlisten? Wer schließt die Patrioten davon aus? Wer anders als Casimir Perier? Wer läßt den Soldaten der Emigration, den Vendéern, den Chouans, den Mordbrennern, den Grünsprechten, allen denen, die gegen Frankreich gefochten und Franzosen niedergewürgt haben, ihre Pensionen? Wer anders als Casimir Perier? Wer bezahlt Polizeispionen, um Handwerker ohne Erfahrung zum Aufruhr zu verleiten? Die Polizei des Herrn Casimir Perier. Wer läßt die Juli-Kämpfer an den Pranger stellen und im Kerker sterben? Wer läßt die Vendéer, welche unter dem Ruf: „Es lebe Carl X.!" die Patrioten ermorden, durch den Bürgerkönig begnadigen? Casimir Perier. Und das sind die Menschen, welche die Volksfreunde des Einverständnisses mit den Carlisten beschuldigen! Ha, schändliche Verläumder! Wisset, daß zwischen den Carlisten und uns, so wie zwischen uns und euch, eine eherne Mauer sich erhebt! Die Carlisten aber verachten wir weniger als euch, denn sie sind doch keine Volksverräther, wie ihr. Gleichwohl setzen wir Gut und Leben ein, ihre Freiheitsmörderischen Plane zu vernichten. Der Carlisten Glaubensbekenntniß ist auch das eurige: Despotismus und Genuß für euch, Skla-

verei und Elend für das Volk! Das der Volksfreunde lauter anders: Freiheit und Wohlfahrt für Alle!"

Man kann in Paris sehr wohlfeil speisen, dann aber freilich nicht sehr gut; doch wird der Hunger gestillt. Wir gingen zur Probe in ein solches Haus in der Straße Grenelle-Saint-Honoré. Um 25 Sous bekamen wir Suppe, drei Platten nach beliebiger Auswahl, Nachtisch und eine halbe Bouteille Wein. Wenn man eine Platte weniger oder keinen Nachtisch nimmt, so erhält man dafür ein Glas Liqueur. In solchen wohlfeilen Restaurationen speisen unbemittelte Studenten, Künstler, Handwerker. Man trifft hier mehr kernigte Leute an, als in den vornehmen Restaurationen des Palais-Royal. Wir gingen nach dem Essen in munterer Laune spazieren und trafen auf den elysäischen Feldern den Juden an, der für die allgemeine Zeitung correspondirt. Man lachte, schäckerte, und einer von uns rief, um den Juden in Angst zu setzen: Es lebe die Republik! Das war mehr, als die Judenseele ertragen konnte — der Hebräer lief über Hals und Kopf davon, und wir lachten ihm aus voller Kehle nach.

In der Nähe des Montmartre wohnt ein altes Conventsglied, das wir öfters besuchten. Buonarotti ist ein mehr als siebenzigjähriger Greis, besitzt aber fast noch das ganze Feuer der Jugend. Seine Erzählungen aus der ersten Revolutionszeit waren für uns sehr anziehend und belehrend. Er war ein genauer Freund von Robespierre, den er uns als einen tugendhaften Mann schilderte, der Frankreichs Freiheit und Wohlfahrt aufrichtig gewünscht habe. Un-

eigennützig wenigſtens war Robespierre, das können ſelbſt ſeine Feinde nicht läugnen. Der Mann, der Frankreichs Schickſal in ſeiner Hand hielt, wohnte im Hauſe eines Schreiners und aß die einfache Koſt am Tiſche dieſes Handwerkers. Sein ganzer Nachlaß beſtund in 500 Franken. Buonarotti war in Babeufs Verſchwörung gegen das Directorium verwickelt und wurde zur Deportation verurtheilt. Man führte ihn und ſeine Freunde in einem eiſernen Käfig bis an die Seeküſte. Sie mußten auf ihrem Wege bald Schmähungen erfahren, bald wurden ſie mit Ehrenbezeugungen überhäuft, je nachdem die politiſche Meinung der Orte, durch welche ſie kamen, für oder gegen ſie war. In vielen Städten und Dörfern erſchien der Magiſtrat in corpore vor ihrem eiſernen Käfig, hielt Anreden an ſie, worin er die Uebereinſtimmung mit ihren Geſinnungen ausdrückte, die Leiden bedauerte, deren ſie ſich durch ihre Liebe zur Freiheit ausgeſetzt und ihnen zur Erleichterung ihres Zuſtandes alle mögliche Hülfe anbot. Buonarotti blieb mit Leib und Seele ein Republikaner und nahm unter dem Kaiſerreich keine Stelle an. Bei der Reſtauration wurde er als Königsmörder verbannt und lebte bis zur Julirevolution in Brüſſel. Vor einigen Jahren hat er dort ein Werk über Babeufs und ſeiner Freunde Verſchwörung gegen das Directorium herausgegeben. Der Zweck dieſer Verſchwörung war, die Ariſtokratie, welche ſich unter dem Directorium wieder zu bilden begann, aufs neue zu ſtürzen und eine reine Volksherrſchaft im Geiſt und Sinne Robespierres durchzuführen. Die Erinne-

rung an den Terrorismus war aber noch zu neu, als daß dieſes Unternehmen gelingen konnte.

Wir beſuchten vor einigen Tagen die Vorſtadt Saint-Marceau. Jenſeits der Seine ſahen wir die Ruinen des vom Volke zerſtörten Erzbiſchöflichen Pallaſtes in die Höhe ragen. Ein Augenzeuge dieſes Auftritts, der mit uns war, konnte die Wuth, welche das Volk bei dieſer Gelegenheit zeigte, nicht lebhaft genug ſchildern. In einem Augenblicke war das Gebäude erſtürmt, Meubles, Betten, Spiegel, Bücher flogen im Nu in die vorbeifließende Seine. Nachdem alle Habſeligkeiten des Prälaten zertrümmert waren, ſtieg das Volk auf das Dach, warf es herab in den Fluß, ſtürzte die Mauern ein und war unbändig in ſeiner Wuth und Haß des Prieſterthums. Die Nationalgarde konnte theils, theils wollte ſie dem Werke der Zerſtörung nicht Einhalt thun, weil ſie den Haß des Volks gegen das Pfaffenthum theilt. Der Erzbiſchof mit ſeinen Prieſtern war entflohen, ſonſt würde er wahrſcheinlich ſelbſt ſeinen Habſeligkeiten in die Seine nachgefolgt ſeyn.

Die Hauptkirche Notre-Dame, die wir auf dieſem Spaziergange ſahen, iſt ein Prachtgebäude. Auf dem nämlichen Platze ſtund unter Tibers Herrſchaft ein heidniſcher Tempel, dem Jupiter, Vulkan, Caſtor und Pollux geweiht. Der Grund der jetzigen Kirche wurde im Jahr 1161 gelegt und der Bau dauerte drei Jahrhunderte. Von den Thürmen von Notre-Dame hat man eine herrliche Ausſicht über die Hauptſtadt. Das Innere des Gebäudes iſt maieſtätiſch. Im Chor iſt das Leben der heiligen Jungfrau in Bas-Reliefs dargeſtellt: Ihre Geburt, ihre Heirath mit Joſeph, der

himmliſche Gruß, Jeſu Geburt, die Anbetung der drei Könige, die Beſchneidung u. ſ. w. Die Zahl der Gläubigen war in dieſer Kirche, wie in allen andern zu Paris, ſehr gering.

Wir ſahen das Pantheon, die polytechniſche Schule, die Rechtsſchule. Der Einfluß der Studenten auf die untern Volksklaſſen iſt ſehr groß. Wenn ſich im December 1830 bei dem Proceſſe der Miniſter Carls X. die Studenten mit dem Volke vereinigt hätten, ſo war es um das Leben der Miniſter und vielleicht um Ludwig Philipps Thron geſchehen. Als aber die Studenten unter dem Rufe anrückten: Es lebe die Ordnung! wurde das Volk entmuthigt und die Nationalgarde gewann neues Vertrauen. Damals hatte Ludwig Philipp die Maske noch nicht ſo völlig abgeworfen, wie jetzt. In der Vorſtadt Saint-Marceau ſind viele deutſche Handwerksleute. Die größere Zahl der Bäcker, Schlächter, Schuſter ꝛc. ſind Deutſche. Die Vorſtadt Saint-Antoine hat meiſt deutſche Bewohner. Die Kohlen- und Waſſerträger ſind Auvergnaten; ſie haben harte Arbeit, verdienen aber viel Geld. Trotz ihres großen Erwerbs leben ſie ſehr ärmlich, und wenn ſie ſich im Lauf der Jahre eine Summe von 20, 30 oder 40,000 Franken erworben haben, kehren ſie in die Gebirge der Auvergne zurück, um ihre Tage in ihrer Heimath zu beſchließen.

Wir haben einer Soirée angewohnt, bei der ſich Langermann, Lelewel und mehrere andere Polen einfanden. Man war allgemein entrüſtet über das ruſſiſche Manifeſt. In der That, heißt es nicht ſeinen Spott treiben mit der Geſchichte, mit der Liebe der

Nationen zur Unabhängigkeit und Freiheit, mit Allem, was dem Menschen heilig und theuer ist, wenn man Nicolaus den Ersten, von Gottes Gnaden, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, in einem öffentlichen Manifest verkünden hört: „Der Krieg ist zu Ende, den der Verrath entzündet hatte, das Volk des Königreichs Polen befreit von der Gewalt der Empörer, und die schwachen Ueberreste ihrer Rotten, die bis ans Ende in ihrer Verblendung beharren, von allen Seiten von unsern tapfern Truppen gedrängt, haben sich in die Gränzen unserer Nachbarstaaten entfernt und dort die Waffen niedergelegt." Jedes Wort ist hier offenkundige Lüge, roher Betrug und schändliche Verläumdung. „Verrath hätte den polnischen Krieg entzündet?" Wen haben denn die Polen verrathen? Etwa ihren rechtmäßigen König? Nein, sondern einen Usurpator, der die unrechtmäßige, gewaltsame Herrschaft über Polen, die er von seinen Vorfahren empfangen, rechtswidrig und mit Gewalt fortgesetzt hatte. Das ist nicht Verrath, sondern die edelste und uneigennützigste Vaterlandsliebe. Das schändliche Weib, das über den Leichnam ihres kaiserlichen Gatten weg den moskowitischen Thron bestieg, hatte durch alle Höllenkünste der Diplomatik und durch die ganze Gewaltsamkeit, womit eine despotische Regierung zu verfahren pflegt, der die rohe Gewalt eines barbarischen Volks zu Gebote steht, Polen ihrer unrechtmäßigen Herrschaft zu unterwerfen gewußt. Dieses ungerechte Erbe wird an den zweiten, dritten und vierten Nachfolger übermacht und von Zeit zu Zeit mit dem Blute der Polen versiegelt. Endlich ertheilt ein russischer Despot Polen eine von fremder

Politik abgenöthigte und verbürgte Verfassung und glaubt vielleicht selbst hiedurch den ungerechten Besitz gleichsam zu heiligen. Diese Verfassung wird von Rußland und dessen Gewalthabern mit Füßen getreten, das unglückliche, zur Verzweiflung gebrachte Land erhebt sich, zieht das Schwert für seine Unabhängigkeit und Freiheit — und das nennt ein moskowitischer Despot schwarzen Verrath, der mit dem Tode, mit Ketten, mit der Verbannung in die Einöden Sibiriens gebüßt werden muß! — „Polen befreit von der Gewalt der Empörer!" Und wer sind seine Befreier? Barbarische Horden roher Volksstämme, die blinden Werkzeuge einer unumschränkten Gewalt, die in dem beleidigten Dünkel ihrer Allmacht kein Erbarmen kennt, und ein Volk, das sie bereits moralisch vernichtet hat, nun auch physisch vertilgen will! — „Verblendung!" Freilich, freilich, die heiligsten Gefühle, die edelsten Tugenden sind in den Augen jener Machthaber nur Verblendung, die nichts kennen wollen, als feilen Sklavensinn, weil sie der Stimme der Freiheit ewig an ihre usurpirte Gewalt und an den unschuldigen Besitz ihrer Macht mahnt! — Und nun weiter in diesem gotteslästerlichen Manifeste: „Indem wir euch, Unsere getreuen Unterthanen, von diesem wahrhaft trostreichen Triumphe in Kenntniß setzen, durch welchen Ruhe und Ordnung wieder hergestellt werden, wenden wir uns, so wie bei dem Beginn dieses für Unser Herz so betrübenden Kampfes, gemeinschaftlich mit euch zu dem, der als Lenker der Schicksale der Reiche und Völker Unsere gerechte Sache gesegnet hat." — „Wahrhaft trostreicher Triumph!" Ja, für alle Tyrannen und Unterdrücker der Völker

mag dieſer Triumph troſtreich ſeyn, weil er ihnen eine neue Bürgſchaft ihrer geſetzwidrigen Macht darzubieten ſcheint. Aber ſie möchten ſich bitter täuſchen — das Mitgefühl der Völker für das Schickſal Polens iſt vielleicht die letzte mahnende Stimme, die der Himmel an die verſchloſſenen Ohren der Gewaltigen ſendet, ſie zu erinnern, daß ſie Menſchen von Koth, zerbrechliche Gefäſſe ſind, die der Allgewaltige dort eben zerſchmettern kann, wann das Maas ſeiner Langmuth voll iſt! — „Ruhe und Ordnung!“ — Ruhe und Ordnung nennt ihr den letzten laſt verhallenden Seufzer eines hingemordeten Volkes — aber dieſer Seufzer iſt in das Buch des Himmels verzeichnet, und eines Tags wird er aus Polens Grabe als Donnerſtimme erſchallen, und der Racheruf der unterdrückten Menſchheit wird ſich mit ihm miſchen, und die ungerechten Herrſcher werden erzittern auf ihren Thronen und ein Schauer des jüngſten Gerichts wird durch ihre Seele dringen! Dann ſehet zu, ob die feilen Sklaven, die um euern Herrſchertron kriechen, ihn mit ihren Leibern decken und ſich unter ſeinen Trümmern begraben werden!

Polens Fall, den der Abſolutismus mit Jubel begrüßte und als ein Unterpfand ſeiner ungeſchmälerten Fortdauer annahm, iſt vielleicht der erſte Nagel zu ſeinem Sarge, weil der Deſpotismus dadurch neues Vertrauen in ſeine Kräfte gewonnen hat und ſich nun zu hoch dünken wird, ſich durch angemeſſene Bewilligungen mit den Völkern zu verſöhnen. Die Vergangenheit iſt nicht ſpurlos an uns vorübergegangen. Ein Gewaltiger, der Sohn einer großen Zeit, das Rieſenkind einer furchtbaren Umwälzung, der undankbare Erbe, der alle

Kräfte der französischen Revolution in seiner einzigen Hand zusammenfaßte, hatte seinen ehernen Fuß auf den Nacken der Völker und Fürsten gesetzt. Das einzige Rettungsmittel der Fürsten vom fremden Joche war, daß sie sich in die Arme ihrer Völker warfen. Sie thaten es und die Völker erhoben sich um den Preiß der Freiheit, den sie nicht erhielten. Die Constitutionen wurden entweder verweigert, oder, wo man sie gab, zu Scheinverfassungen verkümmert. Die Fürsten schlossen den sogenannten heiligen Bund unter sich, worin sie sich verpflichteten, sich gegenseitig gegen die Forderungen ihrer Unterthanen beizustehen. Die aufkeimende Freiheit in Neapel, in Piemont, in Portugal und Spanien wurde durch die Bajonette der heiligen Allianz unterdrückt. In Deutschland wurden die Patrioten verfolgt und in den Kerker geworfen. In Frankreich, wo der Geist der Freiheit schon erstarkt war, mußte man sich begnügen, die Contre-Revolution langsam vorzubereiten.

Inzwischen lastete der Fluch des Friedens auf dem unterdrückten Europa eben so schwer, als früher die Geißel des Kriegs: Grenzsperren, Handelsbeschränkungen, Zölle aller Art, zahlreiche stehende Heere, eine Unzahl von Staatsdienern, die Verschwendungen der Höfe und der Aristokratie, der Judenwucher des Papiergeldes verzehrten das Mark aller Länder. Die Täuschung war allzubitter, und da und dort führten Druck und Verarmung zu Ausbrüchen der Verzweiflung. Italien, zerstückelt und an das Ausland verkauft, durch schlechte Regierungen und Mißbräuche aller Art gepeinigt, sah seine Carbonari erstehen, erlebte Revolutionen im Norden

und Süden der Halbinsel. Sogleich zeigt sich der lange Arm des heiligen Bundes, der russische Despot eilt von der Newa an die Küsten des adriatischen Meeres, und die italienische Freiheit wird durch österreichische Bajonette unterdrückt. Spanien, durch die Vormauer des noch halb revolutionären Frankreichs gedeckt, muß mit mehr Hinterlist angegriffen werden. Man erkennt die Cortes an, um die Wächter der Freiheit einzuschläfern, conspirirt im Stillen mit dem Hofe, mit dem Clerus, besoldet bewaffnete Banden, versieht die Feinde der Freiheit mit den Bedürfnissen des Kriegs und sichert ihnen, so oft sie geschlagen sind, eine Zufluchtsstätte auf französischem Boden — und erst, nachdem alle diese heillosen Hülfsmittel der Diplomatik fruchtlos erschöpft sind, wagt man es zagend, das Glück der Waffen zu versuchen, und eine französische Armee tödtet die Freiheit in Spanien, Portugal wird den Händen eines ränkevollen Weibes und der tollen Grausamkeit eines usurpatorischen Knaben, schaamlos genug, von Königen überliefert, welche die Ansprüche ihrer Gewalt auf den Titel der Legitimität gründen. Griechenland kam kaum in Betracht — der heilige Bund christlicher Fürsten trug kein Bedenken, ein christliches Brudervolk der islamitischen Legitimität des Sultans Mahmud zu opfern!

So standen die Sachen, als drei glorreiche Tage, in der französischen Hauptstadt siegreich durchfochten, das mühsam aufgerichtete Gebäude der Legitimität in seinen Grundfesten erschütterten. Das Volk, auch im Siege großmüthig, ließ einen meineidigen König, der den Verfassungsvertrag mit frevelhafter Hand zerrissen

hatte, blos durch die Verbannung büßen, statt ihm, wie mit Recht geschehen konnte, auf dem Greveplatze durch die Hand des Henkers das schuldige Haupt vor die Füße legen zu lassen. Ein anderer, ein Bürgerkönig, ein gewähltes Oberhaupt, das dem Volke Alles verdankte, bestieg den Thron. Dieser König ließ sich die beste der Republiken nennen. Frankreich glaubte ihm, und Europa mit Frankreich. Das Volk ahnte überall instinktmäßig das Herannahen einer großen Epoche, einer Periode der Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts. In Belgien wurde ein von dem heiligen Bunde gestifteter Thron gestürzt, in Braunschweig ein Quedezdespot vertrieben, Italien fing an, sich zur Einheit und Freiheit zu erheben. Der Geist, der an den Ufern der Seine erstanden, brauste in einzelnen Stürmen bis an die Gestade der Nordsee und bis an die Ufer der Weichsel fort. Polen schüttelte Rußlands Sklavenketten ab und erhob sich wie Ein Mann. Die Mächtigen, wie vom Geiste Gottes gelähmt, waren betäubt, geschreckt — ein großer Mann auf Frankreichs Thron hätte, ohne herbe Wehen der Menschheit, die Gestalt der Welt geändert. Ein wahrhaft konstitutioneller König in Frankreich konnte der Beschützer der Throne Europas und der Begründer eines allgemeinen konstitutionellen Königthums in diesem Welttheile werden. Noch einmal hob die Nemesis warnend ihren Finger — zum letztenmal. Die verblendeten Herrscher haben die Warnung von sich gestoßen. Alles oder Nichts ist ihre Losung. So sey denn dieß auch die Losung der Völker! Will der Absolutismus einen letzten Vertilgungskrieg — und er will ihn — nun, so soll er ihn

haben. Der heilige Bund der Völker iſt längſt im Stillen geſchloſſen, die Zeit wird ihn zur Reife bringen. Dann werden die Schuppen von den Augen Vieler fallen — und die Fürſten werden — aber zu ſpät — ihre wahren Freunde kennen lernen.

Der Aufenthalt in dieſem quaſilegitimen Lande begann mich anzueckeln. Das Beiſpiel Frankreichs hatte mir gezeigt, wie leicht die Freiheit zu gewinnen, und wie ſchwer ſie zu erhalten iſt. Ich ſprach darüber mit meinen Freunden. Ein Staatsmann, deſſen Name in Europa bekannt iſt, ſagte mir: „Ich wünſche auch heute noch nicht, daß ſogleich nach der Julirevolution die republikaniſche Meinung geſiegt hätte. Die Dinge müſſen ſich naturgemäß entwickeln. Dieſe Täuſchung des Bürgerkönigthums war nöthig, um die große Maſſe, die immer und überall an alten Vorurtheilen klebt, für die Idee der reinen Republik empfänglich zu machen. Europa liegt in der letzten Criſis. Es will nicht vorwärts, es kann nicht zurück. Die Stellung aller Staaten iſt unnatürlich. Die Politik iſt Nichts mehr, die Gewalt der Ereigniſſe Alles. Die Zeit wird den Knoten löſen und die beiden Prinzipien, in welche ſich Europa theilt, zum letzten entſcheidenden Kampfe führen. Sie widerſtreben, weil das Daſeyn auf dem Spiele ſteht, weil es ein Kampf auf Leben und Tod iſt. Aber all' ihr Sträuben iſt vergeblich, denn die Gewalt der Umſtände iſt ſtärker, als alle politiſchen Combinationen. Ludwig Philipp warf ſich der Parthei des Widerſtands in die Arme, um ſeinen Thron und das Königthum in Europa zu retten. Er wollte keine republikaniſche Krone und hat dadurch der Republik Thür und

Thor geöffnet, denn die Zeit ſchreitet nicht rückwärts. Der Sturz von Frankreichs Thron wird noch manchen andern zerſchmettern, und die Könige in ihrem Unglück werden den verfluchen, den ſie jetzt in ihrer Verblendung als den Erhalter ihrer Krone ſegnen."

Ich nahm Abſchied von dem Bojaren. Wir machten einen letzten Spaziergang in dem ſchönen Garten des Pallaſtes Luxemburg, in deſſen Nähe er wohnt. „Ich verlaſſe," ſagte ich zu ihm, „dieſes Land der Quaſi-Volksſouverainetät und der Quaſilegitimität, um in das abſolutiſtiſche und quaſi-conſtitutionelle Deutſchland zurückzukehren. Wollen Sie mir nicht folgen und ein wenig ſehen, was der Herr von Metternich zu Wien und die Ruſſen in der Moldau und Wallachei machen? — Nein, erwiederte er, ſo lange die ruſſiſche Knute in meiner Heimath herrſcht, kehre ich nicht dahin zurück. — Sie wollen alſo das Schickſal Ihrer Bauern nicht theilen? — Was kann ich ihnen helfen? Meine Anweſenheit wird ſie gegen die ruſſiſche Brutalität nicht ſchützen. — Geſtehen Sie nur, daß Sie im Herzen auch noch ein wenig Ariſtokrat ſind. Das Gift der Ariſtokratie, mit der Muttermilch eingeſogen, iſt nicht ſo leicht aus dem Leibe zu bringen. — Sie thun mir Unrecht, verſetzte er mit der Miene der Aufrichtigkeit; aber Sie werden zugeſtehen, daß man durch den Erlaß eines Dekrets die Sklaven der Moldau und Wallachei nicht plötzlich zu freien Menſchen machen kann. — Einverſtanden, ſagte ich, der Freiheit muß ein Volk würdig ſeyn. — Gut, fuhr er mit Ernſt fort, indem er mir die Hand reichte, ſo verſpreche ich Ihnen hiemit feierlich, daß ich zu Allem meine Zuſtimmung geben werde, was zu der

allmäligen Emancipation der Bewohner meines Vaterlandes nothwendig ist. — Mehr zu thun, wäre unklug, weniger, wäre unrecht. Nehmen Sie meinen Dank dafür im Namen der Menschheit. Leben Sie wohl, bis uns der Gang der Zeit wieder zusammenführt."

Noch sah ich, unter andern, vor meiner Abreise ein Fragment der ersten Revolution — den alten Sieyes. Er geht an einer Krücke und ist so hinfällig, als seine weiland Constitutionen. Er gehört zu jenen Menschen, die Geist haben ohne Charakter. Jetzt hat er sich selbst überlebt und ist nur noch als ein Schatten einer vergangenen Zeit vorhanden. Seltene Blitze leuchten noch bisweilen aus des Greisen verödetem Gehirne. Er hofft, wenn schon mit einem Fuß im Grabe, die Glocke der neuen und letzten Revolution noch zu hören.

Ich nahm den Heimweg über Metz. Eine Anzahl Freunde begleitete mich bis Pantin. „Auf Wiedersehen!" riefen sie mir zu, als ich in den Wagen stieg. Lachend erwiederte ich ihnen: „Ich ziehe hin gen Jericho, und wann euer Bart gewachsen ist, kehre ich wieder!

Politische Nachtstücke.

Nachtstücke

aus

dem Drama

der

französischen Revolution.

Nach dem Französischen.

Stuttgart,
1834.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Sächsische
Landesbibliothek
12. JULI 1963
Dresden

Nachtstücke.

Der Tod Ludwigs XVI.

Hiſtoriſche Scenen.

Erſte Abtheilung.

Erſte Scene.

Lever des Königs. — Ein Appartement der Tuilerien. — Unter den anweſenden Hofleuten befinden ſich der Seeminiſter Molleville und Herr von Malesherbes. — Das königliche Paar kommt von der Meſſe zurück und ſchreitet durch die ſich öffnenden Reihen nach den innern Gemächern.

Der König. Molleville. Malesherbes.

Molleville

(halblaut zum König, der ihm zulächelt).

Die Tribünen machen ſich .... immer beſſer ....

Der König

(ohne ſich umzuſehen, halblaut).

Etwas zu raſch .... ich werde mit Ihnen darüber ſprechen.

Die aufwartenden Hofleute verlieren ſich nach und nach.

Molleville zu Malesherbes.

Was führt denn Sie heute hieher? Man sieht Sie ja sonst nur an den Festtagen!

Malesherbes (halblaut).

Ich komme freilich jetzt selten mehr in der Woche, aber es sind auch andere Zeiten.

Molleville
(ihn an der Hand ergreifend).

Freilich, Freilich! Aber Sie sollten doch öfter kommen.

Malesherbes.

Oefter! Wozu? Um auch andere dadurch zu compromittiren! Dießmal habe ich Ihnen etwas Besonderes zu vertrauen.

Molleville.

Ich bitte nur um eine Minute Geduld, bis der Herr da, den Sie mit Montmorin sprechen sehen, sich verabschiedet hat.

Malesherbes.

Gut. Wir können schon warten.

Mehrere Deputirte, unter ihnen Petion, Maire von Paris, der sich durch seine hohe Gestalt auszeichnet, gehen durch das Zimmer. Molleville und Malesherbes treten in eine Fenstervertiefung.

Malesherbes.

Ich will Ihnen eine Entdeckung machen, da ich nicht hoffen darf, den König selbst sprechen zu können. Durch zwei Personen, deren Namen geheim bleiben müssen, habe ich gestern erfahren, daß in wenigen Tagen ein

Aufstand ausbrechen wird; die ganze Bevölkerung von Paris, die Marseiller an der Spitze, wird gegen die Tuilerien marschieren; das Leben des Königs ist in höchster Gefahr; entgeht er dem Stahle der Mörder, so wird die Nationalversammlung, um wenigstens sein Leben zu retten, gezwungen seyn, ihn abzusetzen. Nur einen Weg der Rettung gibt es — den, daß der König sogleich die H. H. Rolland, Claviere und Servan wieder zu Ministern ernennt.

Molleville.

Das wird er nimmermehr. Seine Person und sein Leben können in Gefahr seyn, aber er wird sie nicht auf Kosten der Würde seiner Krone erkaufen. Vergniaux, Guadet und Gensonné haben ihm bereits den gleichen Vorschlag gemacht — ihr Schreiben ist ohne Antwort zurückgeschickt worden. Mir thut dieß aus dem Grunde leid, weil man den Brief als Beleg zu einer Anklage gegen dessen Verfasser hätte brauchen können, aber der König ist von jeher zu großmüthig gewesen.

Malesherbes.

Der König hat wohlgethan, den Vorschlag zurückzuweisen. Hätte er mich um Rath gefragt, ich würde ihm das nämliche gerathen haben. Im übrigen scheinen der saubern Geschichte andere Beweggründe unterzuliegen, die den König nicht berühren.

Molleville.

Und welche, wenn ich bitten darf?

Malesherbes.

Geldsachen, wie ich gewiß glaube. Ohne Zweifel hat Claviere diesen Herrn ein hübsches Sümmchen versprochen. Von dem Briefe, den der König erhalten, habe ich nichts gewußt.

Molleville.

Der Maler Bose ließ sich zum Boten der Herrn Vergniaux und Comp. brauchen, und der Kammerdiener Thierry, dem man wegen der Verantwortlichkeit Angst machte, übergab den Brief zu eigenen Händen.

Malesherbes.

Dieser König ist doch ein armer Mann — er dauert mich in der Seele. Er wird leider eine Beute dieser Böſewichter werden. Schade um ihn — er ist ein edler Mensch. Er wäre ein tugendhafter Privatmann und vielleicht in weniger stürmischen Zeiten ein guter König gewesen.

Molleville.

Gewiß. Jezt aber gereichen ihm seine Weichheit und seine Unschlüſſigkeit zum Verderben.

Malesherbes.

Fehler der Erziehung! Er hat einen klaren Sinn, der sich nie über das Rechte täuscht. Wäre er erzogen worden, wie andere Menschen-

kinder, — leicht hätte er ein großer König werden können!

Ein Huissier
(aus des Königs Zimmern kommend).

Der Herr Seeminister.

Molleville.

Verzeihung ... auf ein andermal! (geht in das Cabinet.)

Zweite Scene.

Der König, der Marschall Mouchy, Petion, Molleville.

Der König.

Nochmals Dank, Herr Marschall, daß Sie mich in dieser Krisis nicht verlassen haben: ich weiß Ihre treuen Dienste zu schätzen.

(Der Marschall verbeugt sich und geht ab. Petion tritt ein.)

Nun, Herr Maire, ist die Hauptstadt wieder ruhig?

Petion.

Sire! das Volk hat Ihnen seine Beschwerden vorgebracht; nun ist es ruhig und zufrieden.

Der König.

Sie müssen doch selbst gestehen, daß dieser 20. Juni ein großer Skandal war, und daß der Gemeinderath mehr hätte thun können, um ihm zuvorzukommen.

Petion.

Sire! der Gemeinderath hat Alles gethan, was er konnte und durfte; sein Benehmen liegt

offen am Tage, und die öffentliche Meinung mag ihn richten.

Der König.

Sagen Sie lieber: die ganze Nation.

Petion.

Auch das. Der Gemeinderath fürchtet das Urtheil der Nation nicht.

Der König.

Wie steht es jezt in der Hauptstadt?

Petion.

Sire! Alles ist ruhig.

Der König.

Das ist nicht wahr.

Petion.

Sire ....

Der König.

Schweigen Sie!

Petion.

Ich bin ein Diener des Volks und schweige nicht, wenn ich meine Schuldigkeit gethan und die Wahrheit gesagt habe.

Der König.

Sie sind für die Ruhe der Hauptstadt verantwortlich.

Petion.

Sire, der Gemeinderath ....

Der König.

Schon gut. Gehen Sie!

Petion.

Der Gemeinderath kennt ſeine Pflichten, und er wird ſie zu erfüllen wiſſen, ohne daß man ihn daran erinnert. (Geht ab.)

Der König.

(zu Molleville, der eintritt.)

Willkommen, lieber Molleville! Immer noch über dieſen 20. Juni . . . Ein wahres Wunder, daß wir glücklich davon gekommen ſind!.... Aber die Königin und Madame waren noch größeren Gefahren ausgeſetzt, als ich!....

Molleville.

Es ſcheint mir doch, daß der Aufſtand hauptſächlich gegen Ihre Majeſtät gerichtet war.

Der König.

Allerdings, ſie wollten mich ermorden, und ich begreife kaum, daß ſie es nicht thaten; aber das nächſtemal werde ich ihnen nicht entgehen. Im Grunde iſt es freilich einerlei, ob es bälder oder ſpäter geſchieht.

Molleville (ſchaudernd).

Mein Gott, Sire, wie mögen Ihre Majeſtät doch mit ſolcher Gewißheit von Ihrer Ermordung reden!

Der König.

Ich bin längſt darauf gefaßt. Glauben Sie denn, ich fürchte den Tod?

Molleville.

Das nicht, aber ich möchte Ihre Majeſtät etwas minder entſchloſſen ſehen, ihn zu erleiden, und dabei etwas geneigter, kräftige Schritte zu thun, die allein Rettung bringen können.

Der König.

Wäre meine Famlie nicht, ſo würde ich bald zeigen, daß ich nicht ſo ſchwach bin, als man gemeinhin glaubt. Aber was ſollte aus meiner Frau und meinen Kindern werden, wenn der Schlag mißlänge?

Molleville.

Glauben denn Ihre Majeſtät, daß nach Ihrer Ermordung Ihre Familie ſicherer ſeyn werde?

Der König.

Ich hoffe es wenigſtens. Kommt es anders, ſo habe ich mir mindeſtens keinen Vorwurf zu machen. Ueberhaupt aber — was kann ich thun?

Molleville.

Ihre Majeſtät könnten, wie ich glaube, jezt eher als je die Hauptſtadt verlaſſen, weil die letzten Auftritte bewieſen haben, daß ihr Leben in Paris nicht in Sicherheit iſt.

Der König.

Ich will keine zweite Flucht verſuchen.

Molleville.

Nicht von Flucht iſt die Rede; aber die letzten Unruhen müſſen den allgemeinen Unwillen geweckt haben und bieten ſomit die günſtigſte Gelegenheit dar, Paris öffentlich und ohne Hinderniß zu verlaſſen.

Der König.

Das iſt ein anderes; aber es iſt ſchwerer, als Sie glauben. Welche Mittel ſtänden Ihnen denn zu Gebote?

Molleville.

Erſtens: auf der Stelle die konſtitutionelle Garde wieder errichten und die Nationalverſammlung davon in Kenntniß ſetzen, dann die 3000 Schweizer, die zu Courbevoie ſtehen, in Abtheilungen von 500 aufbrechen und die Hauptdörfer an der Straße von Fontainebleau beſetzen laſſen — ſofort abreiſen.

Der König.

Eine ſo übereilte Abreiſe, ohne Vorbereitung, ohne Gefolge, bevor die Nationalverſammlung davon weiß, würde allzuſehr einer Flucht gleichen.

Molleville.

Aber, Sire, Ihre Majeſtät ſchreiben dann dem Präſidenten, daß Ihre und Ihrer Familie Geſundheit die reine Landluft....

Der König.

Nicht doch. Ueber meiner Sicherheit darf ich meine Würde nicht vergessen, und in diesem Verfahren kann ich keine finden. Lassen wir das! Sagen Sie mir lieber, wie weit die andern Maßregeln gediehen sind, worüber Sie mit Montmorin und Malouet übereinkamen. Es scheint, daß die letzte Sitzung uns günstig war?

Molleville.

Ja, Sire, und wir müssen die Mehrheit der Tribünen für uns haben, was es auch kosten mag.

Der König.

Allerdings, aber bedenken Sie, daß ich fast drei Millionen ausgab, um die Tribünen der ersten Versammlung zu haben — und trotz dessen waren sie immer gegen mich.

Molleville.

Solche Ausgaben sind freilich nicht immer sicher angelegt, aber Sie wissen ja, welchen Nutzen sie uns andererseits gewähren.

Der König.

Ich weiß wohl. Da aber mein Schatz nicht zum besten versehen ist, so suchen Sie wenigstens redlichere Agenten zu bekommen, als die Herren T. und S.

Molleville.

Sire! Wenn Ihre Majestät erlauben, will ich Sie von den bereits geschehenen Schritten unterrichten: Erstens habe ich einen der eifrigsten Bastillestürmer zu mir kommen lassen; ich habe ihm vor der Revolution Dienste geleistet, und er geht mir durch ein Feuer. Sein großer Einfluß in der Vorstadt St. Antoine hat ihm zweihundert der ärgsten Schreier verschafft. Man gab ihnen Befehl, um 6 Uhr Morgens vor den Thüren der Deputirtenkammer zu stehen, um gleich die ersten Plätze einzunehmen. Gesagt, gethan. In der vordern und hintern Tribüne sind jeder ein Vertrauter, die fünf Adjutanten unter sich haben; sonst kennt sie keiner; diese geben die nöthigen Zeichen, und sogleich klatschen hundert Hände oder ziſchen hundert Zungen, wie eben der Gang der Berathungen es erfordert. Die Preise sind übrigens ziemlich billig: der Anführer, der allein das ganze Geheimniß kennt, kostet täglich 30 Fr., der zweite Vertraute 25 Fr., zehn Adjutanten 100 Fr. und 250 Schreier zu 50 Sous 625 Fr., mithin jede Sitzung 800 Franken.

Der König.

Gut. Das ist etwas weniger, als die konstituirende Versamm'ung gekostet hat. Und wie war der Erfolg?

Molleville.

Wir haben die Tribünen in den zwei erſten Sitzungen zum Stillſchweigen gebracht, und da mein Vertrauter ſich für Petions Agenten ausgab, ſo begnügten ſich die Schreier aus Anhänglichkeit an ihren Anführer am erſten Tage mit einem Glaſe Brantwein, wodurch ziemlich erſpart worden iſt, obwohl ich dem erſten Vertrauten eine Gratifikation von 270 Fr. abgereicht habe.

Der König.

Und wenn Petion hinter unſer Geheimniß kommt?

Molleville.

Das iſt nicht möglich; wir haben ſie in einer der letzten Sitzungen in die Flucht geſchlagen.

Der König.

Wie ſo denn?

Molleville.

Sie wollten die Tribünen zum Stillſchweigen bringen, aber es war unmöglich. Schon ſeit einer Viertelſtunde hatte ich meine Rede geendigt, und noch immer dauerte der Beifall fort. Da erhob ſich der Abbé Souchet und ſprach: „Ein großer Theil der Bürger auf den Tribünen iſt im Solde des Seeminiſters. Hier habe ich ein Schreiben, das mir dieſe Nachricht gibt.“ Ich widerſprach, und mit um ſo größerm Glücke,

da der Abbé allgemein als ein Aufſchneider bekannt iſt. Seine Angabe wurde als Verläumdung zurückgewieſen, und mein Triumph war um ſo glänzender, da ich die Vorſicht beobachtet hatte, meine Rede mit einigen volksthümlichen Phraſen auszuſpicken, die ein guter Köder für den Pöbel ſind.

Der König.

Das übertrifft meine Erwartungen. Wenn nur in der Folge nicht ....

(Verwirrtes Geſchrei unter den Fenſtern des Schloſſes.)

Der König.

Schon wieder! Und immer die Königin! Sehen Sie doch, was ſie wollen; iſt es nur mein Leben, ſo mögen ſie's haben ....

(Steigendes Toben. Wiederholter Ruf: Marie Antoinette an die Laterne! — Nieder mit der Oeſterreicherin! — Nieder mit Herrn und Frau Veto! — Es leben die Patrioten! — Es leben die Ohnehoſen! — Nieder mit den ariſtokratiſchen Hunden! — Keine Piaſter mehr! — Ça ira, ça ira, ça ira — ça!)

Der König.

Wer ſteht wohl an ihrer Spitze? Und was wollen ſie denn? ....

Molleville.

Sire! Es ſind blos Weiber und etliche zerlumpte Burſche; ſie ziehen nur vorüber auf die

elyſäiſchen Felder. Ihre Majeſtät können ruhig ſeyn.

Dritte Scene.

(Zu den erſten Tagen des Juli 1792.)

Saal der Nationalverſammlung. — Stanislaus Girardin führt den Vorſitz. Deputirte, Redner und Deputationen. Miniſter, zuletzt der König.

Ein Sekretär

(auf dem Rednerſtuhle).

Meine Herren! Ich werde die Ehre haben, Ihnen das Verzeichniß der patriotiſchen Gaben vorzuleſen, die aus allen Enden dieſes großen Reiches zuſammenfließen. (Er lieſt): „Peleutier, Exbenediktiner, konſtitutionell geheirathet und Hauptmann des Bat. Pas de Calais, ſendet 900 Fr. und eine goldene Uhr. Mademoiſelle Menteſon einen ſilbernen Becher und ein goldenes Kreuz. Ein Ungenannter ſilberne Schnallen. Die Geſellſchaft der Verfaſſungsfreunde zu Agen 95 Franken u. ſ. w.

(Die Huiſſiers führen eine Deputation der Sektion des Lombards ein. Sie iſt zahlreich und mit Piken, Aexten, Meſſern und Prügeln bewaffnet. Einige Weiber führen Säbel. Die meiſten tragen Fähnchen, auf denen zu leſen iſt: Es lebe der tugendhafte Petion! Fort mit dem Veto! Es leben die Patrioten! Es leben die Ohnehoſen! Zwei Männer führen den Zug; der eine trägt

ein paar alte Hosen in der Hand, der andere ein Kalbsherz am Gürtel. Man liest auf den Hosen: Es leben die Ohnehosen! Fort mit Herrn Veto! — Auf das Kalbsherz iſt ein Zettel geheftet: Ariſtokratenherz. — Rauſchender Beifall der Tribünen.)

Präſident.

Sprecher der Deputation, Sie haben das Wort.

Der Sprecher.

Kaum hatten wir vernommen, daß das Vaterland in Gefahr erklärt werden ſollte, ſo haben wir den Schwur erneuert, frei zu leben oder zu ſterben. Morgen fliegen wir an die Ufer des Rheins — dort fließe Deſpotenblut und wehe die Fahne der Freiheit! Zuvor aber, ihr Väter des Volks, befreit die Armen von einem Manne, der die Geſetze mit Füßen tritt. (Beifall.) Ja, Lafayette hat das Vertrauen der Freunde der Freiheit verloren. (Beifall der Tribünen und eines Theils der Kammer.) Er hat die Verfaſſung verletzt, als er eine ſtrafbare Petition für den Wunſch ſeines Heeres ausgab. Bei den Römern mußte ein Feldherr ein ſolches Verbrechen mit dem Tode büßen. (Wiederholter Beifall.) Wir ſtehen auf einem Vulkan — jetzt wäre Milde Verbrechen. Auch hat die ganze Hauptſtadt erklärt, daß das Departement das Vertrauen der guten Bürger verloren habe.

(Beifall.) Warum wird uns der tugendhafte, unbeſtechliche Petion nicht wieder gegeben? (Wiederholter Beifall.) Sprecht das Todesurtheil über dieſes contrerevolutionaire Departement aus — und ihr werdet euch wohl verdient machen um das Vaterland. Wir verlangen deſſen Abſetzung. Wenn ihr das Vaterland in Gefahr erklärt, ſo gebt auch zugleich die Gründe dafür an. Erklärt alle Primärverſammlungen für permanent, damit der Souverain ſelbſt über die Freiheit wache. (Beifall.) Wir bringen 8692 Fr. für den Krieg. (Neuer Beifall.)

Präſident

(nachdem er die Kammer befragt).

Bürger Bittſteller, die Geſetzgeber des franzöſiſchen Reichs thun euch kund durch mich, daß euch die Ehre der Sitzung verwilligt iſt. (Rauſchender Beifall.)

Präſident.

Herr Delaunay d'Angers hat das Wort.

Delaunay.

So lange die Anarchie noch dauert und die Ariſtokratie ſich verſchwört, iſt eine Revolution noch nicht vollendet: Ein Feldherr, die Waffen in der Hand, wagt in einem Manifeſte den Repräſentanten des Volks Lehren zu geben. (Beifall links und auf den Tribünen.) Doch ich vertraue feſt auf die Vaterlandsliebe des Heeres, die

Freiheit dieſes Landes ſteht auf unerſchütterlichem Grunde — der Rubikon wird nimmer überſchritten werden, und ſtünde ein Cäſar auf in unſerer Mitte, er würde in jedem Soldaten der Freiheit einen Brutus finden. (Beifall.)

Präſident

(zum Miniſter des Innern).

Iſt die in der vorletzten Sitzung genehmigte Adreſſe in die 83 Departemente abgeſchickt worden?

Josne.

Warum ſteht der Miniſter nicht auf, wenn der Präſident ihn anredet?

(der Miniſter erhebt ſich.)

Ich bitte um Erlaubniß, ſchriftlich zu antworten, da mir die Sache nicht recht gegenwärtig im Gedächtniß iſt.

Isnard.

Wer erkennt nicht in der Antwort des Miniſters eine Ausflucht, die den Schuldbewußten verräth? (Beifall.) Schaamlos muß der Menſch ſeyn, der auf eine Frage, auf welche ein einfaches Ja oder Nein gehört, ſo ausweichend antwortet. Wie lange noch ſollen wir die Schlangen, die uns vergiften, in unſerm Buſen nähren! Immer fordert ihr geſetzliche Beweiſe, wenn man einen Miniſter anklagt. Wollt ihr einen? Sein Stillſchweigen verdammt ihn. Wo

ſind die Verräther, fragt ihr? Hier ſteht einer — der Miniſter. (Beifall. Die Mehrheit beſchließt die Tagesordnung.)

Vergniaux.

Ein Volksvertreter muß gleich furchtlos bleiben, wenn Bajonette vor ſeinen Augen blitzen oder wenn das Gift der Verläumdung ihn beſudelt. Ich will jetzt von den innern Unruhen reden, ſie haben zwei Urſachen: adeliche Umtriebe, geiſtliche Umtriebe. Beide haben einen Zweck — die Gegenrevolution. Der König hat Ihrem Dekret über die religiöſen Unruhen ſeine Genehmigung verſagt. Irrt etwa der finſtere Geiſt der Mediciś oder des Cardinals von Lothringen noch in den dunkeln Gewölben der Tuilerien umher, lebt die heuchleriſche Blutgier der Jeſuiten Lachaiſe und Letellier in dem Buſen einiger Böſewichter aufs neue auf, will man eine neue Bartholomäusnacht und neue Dragonaden, iſt das Herz des Königs durch fantaſtiſche Ideen, die man ihm einpflanzt, verwirrt und gefangen, iſt ſein Vertrauen untergegangen in den Schrecken, womit man ſeine Seele ängſtigt? Sie, Bürger-R-präſentanten, beſorgt für die Sicherheit Ihres Vaterlandes, wünſchen zwiſchen Paris und der Gränze ein Lager errichtet zu ſehen. Sie brachten dieſe Idee mit einem Bürgerfeſte in Verbindung, das am 14. Juli zu Paris ge-

feiert werden ſollte, an dieſem ewig denkwürdigen Tage, wo die Mördergrube des Deſpotismus in Trümmer fiel. Gleich vergiftet der Hauch der Verläumdung dieſen patriotiſchen Plan, und er wird uns verweigert. Der König hat Ihrem Dekret ſeine Genehmigung verſagt. Inzwiſchen bringen die franzöſiſchen Prinzen, im Namen des Königs der Franzoſen, alle Höfe Europas gegen das Volk der Franken in Harniſch. Um die Würde des Königs zu rächen, wird zu Pillnitz die monſtreuöſe Allianz zwiſchen Wien und Berlin abgeſchloſſen; ebenfalls für den König ſammeln ſich in Deutſchland die alten Gardes du Corps unter den Fahnen des Aufruhrs; um dem König zu Hülfe zu eilen, ſuchen und erhalten die Emigranten Anſtellung in der öſterreichiſchen Armee; um zu dieſen ritterlichen Kämpen der königlichen Vorrechte zu ſtoßen, verlaſſen andere edle Ritter im Angeſicht des Feindes ihren Poſten, treten Eid und Ehre mit Füßen, beſtehlen die Kaſſen, ſuchen ihre Soldaten mit ſich fortzureiſſen — und ſuchen ſo ihren Ruhm in Feigheit, Meineid, Beſteckung, Diebſtahl und Mord. Vertreter des Volks, ſteigt nicht in eurer Bruſt eine Ahnung ihrer ſtrafbaren Hoffnungen und verbrecheriſchen Plane auf? Iſt nicht endlich der Tag gekommen, wo die Bürger, die zu Rom

ſind, und die auf dem aventiniſchen Berge lagern, ſich vereinigen müſſen? Oder wollt ihr warten, bis, müde der Beſchwerden der Revolution oder verdorben durch die Gewohnheit, um die Mauern eines Schloſſes zu kriechen, ſchwache Knaben von der Freiheit ohne Begeiſterung, von der Knechtſchaft ohne Abſcheu zu ſprechen beginnen? Man murrt gegen den Hof. Iſt dieſes Murren ungerecht? Man legt ihm treuloſe Plane zur Laſt. Was thut er, dieſen Verdacht zu entkräften? Man will die Einbildungskraft mit dem fließenden Blute des Volkes befreunden; der Pallaſt des Königs der Franzoſen verwandelt ſich plötzlich in eine Feſtung. Wo ſind denn ſeine Feinde? Gegen wen ſind dieſe Kanonen und die Spitzen dieſer Bajonette gerichtet? Die Vertheidiger der Verfaſſung ſind vom Miniſterium ausgeſchloſſen worden. Schlaff hängen die Zügel der Regierung in dem Augenblicke, wo alle Kraft des Patriotismus erforderlich iſt, ſie zu halten. Dieſe Verſammlung ſchmettert die Verſchwörer durch kraftvolle Dekrete zu Boden. Was hilft es? Eine mächtige Hand zerreißt ſie. Unſer Glück, unſer Leben, unſere Freiheit ſind bedroht — frech erhebt der Deſpotismus ſein lange gebeugtes Haupt, weidet ſeine Blicke an unſerem Elend und harrt heißhungrig der Beute, ſie zu ver-

zehren. Auf Franzoſen, auf, das Land eurer Heimath zu retten. Ich trage darauf an, daß dieſe Kammer das Vaterland in Gefahr erkläre?

Dumas.

Meine Herren! ich will keinen Schatten auf die Beweggründe des Herrn Vergniaur werfen, ſondern mich rein an die Sachen ſelbſt halten. Meine Meinung iſt daher, daß die Reſerve unverzüglich zuſammengezogen werde; da aber die Miniſter für das Veto nicht verantwortlich ſeyn können, und da ſie für die Sicherſtellung des Reichs Alles gethan haben, ſo glaube ich, daß kein Grund vorhanden ſey, ſie zur Verantwortlichkeit zu ziehen.

Auf der andern Seite rufe man ſich den Zeitpunkt in Erinnerung zurück, wo die konſtituirende Verſammlung die Freiheit des Gottesdienſtes verwirklichte. Seit dieſem Dekret haben die religiöſen Unruhen aufgehört; dieſe unbeſchränkte Freiheit hat ſehr wenige Nachtheile gehabt. Es hieße die Freiheit ſelbſt vernichten, wenn man heute niederſchlagende Mittel anwenden wollte. Ich verlange demnach die Tagesordnung über dieſen zweiten Klagepunkt.

Herr Vergniaur hat ferner, obwohl auf unbeſtimmte Weiſe, den Artikel der Verfaſſung in Anregung gebracht, worin es heißt:

„wenn der König sich an die Spitze einer „Armee stellt und deren Streitkräfte gegen „die Nation leitet, oder wenn er sich nicht, „durch einen förmlichen Akt, einem solchen „Unternehmen, das in seinem Namen voll„zogen würde, widersetzt, so soll dafür ge„halten werden, daß er der Krone entsagt „habe.“

Je nun! Mögen die Emigranten, mögen diese Menschen, welche schaamlos mit Feuer und Schwerdt in ihr Vaterland einfallen, sich mit dem Namen des Königs waffnen: was ist daraus zu folgern, als daß sie unverschämte Verräther sind; man weiß ja, daß der König weder durch Wort noch That sie zu dieser Sprache ermächtigt hat.

Eine Stimme auf der äußersten linken Seite.

Und seine Reise nach Varennes?

Thuriot.

Und das Veto auf das Dekret gegen die Emigranten?

Dumas.

Ich behaupte, daß alle vom König ausgegangenen Akte diese Anschuldigungen förmlich widerlegen. Nein, meine Herren, der König wird niemals zu Ihnen sagen: Ich will Despot seyn, ich habe die Konstitution blos angenommen, um nicht den Thron zu verlieren. Er kennt zu gut

seine falschen Freunde; er hat sie seit der Revolution kennen lernen; er weiß, wie sie ihn unter allen Umständen verrathen haben. Ich glaube demnach, daß wir mit aller Sicherheit auf das gemeinschaftliche Interesse der beiden konstituirten Gewalten fußen können.

Ich kann daher der Meinung des Herrn Vergniaux, das Vaterland in Gefahr zu erklären, nicht beitreten. Wollen Sie den patriotischen Eifer, und nicht die Gährung, die Kraft der Gefühle, nicht deren Ueberspannung, aufregen — so sey Ihre Botschaft an den König das Unterpfand unserer vollkommensten Uebereinstimmung. Wenn der Friede hier ist, wird er im ganzen Reiche seyn.

Mehrere Stimmen von der rechten Seite.

Möge es weder Jakobiner noch Feuillants mehr geben!

Gernau.

Zur Ordnung die Unterbrecher! Hier gibt es keine Jakobiner und Feuillants, sondern blos Gesetzgeber.

Mazuyer.

Wenn dieses Haus das Vaterland in Gefahr erklärt, so sollte die Proklamation der gesetzgebenden Versammlung von äußeren Zeichen begleitet seyn, welche Sinn und Geist ergreifen. Da wird das Martialgesetz mit Zeichen der

Trauer verkündet. Ich wünschte, daß die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes mit Trauergepränge verkündet werde, dadurch den öffentlichen Schmerz und die Bestürzung des Volkes anzudeuten.

Vaublanc.

Ich bin nicht der Meinung, daß eine Erklärung dieser Art die Seelen mit Schrecken erfüllen sollte. Man ruft einer großen Nation zu: „das Vaterland ist in Gefahr!“ Was ist dieß anders, als ein Aufruf an die Bürger, zu den Fahnen der Nation zu eilen? Fürderhin schweigen alle Rücksichten, der Bürger vergißt Hab und Gut, Weib und Kind — nur an Krieg und Waffen denkend. (Beifall.) Nur zwei Dinge bedarf die Freiheit zu ihrem Schutze: Männer und Eisen.

Torné, Bischof von Bourges.

Der Augenblick ist da, wo man frei reden muß im Angesicht des Volks und seiner Vertreter. Schweigen — wäre Feigheit oder Hochverrath. Die Krisis, worin wir uns befinden, ist groß, wenn ich mich nicht sehr irre. Die Konstitution — wer mag es läugnen — ist bedroht, der Feind von außen will sie vernichten, eine zahlreiche Faktion verkehrter Bürger arbeitet von innen, sie durch Bürgerkrieg zu stürzen. Diese Verschwörer bedürfen keinen Anführer.

So lange der Monarch nicht mit Kraft gegen ſie auftritt, ſo lange er nicht die Allmacht der vollziehenden Gewalt mit unausgeſetzter Strenge gegen ſie gebraucht — gibt er ſich ſchon dadurch als ihren Anführer zu erkennen. Das Eigenthümliche dieſer Revolution iſt, daß der König, ohne offen als ihr Feind aufzutreten, ſchon dadurch, daß er nicht leidenſchaftlich für ſie iſt, nothwendig der Mittelpunkt aller derer wird, welche ſie verabſcheuen. Schon dadurch, daß es Faktionen gegen die Freiheit gibt, erklärt ſich der König als deren Stütze; ſchon dadurch, daß er die aufrühreriſchen Ariſtokraten nicht zu Boden ſchmettert, ermuthigt er ſie; wenn er nicht gegen die Ligue der Prinzen, zu ſeinen Gunſten geſchloſſen, mit Kraft donnert, ermuntert er ſie ſchon dadurch; läßt er ſich in den geringſten Streit mit der Nationalverſammlung ein, ſo entfeſſelt er dadurch gegen ſie alle Greuel der Verläumdung und alle Treuloſigkeit der Komplotte; ſcheint der Monarch nur einen einzigen Blick hinter ſich, nach der verlorenen alten Gewalt, zu werfen, ſo ruft er dadurch alle diejenigen unter ſein Panier, die durch die Revolution in fühlbaren Verluſt gerathen ſind. Hört und widerlegt mich, wenn ihr könnt! Iſt es wahr oder nicht, daß in allen Theilen dieſes Reichs mehr als je der Fanatismus die Fackel

der Zwietracht schwingt, und daß, unter der Egide eines wahrhaft anarchischen Veto, aufrührerische Priester unsere Dekrete verhöhnen? Ist es wahr oder nicht, daß ein zweites Veto, welches das weise Dekret, unter den Mauern der Hauptstadt ein Lager von 20,000 Nationalgarden zu bilden, zurückstoßt, die Dolche der Aufrührer und Meuchelmörder, welche sich von allen Seiten in Paris einfinden, gleichsam sanktionirt? Zweimalhunderttausend Feinde, auf unsern Gränzen stehend, werden für Frankreich seine neue Gesetzgebung, und Braunschweigs Manifest seine neue Konstitution seyn. Der König, dem neuen Vertrag entgegeneilend, wird ihn unterzeichnen gleich dem ersten. Werden unter diesen Umständen die verfassungsmäßigen Schritte genügen, um Frankreich zu retten? Die wahre Verfassung jeder Nation, die sich in Gefahr befindet, liegt nach meiner Meinung einzig in den Worten: „das Wohl des Volks ist das höchste Gesetz!“ Ich trage auf folgendes Dekret an:

Art. 1, Die gesetzgebende Versammlung erklärt der Nation: Bürger, das Vaterland ist in Gefahr. Art. 2, die Nationalversammlung behält sich vor, diejenigen außerordentlichen Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände erfordern möchten, und sich dabei nach

der über jeder Konſtitution ſtehenden Maxime zu achten: das Wohl des Volks iſt das höchſte Geſetz.

Einige Stimmen:

Den Druck! —

Andere:

Nein! Nein!

Vaublanc und Paſtoret.

Ich verlange, daß der Redner zur Ordnung gewieſen werde.

Marant.

Vor etwa ſechs Wochen, als ich mit dem Herrn Abbé Torné im Garten der Feuillants ſpazieren gieng, fragte er mich, was ich über Frankreichs Lage denke. Er ſagte mir dabei, daß, um Frankreich zu retten, die Nationalverſammlung ſich aller Gewalt bemächtigen und ſich, wenn ſie Widerſtand finde, in den Süden zurückziehen müſſe.

Torné.

Von zwei Dingen eines ....

Carnot der jüngere.

Wir können nunmehr Herrn Torné und Herrn Marant hinlänglich beurtheilen; ich trage auf die Tagesordnung an. (Die Verſammlung beſchließt die Tagesordnung.)

Präſident.

Herr Briſſot hat das Wort über die zur allgemeinen Sicherheit zu ergreifenden Mittel.

Lamourette.

Ich will einen vermittelnden Antrag über den Gegenſtand der Diskuſſion machen.

Meine Herren! Man hat Ihnen und wird Ihnen noch ferner außerordentliche Maßregeln vorſchlagen, um den Spaltungen, welche Frankreich zerreiſſen, Einhalt zu thun; aber unter allen dieſen Maßregeln hat nicht eine einzige den Zweck erreicht, weil keine umfaſſend iſt, und weil man niemals bis zu der wahren Quelle unſerer Uebel hinaufſtieg. Dieſe Quelle der Zwietracht, die verſtopft werden muß, iſt die Spaltung der Nationalverſammlung. Die Stellung des geſetzgebenden Körpers iſt der wahre Thermometer der Nation; hier iſt der Hebel, der die große Staatsmaſchine in Bewegung ſetzt. Wie, Repräſentanten! Ihr haltet in Euren Händen den Schlüſſel des öffentlichen Wohls, und ihr wollt die Mittel verſchmähen, in eurer eigenen Mitte Frieden und Eintracht wieder herzuſtellen! Man wendet ein, daß dieſe Wiedervereinigung unthunlich ſey. Nicht ohne Schauder konnte ich dieſes vernehmen. Was iſt am Ende an allem dieſem Mißtrauen? Ein Theil der Verſammlung beſchuldigt den andern, daß er den Thron ſtürzen

wolle. Der andere Theil verdächtigt den ersten, daß er die konstitutionelle Gleichheit vernichten will, indem er zwei Kammern fordert. Nun, Repräsentanten! laßt uns nun einen gemeinschaftlichen Fluch aussprechen gegen die Republik sowohl als gegen die beiden Kammern! (allgemeiner Beifall.) Laßt uns schwören, daß uns fürderhin nur ein Geist und ein Gefühl beseele! ich trage darauf an, daß der Präsident die einfache Frage stelle; wer die Republik und die beiden Kammern gleicher Massen abschwört, erhebe sich.

(Die ganze Versammlung erhebt sich und leistet den Eid, an der Konstitution fest zu halten. Die Tribünen nehmen Theil an dem allgemeinen Enthusiasmus.)

Emery.

Ich trage darauf an, daß die Versammlung auf der Stelle eine Deputation von vierundzwanzig Mitgliedern mit dem Protokollauszug an den König abschicke. (Der Vorschlag wird angenommen, die Deputation ernannt und in die Tuilerien abgesendet.)

Präsident.

Meine Herrn! eine Deputation des Gemeinderath's von Paris bittet um Gehör vor den Schranken dieses Hauses. (Die Deputation wird eingeführt.)

Tallien, Sprecher.

Die Freiheit iſt in Gefahr, dieſe Hauptſtadt in Beſtürzung — ein kontrerevolutionäres Direktorium hat Petion ſeines Amts entſetzt. Petion unſer Vater, der Freund des Volks, iſt angeklagt. Und warum? weil er am 20. Juni nicht das Blut des Volks vergoſſen, weil er nicht den Jahrestag einer der denkwürdigſten Epochen der Revolution in einen Tag des Leids und der Trauer verwandelt hat. Der Gemeinderath hat Ihnen erklärt, daß Petions Verbrechen auch das ſeinige ſey. Es iſt auch das unſerige, und wir wollen das Loos unſeres tugendhaften Vorgeſetzten theilen.

Präſident.

Die Nationalverſammlung beſchließt, daß die vollziehende Gewalt über die Maßregeln, welche ſie hinſichtlich der Suſpenſion des Maire und des Prokurators der Gemeinde ergriffen, unverzüglich Rechenſchaft abzulegen habe.

(Die Deputation kehrt zurück. Der König, von allen ſeinen Miniſtern begleitet, iſt in ihrer Mitte. Allgemeiner Ruf: Es lebe der König! Der König ſetzt ſich in der Nähe des Präſidenten nieder.)

Der König.

Meine Herrn! Mein Herz iſt tief gerührt, da es Sie alle zum Wohl des Vaterlandes vereinigt findet. Lange ſchon harrte ich mit Sehn-

dieſem wohlthätigen Augenblicke entgegen
etzt iſt mein Wunſch erfüllt. Die Nation
ihr König ſind ein's, beide haben den näm-
n Zweck; ihre Vereinigung wird Frankreich
n. Die Konſtitution muß forthin der Mit-
nkt ſeyn, um den ſich alle Franzoſen ſam-
. Der König wird Ihnen das Beiſpiel
geben. (Allgemeiner Beifall.)

Präſident.

ire! Dieſer merkwürdige Zeitpunkt der Ei-
it aller konſtituirten Gewalten erfüllt die
en der Freunde der Freiheit mit Freude,
ihre Gegner mit Schrecken. Aus dieſer
gung wird die erforderliche Kraft hervor-
, um die gegen das freie Volk der Fran-
verbündeten Tyrannen zu bekämpfen. Sie
r ſicherſte Bürge des Siegs.

König verläßt unter dem allgemeinen Ruf: Es
ebe die Nation! Es lebe der König! den Saal.)

Präſident.

e Kammer beſchließt, einen Auszug ihres
olokolls an die 83 Departemente und an die
ee abzuſenden. Die Tagesordnung führt
Berathung über die Maßregeln allgemeiner
erheit. Herr Briſſot hat das Wort.

Briſſot.

e Brüderſchaft, die ich an dieſem Tage der
ervereinigung allen meinen Kollegen ge-

ſchworen, verbannt aus meiner Seele und aus meiner Rede jede Perſönlichkeit, jeden Haß; aber ſie legt mir auch die Verpflichtung auf, die Wahrheit ohne Rückhalt zu ſagen. Unſere Wiedervereinigung hat unſere Kräfte vermehrt, nicht aber die Gefahren vernichtet, die uns drohen. Preuſſen, Oeſterreich, Sardinien, Neapel, Rußland, Spanien waffnen ſich gegen uns, und glaubt ja nicht, ihr Vertreter dieſes freien Volks, daß der Zweck dieſer Mächte blos dahin gehe, einige Schlachten zu gewinnen, etliche Städte zu nehmen! Ihr Plan geht tiefer — ſie wollen die Quelle des Geiſtes der Freiheit verſtopfen, weil ſie die Macht des Volkes auf den Umſturz der Thronen gründet. Die Könige ſind reif, ſie wollen den Augenblick ihres Falls verzögern. Es iſt ein Krieg auf Leben und Tod. Man will Euch wieder in die alten Ketten ſchmieden. Sie haben ihr Geheimniß verrathen, als ſie in ihren pomphaften Manifeſten von Züchtigung der Aufrührer, von Auflöſung der Volksgeſellſchaften ſprachen. Das allein verſtanden ſie unter ihrem Kriege gegen die Jakobiner. Sie wußten wohl, daß dieſe Jakobiner keine Macht ſind, daß ſie weder Geld noch andere Mittel der Gewalt beſitzen; aber ſie waren ihnen furchtbar und verhaßt als Vulkane, aus deren Schlund unaufhörlich eine unverſieg-

bare Flamme auf die Häupter der Tyrannen
ausſtrömt. Nicht mit Dolchen kämpfen die Män-
ner der Freiheit, ſondern mit dem Evangelium
der Konſtitution. Gegen die Revolution, die Erklä-
rung der Menſchenrechte, gegen die Souverä-
nität des Volks führen jene Fürſten Krieg.
Hier ſind die gewöhnlichen Streitkräfte nicht
hinreichend, die ganze Nation muß ſich erheben
und ein unermeßliches Lager bilden gegen die
Feinde des Vaterlands. Sagunt lebe wieder
auf in unſerer Mitte — Weiber und Kinder
ſollen zu den Waffen greifen und an der Seite
des Gatten und Vaters ſterben. (Beifall.) Aber
wendet man ein, zahlreiche Aushebungen zur
Ergänzung der Armee ſind ja angeordnet. Wollt
ihr denn immer noch an dieſen alten langſamen
Formen kleben? Auf der Stelle müßt ihr Män-
ner haben — die Föderation wird Euch geben.
Sie haben keine Uniform. Was thut es — der
Muth des Mannes hängt nicht von der Farbe
eines Rocks, nicht vom Rocke ſelbſt ab! (Bei-
fall.) Die Amerikaner hatten keine Schuhe, als
ſie zu Treutole ſiegten. Es fehlt an Flinten.
Bewaffnet Euch mit Piken und Aexten, verviel-
facht eure Taktik. Wir haben keine Generale.
Gibt es denn kein Mittel, ſie zu finden? hebt
die alten Geſetze auf, wenn das Vaterland in
Gefahr iſt. Dieſes langſame Vorrücken mag

gut ſyn zur Zeit des Friedens. Im Kriege taugt es nicht. Freiheit, edler Ehrgeitz werden die Talente ſpornen und reifen. Erklärt das Vaterland in Gefahr, erklärt Euch permanent. Sendet Eilboten in alle Departemente, ganz Frankreich ſtehe auf. Dann wird ſich zeigen, ob die vollziehende Gewalt wahrhaft das Heil des Landes will. Handelt ſie aufrichtig, ſo wird ſie ſich an uns anſchließen, wo nicht... hier halte ich ein. Bürger-Repräſentanten, wer iſt Schuld an den Unfällen des Vaterlandes? Ein einziger Menſch, den das Volk zu ſeinem Oberhaupt, den wortbrüchige Hofſchranzen zum Feinde des Volks gemacht haben. Führt eure erſten Streiche gegen den Hof der Tuilerien — dort iſt der Sammelplatz aller Verräther. Ich trage darauf an, das Vaterland in Gefahr zu erklären.

Mehrere Stimmen.

Leſt den Entwurf der Erklärung, den Entwurf!

Lacepede (auf dem Rednerſtuhle).

Hier iſt er: „Akt des geſetzgebenden Körpers. Zahlreiche Heere rücken gegen unſere Gränzen. Im Innern greifen alle Feinde der Verfaſſung zu den Waffen. Bürger, das Vaterland iſt in Gefahr!“ (Die ganze Verſammlung erhebt ſich und beſchließt die Abſendung der Adreſſe an die 83 Departemente und an die Armee.)

Vierte Scene.

29. July 1792.

Gasthof zum Zifferblatt in Charneton. Eine ungeheure Tafel ist gedeckt. Der Saal ist mit Blumen und dreifarbigen Fähnchen geschmückt. Man liest unter den Verzierungen mehrere Inschriften, als zum Beispiel: 20. Juni, Schwur im Ballhause. — 6. Oktober Besuch in Versailles. — 14. Juli Einnahme der Bastille. — Der Tod der Tyrannen ist die Rettung des Volks. — Um das Haus drängt sich eine unermeßliche Volksmenge und läßt von Zeit zu Zeit den Ruf hören: es leben die Föderirten! es leben die Marseiller! — Föderirte, Sansculotten und Nationalgarden gehen ab und zu, stoßen an und trinken. Eine militärische Musik spielt das Marseiller Lied.

Föderirte und Sansculotten.

Erster Sansculotte.

Komm, Bruder, wir wollen zu unsern Freunden da unten. Da sind Kerle, denen man nicht mit dem Holzschlegel winken muß.

Erster Föderirter.

Tausend Millionen Donnerwetter, ihr seyd wackere Bursche hier zu Land. Blitzkerls die Föderirten, immer auf den Füßen, ihre Beine sind wie der Freiheitsbaum hart Holz, man könnte Piken daraus machen. Nun, wie stehts, es ist ja schon Quartier gemacht.

Erster Sansculotte.

Nur ruhig, Bruder, der Schmied versteht sich aufs Eisen, und die Aristo — tausendsakrement

werden auch schon Quartier machen, oder d
Teufel soll sie holen.

Erster Föderirter.

Schon recht, Bruder. Wir wollen jetzt d
wenig über die öffentlichen Angelegenheiten spr
chen, denn zum Spazierengehn sind wir nic
daher gekommen, wie die seligen Dolchritter.

Zweiter Sensculotte.

Nun, es gibt halt Krieg, und der König v
Preussen, mit seiner Lumpenbagage, und uns
ehrsamer Herr Neffe Franziskus Aristocrie
sind im Marsch; so heißt es wenigstens.

Erster Föderirter.

Desto besser; so halten sie uns doch nicht f
Marionetten.

Dritter Sansculotte.

Milliarden Schock Donnerwetter! für Mari
netten! Bruder Phocion von Marseille, w
müssen zusammenhalten und der Ar.. soll ihn
feuern oder der Teufel soll mich in tausen
Stücke zerreissen.

Zweiter Sansculotte.

Ach, ach! die Kerls haben ein großes Ma
aber wenns drauf und dran kommt, werden
den Reissaus nehmen; aber Hundsfötter bleib
sie bei allem dem, und der Teufel soll das a
Rindvieh von Brauns... brauns.... Brons.

pic oder wick, oder wie der Esel sonst heißt, holen!

Dritter Sansculotte.

Das muß ich sagen, ihr Herren Ueberrheiner, für hohe Häupter habt ihr verdammt wenig Lebensart, und eure Schulmeister haben Euch das Geld aus der Tasche gestohlen.

Erster Föderirter.

Es ist doch nicht ganz richtig, wie man munkelt, und ich glaube, wir müssen uns beeilen, den Cromwell — Lafayette, auch Blondinet genannt, zu arretiren, oder die Spitzbuben verkaufen uns wieder.

Zweiter Sansculotte.

Er kann mir gestohlen werden! man kennt ihn, den General Mignon, und seinen Feuillantino — Oesterreichischen Anhang; die können uns die Pferde putzen und die Krautdorschen fressen, die wir weg werfen!

Erster Föderirter.

Aber diese Könige, diese Adelichen, diese Pfaffen, und überhaupt alle diese Tyrannen und Tyrännlein, scheinen sich doch recht gut zu verstehen.

Zweiter Sansculotte.

Da scheeren wir uns den Teufel drum! Krieg und Konstitution, Konstitution und Krieg —

und ſie ſind zuſammengehauen wie Kraut und Rüben.

Caſtillau, Föderirter (betrunken).

He da, ihr Leute! ſpricht man auch vom Krieg in dieſem Hauſe da? wollen wir nicht lieber dieſe Citadelle hier (auf eine ungeheure Paſtete deutend, welche die Baſtille vorſtellt) einnehmen?

Erſter Föderirter.

Wirſt du denn nie höflich werden, Bruder! ſo warte doch, bis dieſe Herrn dich einladen.

Caſtillau.

Um Vergebung, Bürger Hoſenlos, ich trage die Gleichheit im Herzen, ich, und ich warte nicht lange auf Einladung. (Er will die Paſtete mit ſeinem Säbel anhauen, ſein Kammerad wendet den Streich ab.)

Erſter Föderirter.

Ruhig du, oder die Brüderſchaft hört auf.

Caſtillau.

Alle Teufel, bin ich nicht auch ein guter Föderirter, ich? aber gebt mir nur einen Schluck zu trinken, denn meine Gurgel brennt für das Vaterland. (Er ſtoßt ſich und fällt zwiſchen die Seſſel und die Tafel.)

Zweiter Sansculotte.

Das iſt ein guter Patriot, meiner Treu!

Erſter Föderirter.

Ein Bruder Liederlich, ſonſt aber ein guter Kerl. Du meinſt alſo, ſie werden zuſammen gehauen wie Kraut und Rüben?

Zweiter Sansculotte.

Ja, und der gekrönte Reſtaurateur kann das Feuer an ſein altes Hausgeräthe legen.

Dritter Sansculotte.

Ei, was ſpricht man denn auf dem Lande von unſerm gekrönten Reſtaurateur?

Erſter Föderirter.

Heidenblitz! was wird man von ihm ſagen? er ſey nur König durch das Volk, und wenn die Nation dieſen Tollheiten noch länger geduldig zuſehe, ſo ſeyen wir Haſenfüße, die ſich von den Flöhen freſſen laſſen und nicht den Muth haben aufzuſtehen, um Feuer zu ſchlagen und ſie alle zuſammen zu kniggen.

Dritter Sansculotte.

O ho! laßt nur einmal das Licht brennen, ſo wird man hell genug ſehen, und es wird keiner von dieſen Burſchen übrig bleiben.

Caſtillau (wiederaufſtehend).

Ja, Millionen gewichſte Schnurrbärthe! die Freiheit, mein Herzenstöchterchen, ſitzt ja auf der Lafette einer Kanone — mag das Feuer und der Salpeter ihren Unterrock verbrennen, dieſe Hunde werden doch vor Schrecken zu Be-

den fallen, wenn ſie ſie farzen hören, wie eine Nonne, der ein halb dutzend unverdaute Paſteten im Leibe liegen.

Erſter Sansculotte.

Wohlgeſprochen, Kamerad. Aber ich will euch was ſagen, vor Allem müßen wir das Ungeziefer im innern zertreten, das uns die Haut blutig frißt. Iſt der Körper krank, ſo muß man zur Ader laſſen. Die Feinde von außen kümmern mich wenig, aber im innern haben wir Ariſtokratenhunde und Egoiſten, die, wie ein Schwein, im Leben zu nichts gut ſind, und Ingnoranten, die nicht weiter ſehen, als ihre Naſeſpitze geht. Alles dieſes Ungeziefer muß krepiren, ſonſt wird der Körper nicht geſund.

Zweiter Sansculotte.

Je nun, was mich betrifft, ſo bin ich dafür, daß Alles zu den Waffen greift, denn unſere Kameraden in der Armee werden Verſtärkung brauchen. Was ſagſt du dazu, Bruder?

Erſter Föderirter.

Ich, ich bin für die patriotiſchen Gaben und ich . . .

Zweiter Sansculotte.

Ja, es iſt was ſchönes darum, wenn die Bürger auf dem Altar des Vaterlandes ausgezogen werden, und alle Pyramiden des Egyptenlandes würden, wie neulich ein Bürger Repräſen-

tant treffend ſagte, nicht hinreichen, um die Namen derjenigen aufzuzeichnen, welche ihre Geſchenke darbringen.

Erſter Föderirter.

Ja, weiß Gott, ich muß darüber weinen vor Freude.

Dritter Sansculotte.

Ja, kommt herbei, ihr Kinder Frankreichs aus Stadt und Land — man nimmt hier Geld und Papier, Löffel und Teller, Tabacksdoſen und Uhren, und alles, was ihr habt! Folgt dem Beiſpiele der Kinder Iſrael, und ſtatt eines goldnen Kalbes wollen wir einen Stier gieſſen, der die Ariſtokratenhunde auf ſeinen Hörnern tanzen läßt.

Zweiter Sansculotte.

Das muß man ſagen, es iſt ein großes Ding um die Zeit; ſie macht Alles anders.

Da ſind die patriotiſchen Gaben, und mit den Soldaten geht man auch anders um, als in den alten Zeiten.

Erſter Föderirter.

Ja, da waren ſie Automaten und ließen ſich für das: „Hieran geſchieht unſer gnädigſter Wille“ ſchlachten. Damals heulten Vater, Mutter, Brüdern und Schweſtern, wenn der Sohn auszog. Nichts mehr von allem dem. Man lacht, die

Mama ſchnürt den Bündel, die Jungfer Schweſter zieht ihm die Kamaſchen an, und der Papa füllt den Beutel.

Zweiter Sansculotte.

Ja, ja! die Birne iſt reif — wehe der Naſe, auf welche ſie fällt!

Erſter Sansculotte.

Was iſt denn für ein Teufelslärm da unten?

Dritter Sansculotte.

Gott verdamm mich, das iſt Roſcher mit ſeiner rothen Mütze?

Erſter Föderirter.

Was iſt denn mit dieſer Mütze?

Dritter Sansculotte.

Das iſt die Mütze, die der Lumpenkönig am 20. Juni auf dem Kopfe hatte.

(Wiederholter Ruf: es leben die Föderirten! es leben die Sansculotten!)

Roſcher

(in der Mitte einer Gruppe, eine Pike ſchwenkend, auf welcher eine rothe Mütze ſteckt.)

Bürger-ohne-Hoſen, ihr ſeyd wackere Leute, und die Schreier über dem Rhein werden es ſchon erfahren. O, ihr Herrn Ariſtokratenhunde, ihr ſchneidet gewaltige Geſichter, wenn man Euch von Gleichheit ſpricht. So iſt's recht. Ihr werdet uns doch nicht alle auffreſſen, wie eine Platte Auſtern. Halt ein wenig, es gibt

ein Mittel dagegen, und das (er ſchwenkt ſeine Mütze) iſt dieſe kleine liebe Mütze da, eine Krone wenigſtens iſt ſie werth. Fragt einmal Ludwig den Falſchen, Nero genannt. Bürger-ohne-Hoſen, die drei Farben erfreuen des Menſchen Herz. Empfangt dieſes Geſchenk als Freunde und Brüder. Dieſe Mütze da bedeutet den Verräther, der am Herzen des Vaterlandes nagt; das Eiſen, das ſie trägt, ſoll ihn züchtigen: ich lege es in eure Hände.

Fournier, der Amerikaner genannt.

Freunde, die Ohnehoſenſchaft ſiegt, und die gekrönten Räuber liegen in den letzten Zügen. Der große Siegang iſt da, und die Throne werden fallen wie Kegel. Freude ſey in den Herzen der Föderirten. Ich nehme dieſes Eiſen an im Namen der Marſeiller, um damit die Mütze zu durchſtechen — ein freier Mann ſoll ſich nicht die Hände mit ihr beſudeln, ſie hat das Haupt des Tyrannen berührt. (Er nimmt die Mütze, zerreißt ſie und tritt ſie mit Füßen. Die Muſik ſpielt einen Marſch, während deſſen die Gäſte unter dem Ruf: es lebe die Nation! Es leben die Sanscülotten und die Marſeiller! an der Tafel Platz nehmen.)

Fortſetzung der vierten Scene.

Ein Kabinet in dem Banquethauſe.

Barbaroux. Lebrequi. Santerre Briſſot, Vergniaux. Legendre. Bazire. Fournier. Corsas. Chabot. Lejuski, Carra. Lagnoy. Robere. Panis. u. ſ. w.

Barbaroux.

Vor allen Dingen Schnelligkeit.

Briſſot.

Du haſt Recht, aber man muß auch ſicher gehen.

Santerre.

Schnelligkeit und Feſtigkeit können allein und den Erfolg ſichern. Nur keine halben Maßregeln!

Briſſo.

Einfache Abſetzung.

Barbaroux.

Und dann die Regentſchaft.

Santerre.

Es wird ſich zeigen ....

Briſſot.

Was geſchieht, muß durchgreifend ſeyn. England und Pitt treiben ihr Spiel mit Frankreich. Pitt hat ſich für die Monarchie erklärt. Wenn einmal Orleans am Ruder wäre, könnte wohl...

Panis.

Wenn, abermals die Föderation....

Barbaroux.

Aber, Bürger, beſteht denn nicht die ganze Stärke der amerikaniſchen Union in ihrem Föderativvertrage? Welches ſchönere Beiſpiel könnten wir uns denn nehmen?

Santerre.

Keine Föderation, oder ihr werdet Cromwell-Lafayette haben. Verlaßt euch darauf.

Barbaroux.

Gleichwohl iſt dieſe Organiſation die einfachſte, und die Eintheilung der vormaligen Provinzen in Departements ſcheint ganz geeignet, dieſes Syſtem ins Leben zu rufen. Im Falle eines feindlichen Einfalls bleiben alle Hülfsquellen des Staats in dem Theile des Landes unberührt, die der Feind noch nicht beſetzt hätte. Iſt auch für einen Augenblick der Norden eingenommen, ſo kann er vom Süden aus, den die natürlichen Bollwerke der Loire und der Sevennen decken, wieder gewonnen werden.

Santerre.

Was du hier ſagſt, iſt beleidigend für die Pariſer, und die Sektionen der Hauptſtadt nehmen es alle Tage mit deinen Südländern auf.

Barbaroux.

Möglich, aber du begreifſt dieſes Syſtem nicht, Santerre, und ſollteſt darüber ſchweigen.

Vergniaux.

Ganz einfache Vorkehrungen: die ganze Masse des Volks in Bewegung ſetzen, die Sektionen bewaffnen und ſie in die Höfe und Gärten der Tuilerien führen.

Santerre.

Ein zweiter 20. Juni. Ganz recht, aber dießmal muß man ihn nicht entwiſchen laſſen und ihm ſein Veto abnehmen.

Barbaroux (für ſich).

Immer das Aeußerſte ....

Santerre (zu Barbaroux).

Was ſagſt du?

Gorſas.

Halt .... Und was machen wir mit Petion?

Briſſot.

Man hält ihn gefangen.

Bazire.

Sonſt möchte er uns abermals Steine unter die Räder werfen, wie am 14. Juli und bei der Feyer des Baſtillefeſtes.

Barbaroux.

Man muß ihn durchaus in ſeinem Hauſe feſthalten.

Garſas.

Nun von den Mitteln, die in Anwendung zu bringen ſind.

Santerre.

Mordelement! deine Marſeiller mögen gut ſeyn, aber unſere Sektionen geben ihnen in nichts nach. Wenn du Luſt haſt, es zu erfahren ....

Briſſot.

Frieden zwiſchen uns, und keine Eiferſucht, als die für das öffentliche Wohl! Vergniaur, was hältſt du davon?

Vergniaur.

Daß ihr Kinder ſeyd, die ſich zanken. Was ſtreitet ihr um Worte in einem Augenblicke, wo vielleicht Frankreichs Schickſal von eurer Entſcheidung abhängt. Seyd einig im Namen des Vaterlandes! Wovon jetzt allein die Rede ſeyn kann, iſt, den Eingriffen der vollziehenden Gewalt ein Ziel zu ſetzen und das Heil dieſes Landes durch große Maßregeln zu ſichern. Darum haben wir das Vaterland in Gefahr und die Sektionen permanent erklären laſſen. Die Nationalverſammlung muß nun ihr Werk vollenden. Damit aber die Ausübung ihrer Souveränität geſetzlich und fruchtbringend ſey, muß das Volk, dieſer erſte und einzige Souverän, ſeine Geſinnungen laut ausſprechen.

Panis.

Und was ſoll zu dieſem Ende geſchehen?

Fournier.

Die Sektionen in Maſſe ....

Santerre.

Ich ſtehe gut für 40,000 Mann.

Vergniaux.

Wohl. Aber um die Souveränität des Volks auf eine feierliche Art zu äußern, muß alles mit Ruhe und Würde geſchehen.

Santerre.

Ich habe von 40,000 Mann geſprochen; ſie ſtehen auf den erſten Wink bereit.

Barbaroux.

Morgen alſo ſollen ſich die Sektionen in Marſch ſetzen; die Vorſtädte Saint-Marceau und Saint-Antoine ſollen bewaffnet zu den Marſeillern ſtoßen. Man defilirt über die Kai's und gibt dem Ganzen den Anſtrich eines brüderlichen Feſtes, um das Mißtrauen des Hofs nicht zu wecken, und ſo werden wir ohne Schwerdtſchlag vor der Wohnung des Tyrannen eintreffen.

Chabot.

Könnte man nicht unterwegs den Artillerie-Park des Gemeindehauſes wegnehmen?

Santerre.

Oder ins Arſenal marſchiren?

Bazire.

Ja, ins Arſenal, denn ich traue noch immer Petion nicht; an ſeinen guten Geſinnungen zweifle ich zwar keineswegs; ſeinen Namen müſſen wir haben, aber wir bedürfen zugleich durchgreifenderer Maßregeln, als ſeine Beſchlüſſe zu ſeyn pflegen.

Barbaroux.

Wir ſenden 400 auf die Mairie, um daſelbſt Petion feſtzuhalten, und 1000 Mann auf das Gemeindehaus. Die Getreidehalle, das Invalidenhaus, die Hotels der Miniſter und alle Brücken über die Seine müſſen ebenfalls beſetzt werden.

Santerre.

Sofort verrammeln wir die Zugänge zum Carouſſelplatze und zu den Kai's. Wir ſtellen dort unſere Batterien auf; das übrige gibt ſich von ſelbſt.

Gerſas.

Ordnung vor allen Dingen. Alle bewaffneten Bürger müſſen in den Garten der Tuilerien geſchafft werden, und das Lager wird nicht eher aufgehoben, bis wir zu unſerm vollen Rechte gelangt ſind.

Barbaroux.

Ja, die ganze Bevölkerung von Paris muß in den Tuilerien lagern und darf die Waffen

nicht eher niederlegen, bis durch große Maßregeln die Freiheit geſichert iſt.

Vergniaur.

Und durchaus keine Unordnungen! Todesſtrafe über Diebſtahl, Gewaltthätigkeiten und Ungehorſam gegen die Anführer. Der Aufſtand ſey majeſtätiſch, wie die Furcht, und heilig, wie die Rechte, welche ſie befeſtigen ſoll.

Barbaroux.

Und mögen die Tirannen erfahren, daß die Völker ſich nur erheben dürfen, um die Feſſeln der Knechtſchaft zu brechen.

Carre.

Noch ein Wort: Damit an einem ſo feierlichen Tage Ein Gefühl alle Patrioten beſeele, ſo ſollen die Sektionen und die Föderirten Fahnen mit der Ueberſchrift führen: Aufſtand des ſouverainen Volks gegen die vollziehende Gewalt.

(Sie gehen Arm in Arm ab.)

Fünfte Scene.

Nacht vom 29. auf 30. Juli 1793. — Robespierre's Wohnung in der Straße Saint-Honoré. — Ein ſorgfältig eingerichtetes Zimmer. — Auf dem Kamin eine Büſte Robespierres; rechts an der Mauer ſein Portrait, und links eine Figur in Basrelief, die ebenfalls ſein Bild wiedergibt. — Robespierre ſitzt ſchreibend an einem kleinen Tiſche.

Robespierre, Panis, Marat, Rovere; hierauf Santerre Barbaroux und Rebecqui.

Robespierre (zu Marat).

Schließe deinen Artikel und ſchicke ihn dem Drucker, der darauf wartet. Weil Rovere für ihn ſteht, ſo laß ihn für dießmal. Auch darf man ihn nicht unwillig machen.

Marat.

Meinetwegen, ich werde ihn ſchon zu finden wiſſen; er iſt ein ſchändlicher Böſewicht. Seine Marſeiller ſind mehr werth, als er. Man hat ihn bei dem Föderaliſten Rolland geſehen; ich glaube ſogar, daß er mit Lieutaud vertraut iſt.

(Man hört klopfen.)

Robespierre.

Herein! Es wird Santerre ſeyn. Es iſt Zeit .....

Santerre.

Gruß, Friede und Freunde. (Zu Panis und Rovere) Ihr ſeid flink, ihr Leute; wenn nur Barbaroux es auch iſt; der Lumpenhund hatte

jedem ſeiner Marſeiller ein Wort ins Ohr zu ſagen. Meiner Treu, wenn ſie nicht mehr taugten, als er, ſo wäre es beim Henker nicht der Mühe werth . . .

Robespierre.

Ich wette darauf, daß die Narren im Irrenhauſe zu Charenton dieſe Sache eben ſo gut eingeleitet hätten, als ihr. Was iſt geſchehen und was hat man ausgemacht?

Santerre.

Haben ſie dir's denn nicht geſagt?

Robespierre.

So beiläufig, aber ich antwortete ihnen, daß nichts daraus werden könne.

Santerre.

Wie? es muß geſchehen! heute noch marſchiren wir und machen Herrn und Frau Veto eine Viſite. Man wird uns nicht erwarten, aber um ſo beſſer.

Robespierre.

Aber, Freund Santerre, woher kömmſt du denn? biſt du etwa auch einer der Rellandiſten?

Santerre.

Biſt du ein Narr? ich will ja die Abſetzung des gekrönten Judas; hernach werden wir ſehen . . .

Robespierre.

Werden wir ſehen, daß du ein Einfaltspinſel biſt. Marat hat weiter geſehen, als du. Sie halten uns zum beſten; wir ſollen ihnen die gebratenen Kaſtanien aus dem Feuer holen.

Santerre.

Von dem allem ſehe ich nichts, und das Volk . . .

Robespierre.

Das Volk iſt blos eine Maſchine, die ihr nicht zu leiten verſteht. Laß dich nicht von deinem Orleans übertölpeln; man könnte euch beide verkaufen, ohne daß ihr's merktet.

Santerre.

Eines von beiden: entweder muß man morgen gegen die Wohnung des Tyrannen marſchiren, oder alles abſtellen, und dann erkaltet der Eifer der Sektionen, und die Marſeiller beklagen ſich vielleicht, daß man ſie am Narrenſeile herum führe.

Robespierre.

Alle eure bürgerlichen Aufzüge ſind nur Kinderſpiel. Mein lieber Freund, Revolutionen werden nicht mit Roſenwaſſer durchgeführt, ſondern es muß Blut fließen. Sage dieß deinem Orleans; er weiß es ſo gut, als ich. Und wenn ich dir einen guten Rath geben darf, ſo laß dich von niemand zum Narren halten.

Santerre.

Mich zum Narren halten! mich, dem innerhalb zwei Stunden 40,000 Piken zu Gebote stehen!

Robespierre.

Mit deinen 40,000 Piken! frage einmal Marat, was es zu einer Revolution bedarf.

Marat.

Nicht weiter, als 200 Neapolitaner mit guten Dolchen. Gebt mir diese; ich durchziehe mit ihnen Frankreich, und die Revolution ist fertig.

Santerre.

Aber dieser gekrönte Tyrann muß doch . . .

Robespierre.

Allerdings, aber nicht zum besten der Föderalisten. Es gibt hier nur ein Mittel: das Martialgesetz des souveränen Volks gegen den Aufruhr der vollziehenden Gewalt anzuwenden. Hierauf wird man weiter sehen . . .

Santerre.

Nun?

Robespierre.

Nun? Willst du morgen mit den Föderirten gegen das Schloß marschiren, so wird nichts dabei heraus kommen. Dieser Plan muß durchaus aufgegeben werden; wir müßen das Recht

erlangen, das Geſetz zu vergeſſen, um das Vaterland zu retten.

Santerre.

A ha! jetzt geht mir ein Licht auf, und ich fange an einzuſehen, daß dieſe Spitzbuben ihr Spiel mit uns treiben wollten. Darum haben ſie ſo gekichert, als Danis vorſchlug, die Anführer aus den Sansculotten zu wählen.

Robespierre.

Das hätteſt du längſt merken können. Dieſe Haſenfüße werden immer zu dir ſagen: nur Ruhe und Ordnung, und wir werden das Vaterland durch das Genie und die Kraft unſerer Reden retten. Es gibt aber hiezu nur ein Mittel; jede Gemeinde, jedes Individuum muß für ſich ſelbſt handeln, als ob es kein Miniſterium mehr gäbe. Und der Eifer, unſere Eintracht, unſere Rechtlichkeit werden ſtatt der vollziehenden Gewalt dienen.

Santerre.

Wohlgeſprochen, und unſere Herren Coblenzer ſollen erfahren, was die Sansculotten werth ſind. Die Ohnehoſenſchaft muß das Glück des menſchlichen Geſchlechts gründen, oder ich müßte mich ſehr irren. Im übrigen iſt die Bühne der Intriganten am einſtürzen, und Julius Cäſar Lafayette, der auf den Stufen des

alten Throns ſteht, wird nächſtens den Hals brechen.

Robespierre.

Dieſer ärmliche General hat bereits ſo viele Dummheiten gemacht, daß ihm nur die Wahl bleibt zwiſchen dem Schaffot zu Coblenz und der Laterne zu Paris. Alle ſeine Soldaten ſind Patrioten, alle ſeine Offiziere Feuillants und er handelt in den Tag hinein, als ob er ſeiner Sache gewiß ſey. Weil nun die Nationalverſammlung uns nicht retten kann, ſo müßen wir es ſelbſt thun. Wer das Vertrauen des Volks verliert, begeht das größte aller Verbrechen und die Meinung ſetzt Könige ein und ab.

Santerre

Du biſt ein Genie, Robespierre.

Robespierre.

Leute, denen ich nützlich ſeyn könnte, ſollten dieß auch wiſſen.

Santerre.

Ich habe es ihm oft geſagt, dieſem Philipp, aber Weiber und Genußſucht reiſſen ihn bisweilen hin. Im übrigen iſt er redlich und würde für ſeine Freunde durch's Feuer laufen. Was ſollen wir aber morgen für die Föderirten thun?

Robespierre.

Du gibſt ihnen zu eſſen, und damit Punktum!

Santerre.

Ich gebe ihnen zu eſſen! aber der Plan von Charenton, und die 40,000 Mann, die ich zugeſagt habe?

Robespierre.

Du verſtehſt mich alſo nicht?

Santerre.

Nein!

Robespierre.

Du gehſt ihnen entgegen, denn ich will dich mit niemand verfeinden, aber nur mit drei bis vierhundert Mann, und entſchuldigſt dich, daß die Zeit zu kurz geweſen ſey, die Klubbs und Sektionen zuſammen zu bringen; dann ladeſt du die Abkömmlinge der Phocäer zu einem brüderlichen Schmauſe auf den elyſäiſchen Feldern ein. So wird man dieſe guten Leute zufrieden ſtellen.

Santerre.

Dabei bleibts. Aber es kommt jemand. Gewiß iſt es Barbaroux. Was ſollen wir zu ihm ſagen?

Robespierre.

Ueberlaß das mir. (Man klopft.) Herein!

(Barbaroux und Rebecqui treten ein.)

Barbaroux (ausforſchend).

Guten Morgen, Bürger! ich habe Ihr Billet bekommen, Herr Robespierre, als ich eben nach

Charenton zurück wollte, um meine Marseiller in Bewegung zu setzen; ich pflichte ganz Ihrer Meinung bei, daß der Posten der Barfüßer vortheilhafter seyn wird, als der auf der Chaussée d'Antin; wir werden von hier aus mehr im Stande seyn, uns mit den Clubbs, wo sie so großen Einfluß haben, in Verbindung zu setzen. Der morgende Tag wird, wie ich hoffe, einiges Resultat gewähren. A propos, Santerre, fangen die Sektionen an sich zu bewegen?

Santerre.

Wir haben eben davon gesprochen. Nur ist die Zeit etwas zu kurz, aber gleichviel.

Barbaroux.

Und Sie, Herr Robespierre, was halten Sie von unserem Unternehmen?

Robespierre.

Ich sagte so eben und wiederhole es hier, es ist eine ganze falsche Ansicht, wenn man glaubt, daß die Absetzung des Haupts der Verschwörer den Bürgerkrieg nach sich ziehen werde, als ob nicht eben gerade darum die Verschwörer von innen und außen sich rühren, weil Ludwig der Meineidige König geblieben ist.

Barbaroux.

Sie haben vollkommen recht, aber damit endlich der Staat eine feste Ordnung bekomme, müßen wir alle von der nämlichen Parthie seyn.

Robespierre.

Was sprichst du da von Parthien, mein lieber Barbaroux, da doch die Gerechtigkeit, die Vernunft und die Rechte des Menschen unser Glaubensbekenntniß, unser politisches Symbol sind? Haben wir nicht überdieß einen Mann, dessen Genie uns zur Leuchte dienen kann — Petion, den tugendhaften Petion! ich möchte seine Büste zwischen Phocion und Aristides aufstellen.

Barbaroux.

Dann müßte man aber Lafayett's Büste zertrümmern.

Robespierre.

Sie mißkennen meine Gesinnungen; diese Herren da können es bezeugen; sie wissen, wie ich über Lafayette denke. Ich konnte einen Augenblick den Krieg für nachtheilig halten; jetzt aber sehe ich ein, daß die Wiedergeburt vollständig syn muß, und daß das Volk, wenn es am Rande des Abgrunds steht, sich nicht anders retten kann, als durch einen allgemeinen Aufstand.

Marat.

Ja Blut, Blut!

Barbaroux.

Wir wollen es sparen, wenn es möglich ist. Aber wäre mir ein friedliches und brüderliches Bündniß zwischen allen Vaterlandsfreunden.

Marat.

Man muß die Ariſtokraten auf der Straße aufgreifen und wegſchaffen — das iſt das einzige Mittel.

Barbaroux.

Man könnte ſich auch irren und viele Patrioten aufopfern.

Marat.

Schwache Einrede! Wenn ſich unter 100 getödteten Menſchen 10 Patrioten befinden — was thut es! das ſind dann 90 gegen 10. Uebrigens kann man ſich nicht täuſchen: fallt nur über die her, die Wagen und Bediente haben, ſeidne Kleider tragen, oder aus dem Theater kommen, und ihr ſeid ſicher, daß es Ariſtokraten ſind.

Barbaroux.

Aber Ihre Berechnung und ihr Reſultat könnten uns mehr nachtheilig als vortheilhaft ſeyn.

Marat (ihn ſtirend).

Einfalt! Aber es ſcheint mir, daß ich dich vor 1789 in meinen Vorleſungen über Phyſik geſehen habe. Ach Freund! einige deiner alten Kameraden machen ſich trefflich. Glaube mir, das Volk muß die Parthie der Ariſtokraten zu Boden treten, denn es iſt eine Thorheit, die Tyrannei blos mit den Waffen der Vernunft bändigen zu wollen.

Barbaroux.

Sie können recht haben, aber ich verſtehe Sie nicht.

Marat.

Man wird mich ſchon verſtehen lernen. Nur iſt es peinigend, 6 Monate im voraus recht zu haben.

(Marat und Robespierre ſprechen zuſammen. Während deſſen nähert Panis ſich Barbaroux.)

Panis.

Robespierre iſt einer der Männer, welche am meiſten zum Fortſchreiten der Revolution beigetragen haben, und ſie wird ſtehen bleiben, wenn nicht ein ſehr populärer Patriot ſich an ihre Spitze ſtellt, das glauben Sie mir.

Barbaroux.

Was ſoll das heißen? wollt ihr denn einen Diktator?

Panis.

Nein, aber Sie wiſſen, daß Briſſot und Petion . . . . .

Barbaroux.

Ich will keinen Diktator, ſage ich Ihnen. Komm, Rebecqui.

Sechste Scene.

In den ersten Tagen des August.

Schloß der Tuillerien. — Schlafzimmer des Königs. — Der König und der Schlosser Gamin stehen am Eingang der Thüre, welche in das Zimmer des Dauphin führt. — Nägel, Schrauben, Stücke Eisenblech und Werkzeuge liegen auf dem Boden.

Der König, Gamin, hernach die Königin, zuletzt Madame Campan.

Der König.

Sehe einmal dein Blatt nach; ich glaube, es ist zu groß.

Gamin

(ein Stück Getäfel in der Hand haltend).

Ich hatte doch das Maß genommen. Aha! Es nicht recht aufgesetzt. (Er dreht es in der Hand um.) Jetzt, Sire, sehen Sie?

Der König.

Richtig. Nur stille, daß man nichts hört; ich will froh seyn, wenn dieser Schlupfwinkel fertig ist.

Gamin.

Das müßte der Teufel seyn, wenn man ihn fände. So, jetzt ein Stück Eisenblech drauf!

Der König.

So!

Gamin.

Wer wird in der Vertiefung einer Thüre das verborgene Nest suchen? Unsere Werkstatt zu Versailles war aber doch noch besser, als diese hier.

Der König.

Stille davon; ich glaube, es ist aus, und wir werden sie nimmer sehen. Apropos, hast du Duret schon lange nimmer gesehen? Er hat, glaube ich, einige Werkzeuge von uns; er braucht sie nimmer zu schärfen, und könnte sie dir heimgeben.

Gamin.

Ich wills ihm sagen; ich habe ihn seit einiger Zeit nimmer gesehen.

Der König.

Weiter: du kennst ja die Jagdgemälde, die an der Stiege hängen?

Gamin.

Ja, ja, die großen Stücke, auf welchen Duret Tag für Tag alle schönen Jagden Ihrer Regierung aufgezeichnet hat.

Der König.

Richtig. Nun, die liegen mir am Herzen, denn ich war ein leidenschaftlicher Jäger und schoß nicht übel; die sollte man nun auch in Sicherheit bringen. Sage ihm, daß er dafür sorgt.

Gamin.

Aber, Sire, und das große Fernglas, das Sie auf Ihrem Belvedere hatten, und wo Sie so schöne Stunden zubrachten, und die Leute, die in den Schloßgarten kamen, aus- und eingehen sahen!

Der König.

Nun?

Gamin.

Ehe man es verloren gehen läßt, will ich lieber dafür sorgen.

Der König.

Du kannst es haben, ich schenke es dir; aber unter der Bedingung, daß du mir mein ganzes Handwerkszeug in gutem Stande lieferst.

Gamin.

Schönen Dank, Sire, und für den Handwerkszeug will ich sorgen, daß nichts daran fehle. Unsere Arbeit hier ist gut ausgefallen.

Der König.

Ein klein wenig schief steht sie doch, meinst du nicht auch?

Gamin.

Kaum merkbar. (Er verbessert daran.) Jetzt ... So ... Sehen Sie, Sire. Ist es nicht brav gearbeitet? (Nimmt den Handwerkszeug zu sich.) Haben Sie sonst noch was zu befehlen, Sire?

Der König.

Nein, du kannst gehen. Vergiß Duret nicht, hörst du?

Gamin.

Sire, nach Befehl. (Er verbeugt sich und geht.)

Der König.

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob alle diese Papiere da innen Platz haben werden; aber die Königin liegt mir täglich in den Ohren, sie zu verbrennen .... Nun, einige will ich verbrennen, und die übrigen kommen in diesen Schrank. (Er schellt. Ein Kammerdiener tritt ein.) Laßt der Königin wissen, daß ich auf sie warte. (Der König, an seinem Schreibtisch, ordnet die Papiere. — Die Königin tritt ein.)

Die Königin.

Sire, jeder Augenblick macht mich unruhig r. Fassen Sie doch einmal einen Entschluß und schaffen Sie diese Papiere bei Seite, welche Sie noch in's Verderben stürzen werden.

Der König.

Eben lese ich diese Papiere aus, und Gamin wird sogleich kommen, um mit mir den geheimen Wandkasten auszuleeren, den Sie so sehr fürchten.

Die Königin.

Mein Gott! schenken Sie doch den Leuten

von Ihrer Umgebung nicht so viel Vertrauen. Ihre Güte wird uns noch ins Verderben stürzen.

Der König.

Wie! dieser Mensch ist ja schon zehen Jahre bei mir und ich habe ihn mit Wohlthaten überhäuft! Nein, nein! es gibt in dieser Mittelklasse noch mehr Rechtlichkeit, als Sie glauben.

Die Königin.

Wenn ich Ihnen aber sage, daß dieser ehrliche Gamin, der anscheinend so einfach und gut ist, ein überspannter Revolutionär und Mitglied des Jakobiner-Clubbs ist!

Der König.

Das ist unmöglich, ich habe diese einfache Seele immer rein erfunden. Im übrigen kann der Grund Ihrer Besorgnisse schnell beseitig werden; hier liegen alle Papiere; helfen Sie mir sie auslesen.

Die Königin.

Mit Vergnügen.

Der König.

Wenn wir doch hiedurch Ruhe erlangen könnten! . . . Was wird aus meinem armen Sohne werden! . . . Wenn sie nur wenigstens dieses liebe Kind verschonten!

Die Königin.

Niemand als der Prinz Friederich kann uns retten.

Der König.

Im Gegentheil, Madame, er wird uns ins Verderben stürzen. Lesen Sie hier, was mir meine königlichen Brüder über diesen Gegenstand schreiben.

Die Königin (lesend).

„Wir schweigen jetzt, aber wir werden reden, „sobald wir des allgemeinen Beistandes sicher „sind, und dieser naht heran. Wenn man will, „daß Sie uns etwas sagen lassen, so nehmen „Sie keinen Anstand.“

Der König.

Was halten Sie nun hievon?

Die Königin.

Und Sie, Sire?

Der König.

Ich, ich? daß Braunschweigs Manifest das größte Unglück für uns ist, daß es den Aufrührern einen Vorwand gibt, und daß die abgemessene Sprache meines Bruders kaum dessen üblen Eindruck mildern wird.

Die Königin.

Aber wem uns inzwischen vertrauen?

Der König.

Wir müssen um jeden Preis einige Männer gewinnen, die uns in dem Kampfe der Parteien zu unterstützen vermögen.

Die Königin.

Meine Meinung war immer, daß nur die alliirten Armeen uns retten können.

Der König.

Sie vergessen, daß bereits alle unsere Verbindungen unterbrochen sind, daß es mir an Vertrauten fehlt, und daß Ogny selbst, der meine Briefe aus dem Auslande empfängt, mir jeden Tag entrissen werden kann.

Die Königin.

Longwy und Verdun müssen bald eingeschlossen werden, und von da nach Paris sind es nur drei Tagmärsche.

Der König.

Und wenn wir bis dahin nicht mehr sind?

Die Königin.

Ich werde an Ihrer Seite sterben.

Der König.

Nein, Madame, glauben Sie mir, wir müssen auf andere Mittel sinnen; aber freilich gehen meine Hülfsquellen zu Ende und ich muß aus Mangel an Geld auf die nöthigsten Ausgaben verzichten. Heute erst habe ich an den Prinzen von Prix geschrieben, daß ich meine Versprechungen nimmer halten könne, und die Edelleute, welche ihre Familien verlassen haben, um sich nach Coblenz zu begeben, ihrem Schicksal überlassen muß. Das schmerzt mich tief.

Die Königin.

Wie! diese wackern Gardes-du-corps, die uns in den Tagen des 5. und 6. Oktobers so große Anhänglichkeit zeigten!

Der König.

Was ist zu machen! Ich muß noch andere Dinge aufgeben und habe nicht einmal die Mittel, jene in volksthümlicher Sprache abgefaßten Blätter, wozu uns Molleville den glücklichen Gedanken gab, auf das Land gelangen zu lassen.

Die Königin.

Das ist Schade, denn sie haben bisher gute Wirkung gethan.

Der König.

Man muß sich darein ergeben! Nun wollen wir diese Papiere bei Seite schaffen, denn ich bin überzeugt, daß sie nächstens zum Aeußersten gegen uns schreiten werden.

(Er stützt sich auf eine seiner Hände und reicht die andere der Königin, welche sie küßt.)

Die Königin.

Hängen Sie doch nicht so traurigen Gedanken nach.

Der König.

Wäre es mir nicht um meinen Sohn und meine Familie, so würde ich abdanken.

Die Königin.

Abdanken! dann wäre alles verloren.

Der König.

Sie haben vielleicht recht, aber auf der andern Seite iſt alles, was in Frankreich geſchieht, eine ſtrenge Nachahmung der Revolution in England unter Carl dem Erſten. Vergebens durchblättere ich die Jahrbücher jener Zeit, ich finde nicht, was in dieſem Falle zu thun iſt.

Die Königin.

Ergreifen Sie wenigſtens Vorſichtsmaßregeln gegen Verrath. Ein ledernes Koller, ein Harniſch oder etwas dergleichen könnte Sie vor dem Dolche der Meuchelmörder ſchützen.

Der König.

Sie werden mich nicht ermorden; ſie haben ihren Plan geändert; ich muß auf eine andere Art umkommen. Nun zu unſern Papieren! Nehmen Sie dieſe Protokolle und legen Sie dieſelben bei Seite; ich will daraus einen Pack offizieller Aktenſtücke bilden.

Die Königin.

Ich verſtehe, Sire . . . .

Der König.

Kommt es zu einem Prozeß, ſo wird man daraus erſehen, daß ich auf den Rath meines Staatsrath's gegen den Krieg war; das Protokoll iſt von allen Miniſtern unterzeichnet. Le-

ßen Sie auch dieſe Papiere dazu, welche ſich auf die Ausgaben meiner Civilliſte beziehen.

Die Königin.

Und ſie fürchten nicht?

Der König.

Was ſoll ich fürchten? freilich iſt es wahr, daß die Unterſtützungen, welche ich meinen alten Dienern ſchicke, darin verzeichnet ſind. Wir wollen lieber dieſe Papiere zu meiner Privat-Correſpondenz legen.

Die Königin.

Sind nicht auch die Summen, welche Sie dem Herrn von Rochefort für die Auswanderung zukommen ließen, hier aufgezeichnet?

Der König.

Ja, und auch das Geld, das ich im letzten Februar den Frauen von Polignac und Lavauguyont ſchickte.

Die Königin.

Verbrennen Sie doch alle dieſe Rechnungen.

Der König.

Legen Sie dieſelben bei Seite. Nun zu etwas anderm: wir müßen Petion gewinnen. Madame Eliſabeth hat einen ſichern Mann gefunden, der ſich anheiſchig macht, ihn für uns zu gewinnen. Es ſind vielleicht wieder blos faule Fiſche, aber man muß es verſuchen, denn

es ist das einzige Mittel, sich dieses furchtbaren Feindes zu entledigen.

Die Königin.

Und was könnte er für uns thun?

Der König.

Er würde die Plane der Verschwörer hintertreiben.

Die Königin.

Ich kann es kaum glauben.

Der König.

Madame Elisabeth versichert inzwischen, daß er eingewilligt hat, und daß er bei der nächsten Zusammenkunft zum Zeichen des Einverständnisses den Daumen aufs Auge legen will.

Die Königin.

Und welche Summe verlangt er?

Der König.

Viel, so viel, daß ich die 100,000 Franken annehmen muß, welche Sie mir aus ihrer Sparbüchse angeboten haben. Und wie steht es mit dem Plane wegen der Normandie?

Die Königin.

Davon will ich nichts weiter hören; wir müßten uns ja in die Arme der Konstitutionellen werfen. Im übrigen läßt uns ja der Herzog von Braunschweig selbst sagen, daß wir zu Paris bleiben sollen, und dieser Meinung müssen wir folgen.

Der König.

Aber, Madame; was haben Sie denn gegen einen so rechtschaffenen Mann, wie Herr von Liancourt ist, der mir sein ganzes großes Vermögen anbietet und sich blos 100 Louisd'or jährlicher Einkünfte davon vorbehält?

Die Königin.

Ich bestreite nicht das Zartgefühl des Herrn v. Liancourt, so wenig als das des Herrn von Lafayette; aber lieber will ich umkommen, als meine Rettung Menschen verdanken, die uns so viel Leid zugefügt haben.

Der König.

Ich hatte gleichwohl den Glauben, daß der Herzog von Rochefaucauld die Monarchie hätte retten können.

Die Königin.

Ich kann es nicht glauben, denn wenn uns die Marseiller und die Leute aus den Vorstädten nach Gaillon folgten, könnten wir ihren Angriff nicht abschlagen, und es bliebe uns nichts übrig, als in einem Fischerkahn zu entweichen und vielleicht zu endigen, wie König Jakob; lieber wollen wir hier umkommen. Aber, Sire, ich seh', daß Ihr Portefeuille voll ist; ich will Madame Campan rufen, daß sie es wegtrage. (Madame Campan tritt ein.)

Der König.

Wollen Sie dieſes Portefeuille zur Aufbewahrung übernehmen?

Madame Campan.

Ja, Sire, und ich hoffe es ihnen in demſelben Zuſtande zurückzugeben. (Sie verſucht es zu heben.)

Der König.

Es iſt ſchwer, nicht wahr? Ich will es Ihnen tragen helfen.

(Sie tragen es in das Zimmer der Madame Campan.)

Der König.

Die Königin wird Ihnen ſagen, was dieſer Pack enthält. (Er geht.)

Madame Campan.

Und was ſoll ich mit dieſen Papieren thun?

Die Königin.

Bewahren Sie ſie ſelbſt auf oder vertrauen Sie dieſelben Jemand anders; Sie allein ſind dafür verantwortlich. Es ſind Papiere, die dem König höchſt verderblich werden könnten, wenn es ſo weit käme, daß man ihm den Prozeß macht. Sie werden nun einſehen, von welchem Werthe ſie uns ſind. (Geht ab.)

Siebente Scene.

in den erſten Tagen des Auguſt.

he zum heiligen Grab. — Man erblickt längs den Mauern aufgerichtete Gerüſte um den Hauptaltar. — Handwerksleute gehen und kommen. — Einige ſind in der Mitte des Schiffs der Kirche und bereiten Dielen zu, andere ſtellen Bildſäulen her, die da und dort auf dem Boden liegen; wieder andere tragen Materialien herbei.

Mehrere Maler und Maurer. Hierauf Gamin.

Erſter Maler.

r hölzernen Figur gegenüber, die er wieder herſtellt.)
un du, ſchau einmal auf, wer dort um den
r ſteht, bald wird er ganz vergoldet ſeyn.

Zweiter Maler.

im Teufel mit den Vergoldungen, das
ckt nach der alten Zeit!

Erſter Maler.

auch wahr; aber jetzt wirds ja bald los
, und da muß man ſich auf der Stadt-
nei einſchreiben laſſen.

Zweiter Maler.

denn du für den Krieg, du?

Erſter Maler.

wenig, aber nur gegen den hundsöttiſchen
Veto und die Oeſterreicherin. Das Lum-
ck braucht ſo viel feines Mehl, daß näch-
die Armee Mangel leiden wird. Aber

du ſtreichſt ja deinen Bürger da (auf die Bildſäule deutend) ganz roth an.

Zweiter Maler.

Narr! es iſt ja ein alter Ariſtokrat oder Pfaff, und ſo ein Rindvieh hat immer ein Geſicht wie Feuer. Es iſt doch ein wüſtes Thier um einen König . . . und ſelbſt wenn ſie geſtorben ſind, ſind ſie noch da, wie Figura zeiget. Beſſer wär's, es gäbe gar keine.

Erſter Maler.

Unſere Alten waren doch recht dumm, daß ſie vor ſo einer Königsmütze Reſpekt hatten. Komm her, Ariſtokrat! (er macht ſeiner Bildſäule einen Schnurrbart.)

Lehrling (lachend).

S'iſt ja ein Frauenzimmer, die ſieht gut aus! trugen denn die Damen des alten Regime Schnurrbärte?

Erſter Maler.

An die Arbeit, Hallunke, und befaſſe dich nicht mit Politik, dazu muß man ſeinen Voltaire geleſen haben.

(Es kommen andere Handwerksleute.)

Erſter Maurer.

(Eine Figur, die auf dem Boden liegt, umkehrend.)

Der Schuft hat ja keinen Hintern mehr, und dem andern fehlt die Hälfte des Kopf's.

Zweiter Maurer.

Laß nur, ich will ihn wieder anſetzen.

Erſter Maurer.

Gieb ihm deine Kelle zu küſſen, ſtatt des Kru-
fixes. Der Kerl iſt ein Ariſtokrat und ſoll
ine alten Sünden beichten.

Zweiter Maurer.

Wie ſie da liegen, dieſe Heiligen, dieſe Kö-
ge, dieſe Pfaffen und Ariſtokraten!

Erſter Maurer.

Er ſieht aus wie ein Tyrann mit ſeinem Zep-
in der Hand.

Zweiter Maurer.

Stelle doch ein Verhör mit ihm an. Du haſt
in der alten Zeit die Schulen beſucht.

Erſter Maurer.

Nun?

Zweiter Maurer.

Nichts für ungut, damals waren die Leute
viehdumm.

(Die übrigen Handwerksleute eilen herbei und ſin-
gen und tanzen um die Bildſäule unter dem Ruf:
Ein Verhör, ein Verhör mit dem alten Ty-
rannen!)

Erſter Maurer (zum Lehrling).

Geh zuvor zu der Mutter Chopinette an der
e da vornen und hole drei Bouteillen Wein,
wir nicht ſo trocken daſitzen; aber vom gu-

ten, hörſt du, und ſage nur, es ſey für die Kinder der Hölle, und ſoll alles bezahlt werden.

Erſter Maler.

Ich will Präſident ſeyn, Huiſſiers, gebietet Stille!

(Der Lehrling kommt mit Bouteillen zurück.)

Erſter Maurer

(die Bouteille anſetzend)

Erſt einen guten Schluck, Herr Präſident!

Erſter Maler.

Ankläger, bringt die Klage vor!

Zweiter Maler

(den Ankläger machend).

Die Anklage? Hier iſt ſie: Wenn ihr eine Zahl ſchreiben wollt, z. B. 10, was thut ihr? ihr ſchreibt zuerſt Null und ſetzt dann den Einſer und das macht 10. Wie es nun mit den Zahlen iſt, ſo iſt es mit dem Volk und den Königen. Dieſe nennen ſich das Haupt des Volks. Das iſt erlogen. Sie ſind nur die Null und wären nichts ohne die Zahl, die hinten nach kommt und das Volk vorſtellt. Ich ſtimme für den Tod, in Anbetracht, daß die Könige Nullen ſind.

Erſter Maler.

Advokat, ihr habt das Wort.

Erſter Maurer (als Advokat).

Bürgerpräſident, ich habe nichts zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen; es iſt ſo klar wie die Zahl. Bürgerpräſident, den Tod ohne Barmherzigkeit, denn ſo will es das Geſetz und das Wohl des Volkes.

Erſter Maler.

So ſey es, und der Stahl der öffentlichen Gerechtigkeit treffe die Schuldigen!

(Er nimmt die zwei Figuren, über die Gericht gehalten wurde, und ſchlägt ſie aneinander, daß ſie in Stücke fallen.)

Lehrling.

Da geht ja das Bleiweiß zum Teufel, mit dem ſie angeſtrichen ſind.

Erſter Maurer.

An die Laterne mit dem Ariſtokraten, der die Tyrannen beweint (er will ihn packen und fällt auf den Boden; der Lehrling entwiſcht). An die Laterne! Rache für das Blut des Volkes!

(Man hört einen Steinhagel auf die große Eingangspforte fallen.)

Alle zuſammen.

Was Teufels iſt denn das?

(Ein zweiter Steinhagel läßt ſich hören.)

Erſter Maurer.

Man muß nachſehen, es ſind vielleicht gute Patrioten, die keine Kirche mehr wollen.

(Sie ſtürmen hinaus. Ein Haufe Kinder, die mit Steinen in der Hand auf dem Platze ſtehen, entflieht bei ihrem Anblick. Sie ergreifen einige von ihnen.)

Erſter Maler.

Was treibt ihr denn da, ihr Ranken?

Ein Knabe (weinend).

Ich bin's nicht.

Erſter Maler
(ſeinen Bücherranzen durchſuchend).

Du haſt ja noch Steine in deinem Ranzen.

Zweiter Knabe (keck).

Laſſen Sie ihn, ſage ich!

Erſter Knabe.

Ja, laſſen Sie mich. Der Menſch iſt frei.

Erſter Maler.

Warum haſt du mit Steinen geworfen, Teufelsbrut?

Erſter Knabe.

Wenn man nimmer ſpielen darf, bleibe man lieber Sclave.

Andere Kinder (sich herzudrängend).

Wer will uns hindern, das Bastillenspiel zu spielen? es sind lauter Aristokraten.

(Sie laufen auseinander und rufen: nieder mit den Aristokraten! Gamin, durch das Geräusch herbeigezogen, erscheint.)

Erster Knabe.

Diese großen Esel wollen uns nicht spielen lassen!

Zweiter Knabe.

Willst du, so lassen wir uns anwerben.

Erster Knabe.

Ich will wohl, aber ich habe das Maß nicht.

Zweiter Knabe.

Das ist einerlei.

Erster Knabe.

Aber das Gesetz?

Zweiter Knabe.

Das Gesetz ist blos für die Aristokraten da.

Erster Knabe.

Aber mein Vater?

Zweiter Knabe.

Ich will ihm schreiben, wenn du es haben willst, und im übrigen ist der Wille des Menschen frei.

Gamin.

(den ersten Knaben packend.)

Was machst du da, kleiner Spitzbube? habe

ich dir nicht gesagt, daß du gleich nach der Schule heim gehen sollst.

Erster Knabe.

Aber lieber Vater ....

Gamin.

Keine Ausrede, fort mit dir!

Erster Maler.

A ha! Siehe da, Vater Gamin! sollen wir auch diesen Abend den Clubbs vorstellen? aber da muß man beschlagen seyn; es gibt da Burschte, die euch warm machen werden mit ihren Fragen. Sagt einmal, was ist ein Patriot?

Gamin.

Ein Patriot? Nun, ein Patriot ist kein Aristokrat.

Erster Maler.

Es ist etwas daran; ihr wißt so ziemlich rede und Antwort zu geben. Seid ihr wieder bei dem Tyrannen gewesen? das ist eine schlechte Gesellschaft für euch.

Gamin.

Stille! ich muß doch Brod haben; aber ich bin so ein guter Patriot als ein anderer.

Erster Maler.

Dafür mußt du die Beweise liefern.

Gamin.

Ich weiß es wohl, nur möchte ich nicht ... (wahrnehmend, daß sein Kamerad betrunken ist.) Wol-

len wir nicht in dem nächsten Weinhause eine Bouteille trinken und weiter über die Sache reden?

(Sie gehen Arm in Arm ab.)

Achte Scene.

Dritter August, morgens zwei Uhr.

Jakobiner Clubb, in der Straße Saint-Honoré. — Die Sitzung ist zu Ende. Da und dort einige Gruppen. — Danton geht im Saale auf und ab. Manuel, Camille-Desmoulins, Fabre-d'Eglantine, Carra und andere sprechen zusammen.

Danton, Carra, Fabre-d'Eglantine, Camille-Desmoulins, Legendre.

Danton (zu Carra).

Und die goldene Sonne?

Carra.

Man muß warten, bis sie etwas höher über m Horizont steht.

Fabre-d'Eglantine.

Oder vielmehr, bis sie untergegangen ist, nn wir verlassen sie morgen und ziehen in das ue Zifferblatt.

Danton.

Und warum das? Hat etwa der Bierwirth rcht, sich zu kompromittiren?

Fabre-d'Eglantine.

Das nicht, aber alle Gevatterinnen der Verſtadt ſind im Geheimniß, und das Wirthshaus zur goldenen Sonne hätte nicht Raum genug, alle dieſe Damen zu faſſen.

Danton.

Der Brand muß tüchtig werden, oder es iſt nichts.

Legendre.

Wir brauchen Leute, die Haar auf der Zunge und Muth im Herzen haben, ſonſt ſind wir gepreßt.

Danton.

Haſt du wieder Angſt, alter Kriegskamerad? Du ſollſt dich in nichts miſchen. Es iſt Zeit, daß man die Lunte anſetzt, ſonſt brennt ſie uns in der Hand ab.

Carra.

Du haſt recht, mit unſerer Langſamkeit und unſern halben Maßregeln kommen wir nicht weiter.

Danton.

Und die heutige Petition zählſt du alſo für nichts?

Carra.

Allerdings, aber ....

Danton.

Was aber? Du willst die Absetzung, ohne daß zuvor darüber gesprochen würde.

Camille-Desmoulins.

Ohne Berathschlagung allerdings, d. h. mit Gewißheit, und lieber heute als morgen.

Danton.

Und das Mittel dazu?

Camille-Desmoulins.

Marschiren, bevor man deliberirt, das Schloß einnehmen, bevor es sich vertheidigen kann, den Tyrannen verurtheilen, ehe er uns den Garaus macht.

Danton.

Aber die Nationalversammlung, die allein das Recht hat, hierüber zu entscheiden?

Camille-Desmoulins.

Die National-Versammlung? sie soll schweigen, wenn das Volk, ihr Souverain, spricht.

Danton.

Und Petion und der Gemeinderath, die uns so behülflich waren, mit dem Antrag der Absetzung durchzudringen?

Camille-Desmoulins.

Alles gut, um bis dahin zu gelangen, für nichts, um weiter zu kommen.

Danton.

Und Petions Ruf und Volksthümlichkeit?

Camille-Desmoulins.

Sollen uns zur Fahne dienen, die man dem Volke vorträgt; aber dein Genie allein, Danton, kann uns retten und den Sieg verschaffen, Danton, schlag ein! Dich durchdringt das Feuer des Himmels; du verstehst mich ganz. Keinen Herrn mehr und das Volk in alle seine Rechte wieder eingesetzt! Aber Klugheit bis zum letzten Augenblick! Dabei bleibt es: in der Nacht vom neunten auf den zehnten August muß der große Schlag geschehen; die Sektionen greifen zu den Waffen; Fournier und Heron sollen sich in der Vorstadt Saint-Marceau, Westermann, Santerre und einige andere in der Vorstadt Saint-Antoine einfinden; Barbaroux, Garin, Carra und du kommen in die Kaserne der Marseiller. Auf den ersten Schall der Sturmglocke sammeln sich alle guten Bürger auf den angewiesenen Plätzen. Wenn der Allarmschuß knallt, marschiren sie ab. Alle Schaaren nehmen ihre Richtung nach dem Schlosse.

Noch ein Wort: die National-Garde und der Gemeinderath?

Danton.

Sie werden aufgehoben.

Legendre.

Es lebe die Republik!

Carra.

[Und Ludwig?

Danton.

Der wird umgebracht.

Legendre.

Ja, keinen Tyrannen mehr! Es lebe die Republik!

Danton.

Um Mitternacht also die Sturmglocke, gleich arauf die Allarmschüsse — dann setzen sich die ewaffneten Bürger in Marsch, und das Volk lbst entscheidet sein künftiges Loos mit dem chwerdt in der Hand.

Carra.

Wohl gesprochen, und du bist der Vater des aterlandes. Noch etwas: werden die Girop- sten dem Plane beitreten?

Danton.

Wozu diese Frage?

Carra.

Es fragt sich, ob sie den Tod des Tyrannen llgen werden, da sie blos dessen Absetzung ollen?

Danton.

Und du verlangst ihre Einwilligung hiezu? eißt du denn nicht, daß sie die Absetzung be- loſſen haben und eben so fest darauf beharren wir?

Carra.

Wohl, aber ohne Blutvergießen und blos durch Beschluß der Nationalversammlung.

Danton.

Was liegt daran, ist die Miene gefüllt, so braucht man blos Feuer anzulegen und sie springt. Sind die Herren von der Gironde starrköpfig, so läßt man sie mitspringen.

Carra.

Und was machen wir mit Petion? Dieses Kameel ist im Stande, uns abermals den Spaß zu verderben, wie am 20. Juni.

Danton.

Dieser Petion ist eine populäre Fahne, der wir noch bedürfen. Ein Strohwisch, auf eine Pike gesteckt, nach Art der Römer, wäre vielleicht eben so gut. Aber gleichviel, da wir ihn haben, behalten wir ihn. Wir geben ihm eine Ehrenwache von 400 Mann, damit kann er zufrieden seyn.

Fabre-d'Eglantine.

Und die andern Mitglieder des Gemeinderaths?

Camille-Desmoulins.

Man dankt sie ab.

Danton.

Manuel ausgenommen.

Camille-Desmoulins.

Verſteht ſich, und Danton, unſer Retter?

Danton.

Noch iſt etwas anderes zu beſor en.

Fabre-d'Eglantine.

Und was denn? Soll ich eine Broſchüre hreiben?

Danton.

Die Zeitungen ſind hinreichend.

Carra.

Und was ſoll man darin ſagen?

Camille-Desmoulins.

Daß die Contre-Revolution ihrem Ausbruch he ſey, und daß die Verſchwörer im Schloſſe ſammen kommen werden, um das Volk zu er-ürgen.

Danton.

Man muß die große Maſſe des Volks in uer und Flammen ſetzen; das Geſpenſt der ntre-Revolution ſteige in unbeſtimmten Um-en vor ihren Blicken auf, Furcht, Beſtürzung Wuth gebe ihnen die Waffen in die Hände von unſern Planen brauchen ſie nichts zu ſen. Im übrigen iſt unſer Verfahren bloße thwehr, denn in den Tuilerien wird ein mplott geſponnen, über das alle Klaudius Kalligula's der Erde ſchaudern würden. n hat mir das ganze Geheimniß entdeckt.

Fabre-d'Eglantine.

Die Ingenieur's haben vor einigen Tagen den Plan des Schloſſes und aller ſeiner Zugänge aufgenommen; man will eine Feſtung daraus bilden.

Carra.

Und die Wagen mit Uniformen und Kriegsgeräthe, die man zu Meudon angehalten hat?

Danton.

Das ſind Kleinigkeiten, aber hört: das ganze Schloß iſt mit Schweizern und alten Gardes-du-Corps angefüllt; auf ein gegebenes Zeichen werden ſie herausfallen, die National-Verſammlung und den Gemeinderath ermorden, die Patrioten niedermachen; zu gleicher Zeit wird man Tauſenden falſcher Sansculotten Fackeln austheilen, die in den unterirdiſchen Gewölben des Schloſſes verborgen ſind. In kurzer Zeit wird die Hauptſtadt von allen Seiten in Brand geſteckt ſeyn.

Legendre und Fabre-d'Eglantine.

Das iſt teufliſch!

Danton.

Weiter: Die Liſte der Häuſer, die geplündert werden ſollen, iſt bereits fertig; eine gewiße Anzahl Köpfe von Deputirten ſollen auf den Spitzen der Bajonette durch die Straßen getragen werden; in dem Hofe des Schloſſes

wird eine permanente Guillotine errichtet. Die einflußreichsten Männer, wie Petion, Manuel, Condorcet u. s. w. werden unter dem Vorwande, sich mit ihnen über die Wiederherstellung der Ruhe zu berathen, in das Schloß berufen, in den Vorzimmern des Königs niedergemacht und ihre Köpfe unter das Volk geworfen. Ist al- es dieses nicht hinreichend, so wird Lafayette nach Paris marschiren und die Zerstörung der Stadt vollenden. Dem Untergange entgeht nur, der sich unter die Egide Ludwigs des Guten ellt.

Camille-Desmoulins.

Ludwigs-Nero und seines Weibs, der öster- ichischen Tigerin.

Danton.

Unsere Rettung liegt in dem Motto, das die ektion Mauconseil genommen hat:

„Die heiligste Pflicht, das theuerste Gesetz
„ist, das Gesetz vergessen, um dem Vater-
„lande zu dienen."

st uns hoffen, daß morgen alle Sektionen die- n edlen Beispiele folgen und die Absetzung langen werden.

Neunte Scene.

Schloß der Tuilerien, fünfter August.

Zimmer der Königin — es ist Nacht 2 Uhr. — Die Königin schellt, und Madame Campan, eine ihrer ersten Kammerfrauen, tritt ein.

Die Königin, Madame Campan, hierauf ein Kammerdiener und die Prinzessin Lamballe.

Die Königin.

Verzeihen Sie, gute Campan, daß ich ihren Schlaf unterbreche, aber ich bin an diese Zimmer noch nicht gewöhnt, und die Nächte werden mir so lang in diesen unglücklichen Sälen, es thut mir abnd nach meiner Parterre-Wohnung.

Madame Campan.

Ihre Majestät sollten sich vielmehr Glück wünschen, sie verlassen zu haben.

Die Königin.

Freilich ist es wahr, daß die Aufrührer täglich frecher werden; auch bin ich hier in der Mitte meiner Lieben, zwischen den Zimmern des Königs und denen des Dauphin; aber trotz dessen kann ich nicht schlafen.

Madame Campan.

Soll ich die Laden schließen?

Die Königin.

Nein, ich möchte gerne frühe aufstehen, und der Mond leuchtet so freundlich herein.... Ja

einem Monat vielleicht bin ich meiner Freiheit beraubt und werde ihn nicht wieder sehen.

Madame Campan.

Aber der Marsch der Prinzen und des Königs von Preußen ....

Die Königin.

Wir rechnen allerdings auf die Ereignisse, und alles scheint uns günstig zu seyn; aber die Meinungen unserer Staatsräthe sind über den Erfolg unserer Angelegenheiten so sehr getheilt...

Madame Campan.

Man spricht inzwischen von der Ergebenheit der Befehlshaber zu Lille und Verdun als von einer gewissen Sache.

Die Königin.

Sie haben recht, aber wir fürchten, daß diese Ergebenheit nutzlos seyn werde, da die Verfassung so große Gewalt in die Hände des Gemeinderaths legt. Und es fragte sich noch, welche Stellung Paris bei dieser Gelegenheit annehmen würde?

Madame Campan.

Gewiß würden sich alle rechtlichen Leute mit Vergnügen an die gute Sache anschließen.

Die Königin.

Möglich, wenn der König mehr Thatkraft, und nicht bloß einen leidenden Muth hätte. Durch ein unglückliches Mißtrauen in sich selbst,

das er durch seine Erziehung sowohl, als durch seine natürlichen Anlagen hat, beherrscht, fürchtet er, zu einem versammelten Haufen zu sprechen und den Befehl über ihn zu übernehmen. Die Art, wie er unter den Augen Ludwigs des fünfzehnten bis in sein 21. Jahr erzogen wurde, hat diese Schüchternheit verursacht.

Madame Campan.

Die meisten der Minister, welche Zutritt im Geheimenrath gehabt haben, behaupten übrigens, daß der König eine bewundernswürdige Energie und richtige Auffassungsgabe besitze.

Die Königin.

Wohl wahr, aber in den Umständen, worin wir uns befinden, wäre es besser, wenn er die Kraft besäße, einige energische Worte an die uns ergebenen Pariser zu richten.

Madame Campan.

Die Nothwendigkeit vielleicht wird ....

Die Königin.

Nein, er wird es niemals thun. Was mich betrifft, so könnte ich wohl, wenn es seyn müßte, zu Pferde steigen und als Mann handeln; aber wenn ich es thäte, so würde ich dadurch nur den Feinden des Königs neue Waffen in die Hände geben. Ein allgemeiner Schrei würde sich gegen die Oesterreicherin erheben, und ich würde nur Verderben über das Haupt des Kö-

nigs bringen. Eine Königin, die nicht Regentin ist, muß bei solchen Gelegenheiten unthätig bleiben, und sich zum Tode bereiten. (Sie weint bitterlich.)

Madame Campan.

Fassen Sie sich doch, Madame! wollen Sie nicht etwas Nervenstärkendes? Das hat ihnen sonst Dienste geleistet.

Die Königin.

Bei meinem Zustande hilft das nichts. Nervenübel sind eine Krankheit glücklicher Weiber.

Madame Campan.

Fassen Sie sich doch! Ihre Majestät haben ja immer noch Ihren getreuen Adel, der auf den Stufen Ihres Throns sterben wird.

Die Königin.

Täuschen Sie sich nicht, dieser Adel wird uns vollends verderben, oder retten wir uns, so wird es ohne diesen geschehen.

Madame Campan (erschrocken).

Wenn ich nicht irre, so höre ich Fußtritte im Corridor.

Die Königin.

Ja, es ist so! wecken Sie geschwind den Kammerdiener ..... aber beide Thüren des Corridor sind ja geschlossen worden!

(Madame Campan geht ab und ruft den Kammerdiener, der schnell gegen den Corridor rennt. Man vernimmt Geräusch.)

Die Königin.

Frau Campan! Frau Campan!

Madame Campan.

Sie haben nichts zu fürchten; ihre Leute ſind bei der Hand.

(Man hört in der Ferne wie zwei Menſchen ſich raufen.)

Die Königin.

(Frau Campan an ihre Bruſt ſchließend.)

Mein Gott! Bei Tag Schmachreden und bei Nacht Meuchelmörder! welches Leben!

Der Kammerdiener

(vom Corrider rufend).

Madame! Es iſt ein Böſewicht, den ich kenne .... ich habe ihn gepackt!

Die Königin.

Laßt ihn los! laßt ihn los! öffnet ihm die Thüre! er wollte mich ermorden .... morgen würden ihn die Jakobiner im Triumph durch die Straßen tragen.

(Der Meuchelmörder entwiſcht und der Kammerdiener kommt in das Zimmer der Königin.)

Der Kammerdiener.

Ich kenne ihn, Madame, es iſt ein Kammerlakai des Königs; er hat kein Wort geſprochen, aber ich habe ihn doch erkannt. Er wird den Schlüſſel zum Corridor aus der Taſche des Königs genommen haben.

Die Königin.

Ich danke Euch für euren Eifer. Macht keinen Lärm, damit der König nicht aufwacht.

Die Prinzessin Lamballe.

(In das Zimmer stürzend.)

O mein Gott! Was ist hier geschehen? Meuchelmörder heißt es .... Gottlob, daß ich Sie unverlezt finde!

Die Königin.

Es hat nichts zu bedeuten, liebe Cousine, der Kammerdiener hat uns gerettet. Setzen Sie sich auf diesen Sopha. Wir wollen die Nacht vollends verplaudern.

Zehente Scene.

Nacht vom 9. auf den 10. August, eilf Uhr.

Winkel der Straße Arbre-Sec, gegenüber dem Durchgang von Saint-Germain-l'Auxerrois. — Eine Gruppe Sansculotten, hierauf Thervigne, zwei Weiber. — Meurand, ein Bataillon Sansculotten.

Erster Sansculotte.

Da kommt noch einer ....

Zweiter Sansculotte (kommt).

Du bist es, Tulipan, Kind der Pike?

Dritter Sansculotte.

O ho, das kleine Püppchen der Trödlerin im Winkel der Straße Lavandieres.

Zweiter Sansculotte.

Seht doch, du Affengesicht, bist du auch da? heute kannst du dich zeigen, aber den Haarkamm mußt du zu Hause lassen, wenn du die Pike führst. Heute frisirt man mit brennenden Lunten, und morgen wirst du viele Toupets wieder herzurichten haben.

Erster Sansculotte.

Sind die von der Straße Lombard im Anzug?

Zweiter Sansculotte.

Als gemach! und wo geht Ihr hin, Ihr Andern?

Dritter Sansculotte.

Wir sollen den Tanz eröffnen. Heute gibt es was zu lachen. Wer ist denn diese Dame mit dem Säbel in der Hand? Ha, schönes Kind, wohin so eilig?

Thevigne von Mericourt.

Was willst du, Nasenkönig? ich glaube, du machst aus Furcht in die Hosen und siehst dich schon nach einem Schlupfwinkel um!

Dritter Sansculotte.

Sagt uns doch, Frau Patriotin, ob die Geigen schon gestimmt sind?

Thevigne von Mericourt.

Ich habe schon darnach getanzt, ihr lahmen Hunde, die ihr hier in einem Straßenwinkel steht, während man dort unten schon zwei Stun-

lang arbeitet. Seht einmal her (ſie zeigt Säbelklinge, die mit Blut bedeckt iſt.), riecht , das iſt Ariſtokratenblut! was fährſt du ck, Hans Haſenfuß? ich glaube, du haſt mehr Toupets gemacht, als Enten den umgedreht. Das iſt ein guter Geruch für patriotiſches Herz! Aufgepaßt, Kinder, iſt ein großer Tag. Aber die Verräther um und um; ich habe eben auf dem Platze ome eine falſche Patrouille angehalten. Neun haben wir bereits den Hals abgeſchnit- das gibt gute Mützen auf die Piken; ſie n ſchon in Prozeſſion getragen. Aber ich ere hier und ſell doch auf das Gemeinde- wo man mich braucht. (Geht ab.)

Alle zuſammen.

lebe die Bürgerin!

Dritter Sansculotte.

muß einen Schluck nehmen; ich kann die nicht ſo nüchtern hinbringen.

Zweiter Sansculotte.

ösfott! der Pulverdampf wird dich ſtärken.

Dritter Sansculotte.

Bratendampf iſt mir lieber.

Zweiter Sansculotte.

gehe hin und ſcheere deinen ariſtokrati- unden den Bart, du Held von der Sei- !

Erſter Sansculotte.

Wie, ich habe dich dem Clubb vorgeſtellt! du machſt mir Schande, du Hund, aber ſo wahr Gott lebt .... was ſchwatze ich denn da von Gott, ſein Reich iſt ja vorüber! .... aber gleich viel, ſo wahr ich Jean François la Pique heiße, wenn du dich nicht gut hältſt, ſo gebe ich dich dem Bürger Robespierre an, und der wird kurzen Prozeß mit dir machen. Aber hier kommt einer, der keine guten Nachrichten bringt. Seht, wie er mit den andern redet!

Zweiter Sansculotte.

Laßt uns hören!

Dritter Sansculotte.

Es leben die Patrioten, es lebe die Nation!

Rigogne

(in der Mitte einer Gruppe perorirend).

Schrei nicht ſo laut, du Maulheld! die Verräther ſind um und um; Ludwig der Falſche iſt zwei Nächte nicht in's Bett gegangen. Geſtern war der ganze Schloßhof voll Wagen ... man will das Volk ermorden oder hungerſterben laſſen. Das Schloß iſt mit Grenadieren und Jägern angefüllt, die unaufhörlich rufen: kommt nur! ihr Marſeiller Hunde, kommt nur!

Eine Stimme:

Die Epaulette-Träger ſollen auch bereit ſeyn, zu ihnen zu ſtoßen.

Rigogne.

Sie ſind ſchon dabei; man hat ihrer 300 um das Theater Francais ſtreifen ſehen, um die Marſeiller und unſern Vater Petion zu ermorden.

Viele Stimmen.

Auf den Carouſſelplatz, auf den Carouſſelplatz — es leben die Patrioten! — nieder mit den Dolchrittern!

Rigogne.

Noch ein Wort: Ludwig der Falſche ſchickt gewiß Spionen in die Vorſtädte. Wenn ihr einen von ihnen auffangt, ſo macht kurzen Prozeß und ſteckt ſeinen Kopf auf eure Piken.

Alle zuſammen.

Es leben die Sansculotten! auf den Carouſſelplatz, auf den Carouſſelplatz.

(Man hört Trommeln und wiederholtes Geſchrei.)

Zweiter Sansculotte.

Da kömmt ein Bataillon.

Dritter Sansculotte.

Da ſind die hündiſchen Epaulette-Träger.

Zweiter Sansculotte.

Nein, es ſind die Lombarden. Es leben die Patrioten!

Zwei Weiber.

(Den Säbel in der Hand aus den Reihen tretend.)

Werda?

Dritter Sansculotte.

Sansculotte.

Eine der Weiber.

Aus welchem Bezirke?

Zweiter Sansculotte.

Sektion des Contrat Social.

Zweites Weib.

Das sind Spione. Seht einmal den an, wie er so bleich ist, er kommt gewiß aus den Höhlen des Tyrannen.

Dritter Sansculotte.

Auf Ehre nicht, ich gehöre zum Jakobiner-Clubb.

Erstes Weib.

Er ist ein Aristokrat; er gibt sein ci-devant Ehrenwort. Er ist ein Spion; es steht ihm schon auf der Stirne geschrieben; sie ist weiser, als mein Hemdzipfel. Warte, Spitzbube, mein Mann wird gleich da seyn, und der wird dir eins aufgeigen. (Zu ihrem Manne.) Meurand, da ist einer, fordere ihm seine Papiere ab.

Meurand.

Deine Papiere her, du ... geschwind ... ach, es ist ja Jean François la Pique! Die verfluchten Weiber machen einen ganz irre; sie sind Physiognomisten, wie ein alter Unterrock, der auf einer Trockenstange hängt.

Zweites Weib.

er Teufel, wer hätte das geglaubt! ſieht er
aus, wie ein gebackener Karpfe, der zwei
ben in der Pfanne gelegen hat. Er ſieht
aus wie ein Patriot.

Meurand.

acht euch ins hintere Glied, ihr alte Zi-
rinnen! verzeiht, Bürger, aber es ſind
junge Soldaten, die ſich noch nicht auf den
t verſtehen ... ich glaube, es wird dir
Freund?

Driter Sansculotte.

n, nein! aber ich bin ſo jähzornig, und
ng mirs an zu wurmen.

Erſter Sansculotte.

(Ihn auf die Schulter klopfend.)

t du vielleicht Durſt?

Dritter Sansculotte.

(Läßt vor Schrecken die Pike fallen.)

s packſt du mich denn, du Eſel?

Erſter Sansculotte.

(Lachend und ihm die Pike aufhebend.)

biſt gar zu hitzig, Freund. Du haſt die
eit der Perükenmacher; ſie müſſen durch
volution umfriſirt werden. Vorwärts,
aden!

Elfte Scene.

Nacht vom 9. auf den 10. August 1792.

Schloß der Tuilerien. — Geheimerraths-Saal. — Nachts eilf Uhr. — Es herrscht große Bewegung. Bediente laufen hin und her. Da und dort Gruppen von Nationalgarden, ohne Ordnung mit Schweizern untermischt. Die Thüren des Saal sind mehr offen, als zu. — Der König ist von dem größten Theile seiner Minister und Hofleute umgeben. — Röderer, Generalprokurator des Departements, Borie und Lerour, Gemeinderäthe, werden durch einen Huissier eingeführt. — Der König und die Prinzessinnen seiner Familie, Röderer, Mendet, Petion, Madame Campan, Offiziere vom Dienst, hierauf Herr von Aubier.

Der König (hastig).

Ah! siehe da, Herr Generalprokurator. Ich danke Ihnen, meine Herren. Ich habe Sie rufen lassen, denn ich bedarf des Raths der Magistratspersonen.

Röderer.

Sie sind stets zu Ihren Befehlen, Sire, und werden sich überall hin verfügen, wohin das Staatsoberhaupt sie beruft.

Der König.

Sie wissen ohne Zweifel von den Anstalten, die in den Vorstädten getroffen werden, und daß man Sturm läuten und die Allarmkanonen lösen will. Welche Maßregeln hat nun der Gemeinderath dagegen getroffen?

Röderer.

Ich weiß es nicht, Sire, und das Haupt des Gemeinderaths wird Ihnen allein hierüber den nöthigen Aufschluß geben können.

Der König.

Meine Nachrichten sind inzwischen ganz sicher; ich weiß mit Bestimmtheit, daß man diese Nacht noch das Schloß stürmen, mich zur Abdankung zwingen und die Königin und meine Familie nach Vincennes abführen will, um als Geißel zu dienen, im Fall die fremden Heere gegen Paris marschieren würden.

(Halblaute Unterredung zwischen dem König, dem General-Prokurator und den Ministern.)

Ein Offizier vom Generalstab (zu Mendet).

Mein General, hier ist eine Meldung nebst Signalement.

Mendet.

Wir wollen sehen, ob das unser Mann ist... 5 Fuß 1 Zoll, blass·s Gesicht, blatternar·, braune Augen, eingedrückte Nase ... der s, der elende Mensch! an solchen Tagen fehlt freilich nicht an Meuchelmördern. Bringen selbst diesen Befehl dem Hauptmann der ger, der am Eingang der innern Zimmer t, und sagen Sie ihm, daß er keinen Men· n einlasse.

Der Offizier.

Ich habe es bereits befohlen.

Mendet.

A ha!

Der Offizier.

Ja, und gleichwohl füllen ſich die Zimmer immer mehr an; ich ſehe hier eine Menge Unbekannter, die weder zur Nationalgarde noch zur Hofdienerſchaft gehören. Ich weiß nicht, was dieſe blaue Charte bedeutet, auf welche ſie ſich ſo keck berufen. Wäre es nicht wohlgethan, alle die Cavaliere auszutreiben?

Mendet.

Bleiben Sie genau bei dem, was Ihnen befohlen iſt, wenn auf den Charten ſteht: „Eintritt in die inneren Zimmer," ſo laſſen Sie den Vorweiſer herein. Der Befehl, den ich Ihnen ertheilte, betrifft die Marſeiller; von dieſen darf unter keinem Vorwand einer eingelaſſen werden.

(Der Offizier geht ab.)

Ein Huiſſier.

Der Herr Maire von Paris.

Der König.

Nun, Herr Petion, ſtehen Sie für die öffentliche Ruhe?

Petion.

Ich werde alles mögliche thun und Ihre Majeſtät können darauf rechnen, daß die Bürger

icht vergeſſen werden, was ſie dem erſten Beam-
en des Reichs ſchuldig ſind.

Ein Huiſſier.

Ein Offizier der Gensdarmerie wünſcht den
errn Maire zu ſprechen.

Petion.

Sagt ihm, er möchte warten.

Der König.

Laſſen Sie ihn lieber hereinkommen, er kann
ns wahrſcheinlich genauere Nachrichten über
e Ereigniſſe geben. (Der Offizier tritt ein.) Was
aben Sie Neues, Herr Offizier?

Offizier.

Sire, die Sektionen beginnen ihre Bewegung.
s ich die Baſtille verließ, mochten es etwa
,000 Menſchen ſeyn.

Der König.

Und welche Abſichten haben ſie?

Offizier.

Das weiß ich nicht, Sire, ich ſah nur, daß
t Mühe Ordnung in den Reihen erhalten
rde.

Der König.

Sonſt wiſſen Sie nichts?

Offizier.

Nein, Sire.

Der König.

Sie können gehen. — Sie ſehen, Herr Petion, daß man an mein Leben will, und Sie haben gar keine Maßregel ergriffen.

Petion.

Sire, man muß mit Klugheit verfahren.

Der König.

So verfahre ich ſchon längſt, Herr Maire. Was iſt Ihre Meinung, Herr Mendet?

Mendet.

Sire, auf der Stelle an alle Bataillons-Kommandanten Befehle abzuſchicken, die Bürger in ihre Bezirke zurückzurufen und möglichſt viele Freiwillige zuſammen zu bringen, welche ſich auf das erſte Zeichen bereit halten, mit ihren Fahnen und Kanonen zu marſchiren.

Der König.

Ich ſtimme Ihren Anſichten bei und ermächtige Sie, hierin nach Gutdünken zu handeln.

(Mendet geht ab. — Der König ſieht ſehr abgeſpannt aus. Die Königin ſucht ihn durch Liebkoſungen zu ermuthigen.)

Madame Campan

(halblaut zu einem neben ihr ſtehendem Offizier).

Was halten Sie von der Vertheidigung, Herr Obriſt?

Offizier.

Daß ſie unmöglich iſt, Madame.

Madame Campan.

Der General Viomesnil hat aber doch dem König einen Plan überreicht, der allgemeinen Beifall findet.

Offizier.

Das weiß ich, aber bringen Sie immerhin ihre Kostbarkeiten auf die Seite, denn alle unsere Vertheidigungsmittel liegen in der Thatkraft des Königs, und diesem fehlt der Muth.

Die Königin.

Welche Nacht! und wie wird der Tag seyn, der darauf folgt! Sie wollen uns ermorden! O meine armen Kinder! Wir wollen sehen, gute Campan, ob sie schlafen . . . sie sind so jung noch, und Tyger würden sie schonen. (Zu geben ab.)

(Herr von Aubier, Kammerherr, tritt ein.)

Der König.

Da sind Sie ja endlich! was bringen Sie für Nachrichten?

Aubier.

Sire, die Haufen mehren sich und sind schon drei bis viertausend Mann stark.

Petion.

Unmöglich, das sind falsche Nachrichten.

Aubier (lebhaft).

Mein Herr, ich habe es selbst gesehen, und wenn nicht der Respekt . . . . .

Der König.

Herr Petion, lassen Sie meinen Kammerherrn reden, wenn ich bitten darf.

Aubier.

Sire, die Haufen sind schon sehr zahlreich, aber 10,000 rechtliche Bürger, wohl geleitet, könnten den Aufstand dämpfen.

Der König.

Man will an mein Leben, es ist klar . . .

Aubier.

Nur schnell müßte alles geschehen, um den Marseillern zuvor zu kommen, die eben auf das Arsenal losrücken. Die Vorstädte sind noch unschlüssig und würden sich sicherlich für den siegenden Theil erklären.

Der König.

So sprechen Sie doch, Herr Maire! Was ist hier zu thun?

Petion.

Sire, Ihre Majestät sind das Haupt der vollziehenden Gewalt und haben nach Belieben die geeigneten Maßregeln zu ergreifen.

Der König.

Ich weiß es, aber . . . . was meinen Sie, Herr Röderer, denn ich möchte das Blut der Franzosen schonen?

Röderer.

Sire, das macht Ihrem Herzen Ehre, und
n so edelmüthiger Entschluß wird ohne Zwei-
l Ihre Unterthanen bewegen, die Waffen nie
rzulegen.

Petion.

Ja, Sire, und Ihre Weisheit kann alles ret-
i. Der Gemeinderath kann blos Polizeimaß-
geln treffen, und der Befehl über die bewaff-
e Macht steht, wie Ihre Majestät wissen,
t rechtswegen dem Staatsoberhaupte zu.

Der König.

Vor allen Dingen möcht' ich das Blutver-
ßen hindern, und es wäre mir lieb, wenn Sie
Volk belehren und von einem Angriff auf
ne Person abhalten wollten.

Röderer.

Sire, wir wollen uns einen Augenblick ent-
en, um darüber zu berathschlagen und uns
guten Gesinnungen der Nationalgarde zu
ewissern.

Sie gehen ab. — Die Königin und Mendet tre-
ten ein.)

Die Königin.

ve, hier ist wackerer Kommandant.

Der König.

ingen Sie gute Nachrichten, Herr Mendet?

Mendet.

Noch glaube ich an die Rechtlichkeit der Franzosen und ihre Anhänglichkeit an die Verfassung, obwohl die Bösgesinnten allem aufbieten.

Die Königin.

Können Sie wenigstens für das Leben des Königs stehen?

Mendet.

Dafür stehe ich, daß ich für Sie sterben werde. Noch kann ich auf die Ergebenheit einiger rechtlichen Leute rechnen; ein Corps getreuer Gensdarmen hat sich am Louvre aufgestellt, und ich hoffe, daß es den Marsch der Empörer aufhalten werde.

Die Königin.

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank, und sagen Sie diesen wackern Leuten, daß ihre Sache die unserige ist.

Der König.

Sagen Sie ihnen, daß mir nichts so sehr am Herzen liegt, als das Glück der Franzosen ... daß ich sie liebe ...

Zwölfte Scene.

Ein Zimmer neben dem Geheimenraths-Saale.

Petion und Röderer.

Petion.

Sie haben beinahe alles verdorben. Hätten Sie ihn angreifen laſſen, ſo wäre er dadurch vor dem Volke und der Nationalverſammlung kompromittirt geweſen.

Röderer.

Sie mögen recht haben, allein . . .

Petion.

Wenn ich recht habe, ſo iſt nun alles verhunzt.

Röderer.

Wenn aber die Vorſtädte und die Föderirten durch einen ſo ſchnellen Angriff geworfen worden wären! und was hätten Sie ſodann in der Nationalverſammlung ausrichten können? Ihre Deputirten wären vor Angſt aus den Fenſtern geſprungen und wir wären hier ſchön in der Patſche geſeſſen. Nein, man muß den Sektionen Zeit laſſen, ſich zu bilden, und können wir es, ſo ſuchen wir den König mit uns in die Nationalverſammlung zu ziehen.

Petion.

Und mich ſuchen Sie hier zurückzuhalten, damit ich im Gemeinderath nicht handeln kann.

Ihr Plan iſt, das Volk anrücken zu laſſen und es aus den Fenſtern des Schloſſes, wie aus einer Feſtung, auf's Korn zu nehmen. An meiner Perſon liegt mir nichts, aber was wird aus der heiligen Sache der Freiheit werden?

Röderer.

Mich beunruhigt allein dieſer Mendet.

Petion.

Das iſt auch ein konſtitutioneller, wie Barnave und Lafayette. Er will die Nationalgarde gegen das Volk führen, aber wir müßen ihm durch die Einwendung begegnen, daß die Konſtitution blos die Vertheidigung, niemals den Angriff geſtatte. Vor allen Dingen aber ſollte man bewirken, daß ich mich aus dem Schloſſe entfernen kann, denn ich fürchte, dieſe Bewegung ſey nicht gut eingeleitet.

Röderer.

Es kommt mir ein Gedanke.

Petion.

Welcher?

Röderer.

Ein Befehl der Nationalverſammlung, der Sie vor die Schranken fordert?

Petion.

Dem würden ſie ſich freilich nicht widerſetzen; man müßte aber zuvor unſere Freunde davon unterrichten, und wenn man mich jemand in

die Deputirtenkammer ſchicken ſieht, ſo wird man meine Botſchaft auffangen und mich hernach um ſo ſtrenger bewachen.

Röderer.

Ich will ſehen, daß ich einem unſerer Vertrauten einige Worte zuflüſtere.

Petion.

Dabei bleibt es. Wir wollen jetzt wieder hinein gehen.

Dreizehente Scene.

Geheimerraths-Saal. — Der König ſitzt erſchöpft in ſeinem Lehnſeſſel, neben ihm ſteht der General Viomes. — Der König, ſeine Miniſter und die dienſtthuenden Hofleute, Petion und Röderer.

Petion.

Sire, die Nationalgarde weigert ſich jedes Angriffs. Die Konſtitution iſt ihr höchſtes Geſetz, und dieſe geſtattet blos Vertheidigung.

Mendet.

In dieſem Falle, Herr Maire, wollen wir uns zum Generalſtab der Nationalgarde begeben, um uns über die Vertheidigungsmittel zu verſtändigen, welche Sie für dienlich halten.

Petion.

Mein Herr, dieſe Vertheidigungsmittel gehen mich nichts an, ich habe Ihren Offizieren nichts zu befehlen.

Mendet.

Wenigſtens haben Sie, als Vorſteher der Gemeinde, mir zu ſagen, was für Erhaltung der Ordnung und Sicherheit der Bürger geſchehen ſoll. Iſt es Ihnen gefällig, mir zu folgen?

Vierzehnte Scene.

Saal des Generalſtaabs, in welchem ſich viele Offiziere, Nationalgarden und einige Schweizer befinden.

Mendet, Petion, Offiziere.

Mendet

(mit Petion eintretend).

Meine Herrn, ich zeige Ihnen mit Vergnügen an, daß der Herr Maire entſchloſſen iſt, die Gefahren des Tags mit uns zu theilen.

Petion.

Jedoch, mein Herr, kann mich mein Amt anderswohin rufen, und ich bin verpflichtet, immer an der Spitze des Volks zu ſeyn.

Mendet.

Hier werden ſie mehr als irgendwo anders, im Stande ſeyn, die Wuth des Volks zu bän-

digen und über die Sicherheit der Bürger zu wachen.

Ein Offizier.

Bravo, bravo! halten Sie zu uns, Herr Petion, und wir werden abermals den Staat aus den Händen der Aufrührer retten.

Mehrere Offiziere.

Ja, die Vertheidigung! die Vertheidigung! ertheilen Sie Ihre Befehle, Herr Maire!

Petion.

Meine Herren, nichts weiter, als was das Gesetz vorschreibt und die Sicherheit einer grossen Stadt heischt.

Ein Offizier.

Wenn aber die Bürger die Majestät des Throns herabwürdigen, wenn sie die Thüren sprengen und abermals in die Zimmer dringen wollen, wie am 20. Juni?

Petion.

Dann muß man sie zurück treiben, aber freie Männer können sich nicht gegen die Würde des Throns verfehlen, und ihre Achtung für die Konstitution . . .

Der Offizier.

Wenn es aber doch geschieht, so müssen wir wohl Gewalt mit Gewalt abtreiben.

Petion.

Allerdings, jedoch immer mit Schonung. Das Wort ist die erste Wache des Bürgersoldaten.

Mendet.

Möchten Sie mir nicht bestimmte Befehle geben?

Petion.

Ich gebe sie Ihnen, Herr General-Kommandant.

Mendet.

Aber meine Verantwortlichkeit erfordet ....

Petion.

Wie! wenn ein Maire Ihnen seine Befehle vor Zeugen ertheilt ...

Mendet.

Mißverstehen Sie mich nicht, ich setze kein Mißtrauen in Ihre Gesinnungen; wenn aber unglücklicherweise Blut fließen sollte, so könnte vielleicht ein schriftlicher Befehl von Ihrer Hand ein erhabenes Haupt retten, und den Argwohn beseitigen, daß der Thron mehr auf seine eigene Sicherheit bedacht gewesen sey, als auf die des Volks.

Petion.

Sie scheinen einen Verdacht gegen mich zu hegen, der für mein hohes Amt entehrend ist.

Mendet.

Ich verlange nur, was das Geſetz vorſchreibt, und eine ſolche Forderung kann nie beleidigend ſeyn, im übrigen ſtelle ich es Ihrem eigenen Ermeſſen und der Entſcheidung meines General-Staabs anheim, der, gleich Ihnen und mir, berufen iſt, die Gefahren dieſes Tags zu theilen.

Die Offiziere.

Ja, ja! der Herr Maire ſoll unſere Gefahren theilen! — ein ſchriftlicher Befehl ſoll den Charakter der Vertheidigung beſtimmen! — wir wollen alle auf unſerm Poſten ſterben. — Es lebe der Maire und die Nationalgarde! Mögen ſie immer vereint ſeyn!

Petion.

Meine Herrn, ich bin gerührt ... ich will Ihrem Verlangen entſprechen ... aber das Volk muß geſchont werden, dieß ſey der erſte Gedanke eines guten Bürgers.

Ein Offizier.

Wir alle haben keine Freude am Blutvergieſſen.

(Petion ſchreibt.)

Ein Offizier
(leiſe zu Mendet).

Herr General, wir müſſen ihn um jeden Preis als Geißel behalten.

Mendet (leiſe).

Das iſt auch mein Plan. Schneiden Sie ihm jede Verbindung mit ſeinen Agenten ab.

Petion.

(Das Papier in der Hand.)

Hier iſt der Befehl:

„Der Herr General-Kommandant der Nationalgarde wird hiedurch ermächtigt, die „Unverletzbarkeit der Perſon des Königs „zu ſichern, indem er Gewalt mit Gewalt „abtreibt.“

„Unterzeichnet Petion, Maire.

iſt's ſo recht, Herr Kommandant?

Mendet.

Ja, ich danke Ihnen. Laſſen Sie uns in den Geheimeraths-Saal zurückgehen.

Fünfzehente Scene.

Geheimeraths-Saal.

Mendet, Dubouchage, Meilly, Petion, Offiziere, Miniſter, Edelleute, Garden u. ſ. w., hierauf die Königin und der König.

Mendet.

Wo iſt denn der König? ich wollte ſeiner Majeſtät melden, welche edle Geſinnungen der Herr Maire an den Tag legt.

Dubouchage.

Seine Majeſtät haben ſich einen Augenblick in Ihr Kabinet begeben, wo Sie der Abt Hebert erwartete. Ohne Zweifel liegen Sie den Pflichten der Religion ob; Sie werden aber bald wieder erſcheinen.

Meilly.

Armer Fürſt! er betet für ſein Volk, während ihn Verräther einen Tyrannen nennen. Hier kommt die Königin. Welche himmliſche Heiterkeit in ihrem Angeſicht! Edle Ritter, ſchwört hier zu ſterben oder unſern König zu retten!

Mehrere Offiziere und Edelleute.

Ja, ja, wir alle, wir alle! — Es lebe die Königin! es lebe der Dauphin! (Man hört Kanonenſchüſſe fallen.) Zu den Waffen! zu den Waffen ſie geben das Signal! — Tod den Empörern! Zu den Waffen.

Die Königin (mit Feuer).

Es lebe der König! wir haben alle nur eine Sache.

Der König (eintretend).

Die unglückliche Stunde hat ausgeſchlagen... Das letzte Signal iſt gegeben ... Möge der Himmel mich und meine Kinder in ſeine heilige Obhut nehmen! — Nun, Herr Mendet, was wird die Nationalgarde thun?

Mendet.

Sire, ihre Pflicht, ihre Anhänglichkeit an Ihre Majeſtät und die Verfaſſung bürgt für Alles. Der Befehl und die Anweſenheit des Herrn Maire werden ſie unüberwindlich machen.

Der König.

Und glauben Sie, Herr Mendet . . .?

Mendet.

Ja, Sire, Verrätherei allein . . .

Der König.

So laßt uns Gott vertrauen!

Sechszehnte Scene.

Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt.

Gemeindehaus. — Sitzungsſaal des Gemeinderaths. — Der Saal iſt mit dreifarbigen Tapeten verziert; man erblickt in ihm einige Büſten, worunter die von Ludwig dem Sechszehnten, Bailly und Lafayette. Die Mitglieder der Verſammlung, in welcher große Gährung herrſcht, ſitzen an einer langen Tafel. — Danton, Chamille-Desmoulin, Manuel, Panis und Fabre-d'Eglantine bilden eine abgeſonderte Gruppe. —

Manuel. Danton. Chamille-Desmoulin. Marat. Billaud-Varennes. Callot-d'Herbois. Chenier. Legendre und andere.

Danton.

Wir müſſen um jeden Preis einen entſchloſſenen Präſidenten haben, der die ganze Wichtig-

keit eines ſolchen Tages zu begreifen weiß, einen Mann, deſſen Hand ſchnell iſt, wie der Blitz, und ſeine Bruſt wie Stahl und Eiſen.

Pa.

Der ſicherſte, der getreueſte und fähigſte wäre der unbeſtechbare Robespierre.

Fabre-d'Eglantine.

Um ihn zu ernennen, müßte er wenigſtens auf ſeinem Poſten ſeyn, und wir wiſſen ja nicht einmal, ob ſeine Sektion ihn abgeordnet hat.

Panis.

Hierüber waltet kein Zweifel ob, denn zwanzig Bürger bezeugen es, und er wäre gewiß bereits hier, wenn nicht das öffentliche Wohl ihn anderwärts zurückhielte.

Camille-Desmoulins.

Möglich, aber wir bedürfen einer feſtern Hand, und ich ſelbſt würde mich anbieten, wenn ich nicht einen kennte, deſſen ich ſicherer bin, als meiner ſelbſt.

Manuel.

Ja, Camille wäre der paſſende Mann.

Camille-Desmoulins.

Wenn Ihr nicht Petion hättet, und wenn ich nicht allzu leidenſchaftlich für die Freiheit wäre, um abgemeſſen handeln zu können.

Manuel.

Ich dächte, es wäre einmal Zeit, mit diesem Strohmann ein Ende zu machen, den wir der blinden Menge zum Götzen haben. Es ist jetzt genug Weihrauch auf seinem Altare verbrannt, ein wohlgeführter Schlag würde ihn zertrümmern.

Danton.

Du weißt, Manuel, daß ich diesen politischen Eunuchen eben so wenig liebe, als du, und daß ich gern das Heil des Vaterlandes in andere Hände legte; aber wir müssen warten, bis der dumme Pöbel seiner Anbetung selbst müde wird.

Camille-Desmoulins.

Danton hat recht; wir brauchen einen Präsidenten, der scharf ist, wie die Schneide des Schwerts, aber er muß hinter dem Götzen stehen, welcher der Abgott des Tags ist. Ich schlage euch Huguenin vor. Aus der Hefe des Volks hervor gegangen, wird er der Menge angenehm seyn. Sie kennt seine Stimme und seine Entschlossenheit; seine Beschlüsse werden Todesurtheile für die Intriganten seyn.

Danton.

Ja, Huguenin! er weiß mit der Pike umzugehen.

Manuel.

Man sollte wenigstens die Benennung Maire ändern, und wenn wir Petion beibehalten, ihn unter einem neuen Titel wieder aufleben lassen, so ungefähr, wie die alten Betschwestern, ihren Götzen für ein neu[illegible] Fest [illegible]n neues Chorhemd anlegen. Ich schlage demnach vor, den Maire und den Prokurator künftig hin Administratoren zu nennen.

Danton.

Wohl ausgesonnen!

Panis.

Könnte man nicht hinzufügen: Administratoren des Volks?

Danton.

Noch besser, aber wir wollen mit solchen Dingen keine Zeit verlieren. (Zur übrigen Versammlung gewendet.) Meine Herrn, nachdem fast alle Sektionen ihre Abgeordneten gesendet haben, so wollen wir nunmehr einen Präsidenten wählen, und sofort die nöthigen Sicherheitsmaßregeln ergreifen. Vergessen Sie nicht, daß heute der Tag des Volks ist, daß es heute sich durch eigene Kraft retten muß, daß wir, aus seiner Mitte genommen, ihm einen Rathgeber schuldig sind, den es kennt und in seinen Reihen gesehen hat — ich gebe meine Stimme dem Bürger Huguenin.

Camille-Desmoulins, Febre und andere.

Ich auch, ich auch, ich auch!

Eine Stimme.

Ich wähle Danton.

Eine andere.

Manuel!

Andere Stimmen.

Huguenin — Huguenin — Marat — Legendre! —

Danton.

Der Bürger Huguenin iſt zum Präſidenten des Gemeinderaths ernannt; er wird ſchwören der heiligen Sache des Volks getreu zu ſeyn.

Huguenin.

Ich ſchwöre, für das Volk und die Freiheit zu ſterben. Es leben die Sansculotten, und möge das Blut der Verräther den gerechten Zorn des Volkes ſühnen! Als Präſident, und bevor ich mich auf dieſem Sitze der Treue und des Patriotismus niederlaſſe, trage ich darauf an, daß vor allen Dingen unſer Sitzungsſaal von der ſchmählichen Gegenwart der Büſten des Ludwig Nero — Bailly's und Lafayett's befreit werde, denn ſie ſind Verräther, die das ſouveraine Volk mit Wohlthaten überhäuft hat, und die ihm als entartete Kinder vergalten.

Mehrere Stimmen.

An den Pranger! an den Pranger! — schlagt sie in Stücken!

(Die Büsten werden alsbald umgestossen und zertrümmert und die Stücke davon unter das Volk geworfen, dessen donnernder Zuruf die Hallen des Gemeindehauses erschüttert.)

Billaud-Varennes.

Ich trage, als erste Maßregel, darauf an, zu erklären, daß, da das souveraine Volk selbst aufgestanden ist, keine eingesetzte Behörde das Recht habe zu handeln, bevor sie neue Vollmacht erhalten hat.

Camille-Desmoulins.

Ich stimme für den Vorschlag des Bürgers Billaud-Varennes, der im höchsten Grade patriotisch ist.

Viele Stimmen.

Angenommen, angenommen!

Danton.

Es wäre hinzuzufügen, daß, da der Gemeinderath durch das Volk eingesetzt ist, um das Vaterland zu retten, alle Gewalten von ihm ausgehen müssen.

(Wird durch Acclamation angenommen.)

Marat.

Ich schlage vor, daß die Aristokraten gehalten seyn sollen, ein sichtbares Zeichen an sich zu

tragen, wo ihrer mehr als drei beisammen sind.

Mehrere Stimmen.

Ja, ja! — es lebe der Volksfreund!

Präsident.

Ist's richtig? ich bin auch so der Meinung, ich.

Die nämlichen Stimmen.

Ja, ja!

Danton.

Einen Augenblick, Bürgerpräsident. Ehre der Bürgertugend und den Hochgedanken des Volksfreunds, aber bei Franzosen muß der Angriff immer der Vertheidigung vorausgehen. Ich trage demnach darauf an, daß die ehrenwerthe Versammlung über den Vorschlag des Bürgers Marat zur Tagesordnung schreite, um unverzüglich den Angriff auf die Höhle des Tyrannen zu berathen und das Wohl des Volks zu sichern.

Alle zusammen.

Ja, ja! — in's Schloß! in's Schloß! — löst die Lärmkanonen! — legt das Haus des Verräthers in Asche!

(Marat entschlüpft unbemerkt.)

Eine Stimme.

Ich trage darauf an, daß alle Nationalgarden ohne Unterschied als verdächtig entwaffnet werden.

Manuel.

Ich halte es für beleidigend die Nationalgarde in Masse zu entlassen ....

Mehrere Stimmen.

Hört! hört!

Manuel.

Ich verlange demnach, daß man blos deren Anführer ändern und dadurch den guten Bürgern Gelegenheit gebe, sich von der beleidigenden Qualifikation des Incipismus, der die Nationalgarde in den letzten Zeiten getroffen, zu reinigen.

(Manuel hält einen Augenblick inne, um einen Boten anzuhören, der ihm einige Nachrichten bringt.)

Panis.

Ich verlange vor allen Dingen, daß der Generalstaab der Nationalgarde alsbald abgesetzt werde, weil er schuld am Unglück des Volkes ist.

Manuel.

Bürger, meine Ahnung hat mich nicht betrogen, jede Stunde, jede Minute vermehrt die Gefahren des Vaterlandes. Ich erfahre so eben durch einen Boten, daß der Tyrann sich befestigt. Er will das Volk erwürgen lassen. Ein Mann, der unser Vater war, hat die Schwachheit gehabt, hiezu die Hand zu leihen: Petion hat den schändlichen Mensch ermächtigt, auf die Rebellionen zu feuern. Da es sich um das Leben

des Volks handelt, so trage ich darauf an, daß sogleich ein Gemeindebeamter in das Schloß abgeschickt werde, um Mendet vor den Gemeinderath zu fordern. Hat er wirklich einen solchen Gedanken gehabt, so treffe ihn das Schwerdt des Gesetzes!

Alle zusammen!

Angenommen!

Danton.

Ich halte den wackern Santerre für allein fähig, dieses Unglück wieder gut zu machen, und schlage demnach vor, daß er zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt werde.

Camille-Desmoulins.

Ich trage darauf an, daß augenblicklich eine Wache von 400 Mann gebildet werde, um die Unverletzbarkeit des Maires zu sichern, und darauf zu achten, daß er nimmer in die Hände des Hofgesindels und der Aristokraten falle. Ich trage demnach darauf an, daß der Maire verpflichtet werde, das Gemeindehaus nicht zu verlassen, damit nicht der Tyrann durch seine Sendungen ihn abhalte, allein auf das Wohl des Volks und dieser großen Stadt bedacht zu seyn.

Präsident.

Ist's angenommen?

Danton.

Du siehst es ja, da niemand etwas einwendet.

Präſident.

Ich will jetzt einen Vorſchlag machen: mein
ekretär und ich, wir haben gedacht, daß der
ne Gemeinderath neue Abzeichen annehmen
llte; es iſt wegen des Reſpekts . . .

Mehrere Stimmen.

Ja, ja! .

Andere.

Ihr habt ja die Schärpe!

Präſident.

Ich höre Individuen ſagen, daß wir ja die
chärpe haben; ich antworte ihnen, daß dieß
s Abzeichen des alten Gemeinderaths war,
ß wir aber jetzt, da das Volk ſelbſt ſeine Ge-
lt übt, etwas Einfacheres annehmen ſollten.
h ſchlage daher vor, daß alle Gemeindebeam-
n blos ein einfaches dreifarbiges Band, mit
ran geknüpfter Kokarde tragen.

Alle zuſammen.

Angenommen! angenommen! — es lebe die
publik! es leben die Sansculotten!

Siebzehnte Scene.

Nacht vom 9. auf den 10. August, 1 Uhr.

Schloß der Tuilerien. Ein Dienſtſaal.

Offiziere vom Generalſtaab, Mendet, Röderer, Boris, ein Gemeinderath.

Ein Gemeindebeamter
(eintretend).

Wo iſt der Oberbefehlshaber der Nationalgarde?

Mendet.

Hier, was gibt es?

Der Gemeindebeamte.

Sie werden vor den Gemeinderath gefordert, um daſelbſt Aufklärung über den Zuſtand der Hauptſtadt zu geben.

Mendet.

Mein Poſten iſt hier, und ich verlaſſe ihn nicht.

Der Gemeindebeamte.

Der Gemeinderath macht Sie für alle Folgen ihres Ungehorſams verantwortlich.

Mendet.

Mein Dienſt iſt hier im Schloſſe, und ich werde bleiben.

Röderer.

Herr Mendet, ſeyen Sie doch nicht der Erſte, der das Beiſpiel des Ungehorſams gegen die

Verfaſſung gibt; ich beſchwöre Sie, ſich zum Gemeinderath zu begeben, denn dieß wird ſelbſt für den König am erſprießlichſten ſeyn.

Mendet.

Je nun, ich will mich hinbegeben, aber ich habe eine Ahnung, daß man mir hier eine Falle ſtellt, der ich nicht entgehen werde. Leben Sie wohl, meine Herrn, gerne hätte ich mein Blut hier auf dieſem Boden fließen ſehen.

Achtzehnte Scene.

Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt, morgens 4 Uhr.

Schloß der Tuillerien. – Kabinet des Königs.

Die Königin, Madame Elisabeth der König und seine Minister, hierauf die Prinzessin Lamballe und der Dauphin.

Die Königin (eintretend).

Iſt es denn wahr, meine Herren? .... ſie haben ihn ermordet! ... die Verräther!

Dubouchage.

Dieſer Mord wird durch 20 Perſonen beſtätigt, die vom Gemeindehauſe kommen.

Die Königin.

Ach! er hätte uns vertheidigt, er wäre mit uns geſtorben! ſeine Ahnung hat ihn nicht ge-

täuſcht! und haben ſie ſeinen Sohn auch ermordet?

Dubouchage.

Nein, Madame, aber er war ſo unglücklich, den Tod ſeines Vaters mit anſehen zu müſſen. Die Tiger haben den Körper in Stücken geriſſen und in die Seine geworfen.

Die Königin.

(Die Hand der Prinzeſſin Eliſabeth ergreifend.)

Ach Gott! rettet doch den König! rettet meine Kinder! habt Mitleid mit einer Mutter! arme Kinder, ſie ſchlafen noch ſo ruhig! (zu Herrn de la Chenaie, der eben eintritt) was für Nachrichten? was machen die Sektionen?

De la Chenai.

Das Volk iſt Sieger und das Blutbad furchtbar.

Die Königin.

O meine armen Kinder!

(Die Königin und Madame Eliſabeth gehen ab, ſie kommen gleich darauf zurück, die Königin führt den Dauphin an der Hand.)

Der König.

Madame, mit jeder Minute ſteigt die Gefahr, und ich weiß nicht mehr, was ich thun ſoll.

Die Königin.

Ihr Muth allein kann uns retten. Im Namen des Himmels denken Sie an Ihre Familie und ſchützen Sie das Haupt Ihrer Kinder! (Sie umarmt den Dauphin.)

Der Dauphin
(die Hand ſeiner Mutter küſſend).

er, Mama, warum ſollten ſie Ihm etwas
? Er iſt ja ſo gut!

er König umarmt den Dauphin. Die Königin
ſtützt ſich auf den Seſſel ihres Gemahls.)

Der König.

nnte ich wenigſtens dich retten, mein
!

Der Dauphin.

er, Papa, machen Sie es nur wieder wie
letztemal, als die garſtigen Weiber kamen,
als ich eine ſchöne Kokarde auf dem Hut
; ſie werden Ihnen nichts thun, wenn Sie
r Ihre Mütze aufſetzen! und ich habe auch
Frau geſehen, die hat geweint, als Mama
gte, daß Sie die Franzoſen liebe.

Der König.
(Die Augen voll Thränen.)

lche Zeiten! . . . O mein Sohn!

Die Königin.

re, Sie werden ſich vielleicht ſelbſt an die
e der Truppen ſtellen müſſen.

Der König.

will noch abwarten, man muß zuſehen . . .
Departement wird vielleicht etwas thun . . .
chtlichen Bürger werden endlich einſehen,
nſere Sache die ihrige iſt . . . ich habe auch

vernommen, daß der Angriff auf einige Tage hinausgeſchoben ſey .... wir werden Zeit haben, auf neue Maßregeln zu ſtimmen.

Die Königin.

Ach Sire! täuſchen Sie ſich doch nicht ſelbſt! Hören Sie denn nicht die Allarmſchüſſe und den Generalmarſch? Jetzt gilt es zu handeln, und zwar ſchnell. Kommen Sie mit mir, wir wollen durch das Schloß gehen und unſere getreuen Diener ermuthigen.

Neunzehnte Scene.

10. Auguſt, morgens 6 Uhr.

Balkon-Saal. — Der König trägt einen violetten Rock, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite. Die Königin iſt ganz einfach gekleidet.

Der König, die Königin, die königlichen Kinder, die Prinzeſſinnen und Kammerfrauen, Hofleute, Offiziere. hierauf Volk.

Der König.

Sie kommen alſo! ... was habe ich Ihnen denn gethan! ... was wollen ſie von mir? ... meine Sache iſt die der guten Bürger ... (Nationalgarden rufen: es lebe der König!) ja, meine Freunde, ſchützt mich doch! dießmal wollen wir zuſammen umkommen oder uns retten!

General Viomesnil.

re, möchten Sie nicht auf den Balkon tre-
es könnte von guter Wirkung seyn, und
Entschluß der Garden stärken, die blos Ih-
Befehl erwarten, um auf ihrem Posten zu
n.

Der König.

will es wohl thun, Herr General, weil
ieser Meinung sind, und weil diese wackern
es von mir zu verlangen scheinen. Man
den Balkon!

ei Huissiers öffnen die Flügelthüren, und man
rnimmt vom Hofe dumpfen Zuruf, während Ka-
nen über das Pflaster rasseln. — So wie der
önig mit der Königin und dem Dauphin auf
n Balkon tritt, erhebt sich der Ruf: es lebe
r König. Man schlägt den Generalmarsch. Ein-
ne Stimmen rufen: es lebe Petion! weg mit
n Veto! nieder mit dem Verräther! es lebe
Nation!

Der König.

(Auf dem Balkon.)

t, recht, meine Freunde! Es lebt die
! so sage ich auch. Ihr Glück war im-
in erster Wunsch. Es lebe die Nation!

Volk.

ebe die Nation! wir wollen keinen an-
erry, als die Nation!

Bataillons mit Piken und Säbeln bewaff-
marschiren am Gitterthor vorüber.

Der König.

Ja, meine Kinder, ja, die Nation und Euer König werden immer eins seyn.

(Der König tritt vom Balkon zurück. Die doppelten Reihe Nationalgarden, durch die er geht, begrüßt ihn mit dem Ruf: Es lebe der König!)

Der König.

(Mit traurig zu Boden geschlagenen Augen.)

Meine Herren, ich bin gerührt von Ihrer Ergebenheit . . . Aber wir werden uns nimmer lange sehen . . . thun Sie Ihre Schuldigkeit, ich werde immer die Franzosen lieben . . .

Die Garden.

Es lebe der König! es lebe der König.

(Alle, aus eigenem Antrieb, laden ihre Gewehre.)

Der König (lauend).

Ach! lassen Sie das . . . es ist unnöthig . . . Ihre Ergebenheit wird mich nichts helfen . . . sie werden mich umbringen! . . . sie wollen meinen Kopf!

Die Garden.

Eher sterben! es lebe der König!

(Herr von Maillé, den bloßen Degen in der Hand, tritt an der Spitze des Adels ein. Diese Edelleute sind verschiedenartig bewaffnet: mit Stöcken, Degen, Hirschfängern, alten Klingen, Pistolen; sie haben weiße Sacktücher um den Leib, die gegen ihre schwarzen Sammthosen sonderbar abstechen. Ein alter Edelmann und ein junger Page sind, der eine mit einem Bratspieß und der andere mit

einer Feuerflammer aus der Hofküche bewaffnet. Sie marſchieren auf, und rufen: Es lebe der König! es leben die Prinzen! es lebe die Königin!)

Mailly.

(Vor dem König niederknieend.)

ire, ihr getreuer Adel iſt herbeigeeilt, ihre ſtät wieder auf den Thron ihrer Väter zu . Werden Sie ihn hierin unterſtützen?

Der König.

werde ihn unterſtützen.

Die Königin.

Sire, dieſe edelmüthigen Diener der Krone en unſere Gefahren theilen und bis auf den Hauch für uns fechten.

Die Edelleute.

lebe die Nationalgarde! — ſie ſind unſere r! es lebe der König!

Der König (tief ergriffen).

Muth, Grenadiere! Muth!

Belair, Legionschef,

(eintretend, zur Königin).

dame, abgeordnet von meinen Kameraden, bole ich Ihnen die Zuſicherung, daß die nalgarde ihrer Pflicht getreu bleiben wird; ie Anordnungen im Schloſſe beunruhi- ; ſie will die königliche Familie allein digen, denn ſie fürchtet, daß der Anblick

dieſer Fremden, die im Schloſſe zerſtreut ſind, das Volk reitzen und zu Ausſchweifungen treiben möchte, welche ein kluges Benehmen verhindern könnte.

Die Königin.

Ich bedaure, mein Herr, aber nichts vermag uns von dieſen Herrn zu trennen, die unſere getreueſten Freunde ſind. Sie werden die Gefahren der Nationalgarde theilen und ſogar Ihren Befehlen Gehorſam leiſten; aber ſie wollen durchaus für uns fechten. Man ſtelle ſie vor die Mündung einer Kanone, und ſie werden zeigen, wie man in ſeiner Pflicht ſtirbt.

Mailly.

Ja, mein Herr, wir wollen blos die Gefahren der Nationalgarde theilen. Stellen Sie uns auf den gefährlichſten Poſten, und Sie werden ſehen, daß wir für unſern König zu fechten und zu ſterben wiſſen.

Belair.

Da mein Auftrag erfüllt iſt, entferne ich mich.

Zwanzigste Scene.

10. August, 8 Uhr Morgens.

...errathssaal. — Der König und seine Familie sind aufs ...ußerste niedergeschlagen.

König, die Königin, Joly, Justizminister, ein Ge...rebeamter, Röderer, Meilly, Gerdret, die Frauen la Roche-Aymon und Campan.

Joly.

...ire, Ihrem Befehle gemäß habe ich der Na...lversammlung den Zustand geschildert, worin ...das Schloß und Ihre königliche Person be...n. Ich bat um Abordnung einer Deputa... Man ging, ohne mir eine Antwort zu ge... zur Tagesordnung über.

Der König.

...e verlassen mich also! sie wollen meinen ... — haben sie berathschlagt?

Joly.

...e haben berathschlagt, und ein Deputirter ...gesagt: „die Konstitution stelle es dem Kö...nheim, sich, wenn er wolle, in die Natio...rsammlung zu begeben."

Die Königin.

...in, meine Herrn, nein, wir wollen das ...oß nicht verlassen!

Joly.

(Zu einem eintretenden Gemeindebeamten.)

...n, was verlangt man?

Der Gemeindebeamte.

Die Absetzung.

Joly.

So mag die Versammlung sie beschließen.

Die Königin.

Und was wird aus dem König werden?

(Der Gemeindebeamte verbeugt sich und schweigt. — Röderer, an der Spitze des Departements, mit dreifarbiger Schärpe, tritt ein.

Röderer.

Sire, es bleibt nur noch ein Mittel übrig: sich in die Nationalversammlung zu begeben.

Die Königin.

Wir fliehen! lieber will ich mich an die Mauern dieses Schlosses nageln lassen. (Sie reißt Herrn Bachmann, Befehlshaber der Schweizer, eine Pistole aus dem Gürtel und reicht sie dem Könige dar.) Jetzt, Sire, ist der Augenblick da, sich zu zeigen.

Mailly.

Ja, Sire, wir wollen den Thron wieder aufrichten oder an Ihrer Seite fallen. Schwören Sie, uns anzuführen.

Der König.

(Seinen Degen ziehend.)

Ich schwöre es!

Röderer.

(Zu den Hofleuten.)

Verzeihung, meine Herren, aber ich muß mit
m König allein sprechen.

(Die Hofleute und Offiziere entfernen sich unter dem
Ruf: es lebe der König!)

Röderer.

Sire, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß
Gefahr größer ist, als Worte sie zu schil-
n vermögen. Unter der Nationalgarde ist
r eine kleine Anzahl Getreuer; die andern
rden sogleich ihre Waffen gegen das Schloß
ren. Ihre Majestät und Ihre Familie wer-
unfehlbar niedergemacht werden, wenn Sie
nicht unverzüglich in die Nationalversamm-
begeben. Noch eine Viertelstunde und der
kzug wird uns abgeschnitten seyn.

Die Königin.

Sie, wir sind also verlassen, und niemand
für uns handeln!

Röderer.

, Madame, Widerstand ist unmöglich. Die
hr ist dringend.

Die Königin.

eichwohl liegt uns die Pflicht ob, an dem
e zu bleiben, worauf uns der Himmel ge-
hat.

Röderer.

Wollen Sie den Tod des Königs, Ihrer Familie und Ihrer getreuen Diener auf Ihr Gewissen laden?

Der König.

Ach, könnten doch wir die einzigen Opfer seyn!

Röderer.

Lassen Sie uns in den Schoos der Nationalversammlung eilen! sonst ist keine Rettung.

Der König.

So wollen wir gehen. Ich will diesen letzten Beweis meiner Hingebung ablegen.

Die Königin.

Meine Herren, Sie sind für die Person des Königs und meines Sohns verantwortlich.

Röderer.

Wir wollen an Ihrer Seite sterben; das ist alles, wofür wir uns verbürgen können.

Der König.

(Zu seinen Ministern.)

So lassen Sie uns gehen! Es ist hier weiter nichts zu thun.

(Die königliche Familie, die Prinzessin Lamballe, das Departement, die Minister und mehrere Hofleute verlassen den Saal und steigen die große Treppe hinab.)

Fortsetzung der zwanzigsten Scene.

Nationalgarden im Dienst auf der Treppe.

Erster Nationalgarde.

Nun, kommst du? wir wollen gehen!

Zweiter Nationalgarde.

Es ist doch traurig, daß diese armen Leute auf solche Art ihr Haus verlassen müssen; ich will den Offiezier fragen was wir thun sollen.

Weber, Offizier der Nationalgarde *).

Kamaraden, es wäre doch eine Schande für uns, wenn wir sie hier in unserm Angesicht ermorden ließen! wer meiner Meinung ist, der folge mir! (die Königin gibt ihm ein Zeichen zurück zu bleiben). Madame, diese Leute theilen meine Gesinnungen, und wir wollen Sie bis zum letzten Athemzuge vertheidigen.

Röderer.

Grenadiere, ihr bringt das Leben des Königs in Gefahr! bleibt zurück! reizt das Volk nicht.

Zweiter Nationalgarde.

Es leben die Patrioten! es lebe die Nationalgarde!

Weber.

Es lebe die Nationalgarde! es lebe der König!

---

*) Ein Deutscher, der mit der Königin erzogen wurde.

Madame Elisabeth.

Weber, die Königin befiehlt Ihnen, ruhig zu seyn. Bezähmen Sie sich, ich bitte Sie darum!

Weber.

Erlauben Sie doch, daß wir Ihnen folgen . . .

Nationalgarden.

Ja, ja, es lebe die Nationalgarde! die guten Jungen werden nicht umkommen!

Einundzwanzigste Scene.

10. August, 9 Uhr morgens.

Garten der Tuilerien. — Das Volk und die Sektionen drängen sich in Masse. Die Menge stoßt rasende Flüche und Verwünschungen aus. Man hört rufen: nieder mit dem Veto! an den Galgen Medicis Antoinette! nieder mit der Oesterreicherin und den Aristokratenhunden! — Säbel und Piken erheben sich in die Luft. — Man sieht vom Garten aus Schweizer die große Treppe herabsteigen und sich dem Eingangsthore nähern.

Das Volk

(rufend: sie kommen! — da kommen sie! — stille doch! — Herr Veto auf den Rednerstuhl! — Nein, an den Galgen! — so schweigt doch, ihr Schreihälse! — er wird sprechen! — er hat das Wort! — ja, er wird sprechen! — er wird nicht sprechen! er hat das Wort! — er hat das Wort nicht!

Schweizer

(das Gitterthor öffnend).

Platz! Platz.

Mehrere Stimmen.

Was will der Rothrock! nieder mit dem
chweizer!

Schweizer.

Platz, Platz, für den König und das Depar-
ment!

Eine Stimme.

Zurück die Dolchritter! — Macht dem Veto
latz und laßt ihn ſprechen.

Jean-Quatre-Sous.

(Ein rieſenmäßiger Mann.)

Ich ſehe Sie kommen! ein blauer Rock . . .

Eine Stimme.

Meine Biſchofsfarbe, veilchenblau.

Volk.

Verräthersfarb', nieder mit dem Veto!

Jean-Quatre-Sous.

Ich will mit ihm reden, ich, und ihr ſollt
e Freude daran haben.

Ein Staabsoffizier.

Sire, das Volk ſcheint gereizt; man muß es
ch Sanftmuth gewinnen.

Der König.

Thun Sie es, Herr Offizier, ich überlaſſe es
i Ihnen.

Der Offizier

(zum Gitterthor hinaustretend).

Bürger, die Nationalverſammlung hat den König in ihre Mitte gefordert, und ich habe Befehl, ihn ſicher dahin zu bringen. Ich bin ein guter Bürger wie ihr und achte den Boden der Freiheit auf dem ihr ſteht. Ich werde den König bis zu dem Durchgang bringen, den ihr ihm öffnet, und von dieſem Augenblicke an ſeyd ihr ſeine Hüter. Wäret ihr fähig, euch an der euch übergebenen Perſon zu vergreifen, ſo würde die ganze Nation euch dafür zur Rechenſchaft ziehen. Aber ich ſpreche ja zu freien Männern, und weiter braucht es nichts.

Volk.

Es lebe die Nationalgarde!

Jean-Quatre-Sous.

Bürger-Kommandant, ich will mit ihm reden, ich.

Offizier.

Einen Augenblick, Kamerad . . .

Jean-Quatre-Sous.

Laſſen Sie mich machen, Bürgerkommandant, ich will ihn geleiten. (Zum König.) Donnerwetter! Gebt mir die Hand und ſeyd verſichert, daß ihr es mit einem wackern Manne und nicht mit einem Meuchelmörder zu thun habt. Trotz eures begangenen Unrechts haſte ich für Euer

Leben. Ich werde Euch in die Nationalverſammlung bringen; aber was Euer Weib betrifft, ſo darf ſie nicht mit; ſie iſt eine H . . ., die Frankreich unglücklich gemacht hat.

Der König.

Ich liebe das Volk . . . ich vertraue Euch.

Ein Weib aus dem Volke

(zur Königin).

Ja, du biſt ſchuld an dem Unglück der Nation! Wir brauchen keine Weiber hier! Weg mit dir!

Die Königin.

Man hat euch getäuſcht, gute Frau. Gattin des Königs und Mutter des Dauphin, bin ich Franzöſin und werde mein Heimathland nicht wieder ſehen. Ich war ſo glücklich, als ihr mich noch liebtet!

Das Weib.

Armes kleines Ding! (ſie trocknet ſich die Augen) das kommt daher, daß ich euch nicht kannte, ſeht ihr! — ſie ſieht recht ſanft aus . . . nun meinetwegen, es lebe der König und die Königin.

Volk.

Nieder mit der Ariſtokratin! kein Weib in der Nationalverſammlung! kein Weib!

Fortſetzung der Einundzwanzigſten Scene.

Auf der Treppe der Feuillants.

Die Vorigen.

Röderer.

Platz im Namen des Geſetzes!

Volk.

Die Abſetzung! die Abſetzung! Nieder mit dem Tyrannen! kein Weib! kein Weib!

Ein Gemeindebeamter.

Platz im Namen der Gemeinde! Platz im Namen des Geſetzes!

Röderer.

(Das Geſetzbuch in der Hand.)

Im Namen des Geſetzes, Volk der Franken, freies Volk! die Nationalverſammlung hat ein Dekret erlaſſen, das den König und ſeine Familie in ihre Mitte fordert. Bürger, das Geſetz verbietet euch, ihm den Durchgang zu wehren.

Volk.

A! die Deputirten! — Siehſt du ſie? — Ja, ſie tragen ihre Medaillen und ſchwarzſeidene Hoſen. — Stille, ruhe doch! — Nieder mit dem Departement, ſein Reich iſt vorüber! — Tod der Medicis Antoinette!

Rochet, einer der Anführer des Aufstandes.

(Den Dauphin auf den Arm nehmend.)

Es ist gleichwohl ein hübscher Junge, der kleine Schelm da . . .

Die Königin (erschrocken).

O Gott! mein Sohn!

Rochet.

Seyd ohne Sorgen, ich thue ihm nichts! ist dir's Angst, kleiner Spitzbube?

Volk.

Zur Nationalversammlung! aber ohne Garden. Keine Schweizer! — Nieder mit den Rothröcken!

(Der Zug gelangt in die Vorhallen der Nationalversammlung.)

Zweiundzwanzigste Scene.

10. August, 9 ½ Uhr morgens.

Saal der gesetzgebenden Versammlung. — Große Gährung im Innern desselben. Die Posten, welche die Zugänge bewachen, sind desorganisirt; kaum einige Mann sind anwesend. — Vergniaud hat den Lehnsessel inne. — Mitglieder der Versammlung, Minister, Vorie, hierauf der König, die Königin, die Prinzessinnen, Röderer, u. s. w.

Ein Friedensrichter

(vor den Schranken).

Der König, die Königin und ihre Familie wollen vor der Nationalversammlung erscheinen.

Quinette.

Da alle Staatsgewalten bedroht ſind, ſo iſt es nöthig, daß ſie ſich im Tempel der Freiheit und Gleichheit vereinigen. Ich trage darauf an, daß der König und ſeine Familie eingeladen werden, im Schooſe dieſer Verſammlung zu bleiben, bis die Ordnung wieder hergeſtellt iſt.

Borie. Gemeinderath.

(Vor den Schranken.)

Ich habe die Ehre, die Nationalverſammlung zu bitten, daß, ſo lange der König in dem Saale ſeyn wird, deſſen Zugänge durch ſeine Garde vertheidigt werden dürfen.

Cambon.

Die bewaffnete Macht, hat keinen Zutritt in die Mitte des geſetzgebenden Körpers.

Brouſſonnet.

Ich verlange, daß der König in der Loge des Geſchwindſchreibers Platz nehme, damit die Verſammlung berathſchlagen könne.

Duhem.

Sobald der König geſagt haben wird, was er zu ſagen hat, ſoll er ſich in eine Tribüne zurück ziehen.

Cambon.

Der Artikel der Verfaſſung lautet: „der ge-

ſetzgebende Körper hört auf berathend zu ſeyn, ſo lange der König in ihm anweſend iſt.“

Röderer.

Ich bitte um Erlaubniß, die Abtheilungen der Nationalgarde eintreten zu laſſen, welche den König begleiten.

Mehrere Stimmen.

Ja, ja! nein! — keine bewaffnete Macht!

(Der König und ſeine Familie treten ein. Die Königin und die Prinzeſſinnen ſetzen ſich auf der Bank der Miniſter nieder.)

Dubem.

Die Liebe des Volks iſt die Kraft des geſetzgebenden Körpers.

(Rauſchender Beifall im Saal und auf den Tribünen.)

Der König.

(Neben dem Präſidenten ſitzend, die Tribünen und die Verſammlung anſchauend.)

Meine Herren, ich bin hieher gekommen, um Frankreich ein großes Verbrechen zu erſparen, und ich werde mich mit meiner Familie in der Mitte der Repräſentanten des Volks immer für ſicher halten. (Lebhafter Beifall.) Ich will hier den Tag zubringen.

Präſident.

Die Nationalverſammlung kennt ihre Pflichten in ihrem ganzen Umfange. Als eine der theuerſten derſelben betrachtet ſie die Aufrecht-

haltung aller konſtituirten Gewalten. Sie wird demnach ſtandhaft auf ihrem Poſten bleiben.

La Grevol.

Ich verlange, daß ſich der König vor die Schranken ſetze, damit wir berathſchlagen können.

Präſident.

In einem ſolchen Zuſtande der Gährung kann man nicht berathen; ich verlange unbedingtes Schweigen im Namen der Konſtitution.

La Source.

Im Namen der Konſtitution verlange ich dagegen, daß der geſetzgebende Körper in der gefährlichen Kriſis, worin das Vaterland ſchwebt, ſich mit Maßregeln beſchäftigen könne, die es zu retten vermögen. Der König ſteht nicht minder unter dem Schutze der Repräſentanten des Volks, ob er am äußerſten Ende des Saales ſey oder neben dem Präſidenten ſitze: ich trage demnach darauf an, daß er vor die Schranken trete.

Präſident.

Der König will ſich in einen der äußern Theile des Saals zurückziehen.

Cambon.

Der König iſt das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt, vor allem aber iſt er Bürger; ich

glaube, daß er, gleich allen andern Bürgern, vor die Schranken treten könne.

(Der König ſetzt ſich mit ſeiner Familie auf die Bank der Miniſter.)

Duhem.

Wäre es nicht anſtändiger, wenn der König in der Tribüne des Geſchwindſchreibers Platz nähme?

(Der König und ſeine Familie begeben ſich in die Loge des Geſchwindſchreibers.)

Röderer.

(An der Spitze des Departements. Vor den Schranken.)

Vor etwa einer Stunde haben wir vernommen, daß ſich auf dem Karouſſelplatze ein großer Auflauf bilde. Es waren bereits Kanonen auf das Schloß gerichtet. Die Menge ſtrömte den Pforten zu, drohte ſie zu ſprengen und begieng etliche Ausſchweifungen. Hierauf haben wir das Geſetz über Zuſammenrottungen abgeleſen. Da unſere Verbindungen mit dem Gemeinderath unterbrochen waren, ſo fühlten wir uns nimmer im Stande, das uns anvertraute Gut zu erhalten. Dieſes anvertraute Gut war der König, dieſer König iſt ein Menſch, dieſer Menſch iſt Vater; die Kinder verlangen von uns, das Daſeyn des Vaters zu ſichern, Frankreich verlangt von uns das Daſeyn des Menſchen. Da wir das anvertraute Gut nicht länger vertheidigen

konnten, so blieb uns nichts anderes übrig, als den König zu bitten, sich mit seiner Familie in die Mitte der Nationalversammlung zu begeben. Dieß ist der Bericht, den wir der Nationalversammlung zu erstatten haben.

Präsident.

Die Nationalversammlung hat Ihren Bericht mit dem größten Antheil vernommen und ladet Sie zur Ehre der Sitzung ein.

(Man hört Kanonendonner und Gewehrfeuer.)

Bertc. Gemeinderath.

(Vor den Schranken.)

Man meldet uns so eben, daß das Schloß erstürmt ist, und daß die Volkshaufen es schleifen wollen.

Ein Offizier der Nationalgarde.

Mit der Bewachung des Schlosses beauftragt, bitte ich die Kammer mir mein Verhalten vorzuzeichnen.

Lamarque.

Ich werfe einen Schleier über die Ursachen des heutigen Ereignisses, aber das Volk ist nicht blutgierig und wird leicht zur Ordnung zu bringen seyn. Ich schlage vor, daß die Versammlung zehn Mitglieder ernenne, die sich unter das Volk werfen und es zur Ruhe ermahnen. Ich biete mich an, das erste dieser Mitglieder zu seyn. (Lebhafter Beifall.)

Josne.

Ich ſchlage folgende Abfaſſung vor: „Die Nationalverſammlung ſtellt die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums unter die Obhut des Volks der Hauptſtadt.“

Viele Stimmen.

Der Präſident ſoll die Kommiſſäre ernennen.

(Der Präſident ernennt die Kommiſſäre. Fortwährender Kanonendonner.)

Ein Offizier der Nationalgarde.

(Mit dem Säbel in der Hand eintretend.)

Auf eure Sitze, Geſetzgeber, wir werden überwältigt!

Mehrere Deputirte.

Die Schweizer! die Schweizer!

(Große Gährung in der Kammer. Fortwährender Kanonendonner. Die Deputation kehrt in den Saal zurück.)

Bazire.

Im Namen des Vaterlandes, Herr Präſident, gebieten Sie Stillſchweigen.

Präſident.

Ich gebiete Stille im Namen des Vaterlandes.

Lamarque.

(Einer der Kommiſſäre.)

Wir waren bereits bis in den Garten der Tuilerien gekommen, als wir ſahen, daß es zu

ſpät ſey. Wir erblickten Garden mit Kanonen und Flinten . . . mehr wiſſen wir nicht; es war uns unmöglich, weiter zu dringen.

(Man hört von mehreren Seiten die Sturmglocke ſchallen. Der Kanonendonner ſteigt mit jedem Augenblicke. Es fallen Flintenſchüſſe bis unter die Fenſter des Saals, einige Mitglieder wollen ſich entfernen.)

Mehrere Stimmen.

Bleibt! hier auf dem Platze müſſen wir ſterben.

Zuſchauer.

Es lebe Petion! es lebe die Nation.

Deputirte.

Es lebe die Nation! der König ſoll den Garden Befehl zum Rückzuge geben.

(Allgemeiner Tumult.)

Präſident.

Man fürchtet, daß die Schweizer in den Saal dringen möchten. Ich erkläre hiemit, daß keine bewaffnete Macht uns angreifen könne.

Ein Deputirter.

Die ganze geſetzgebende Verſammlung ſteht in Gefahr niedergemetzelt zu werden, wenn nicht die Schweizer und die Garden Befehl erhalten, nicht zu ſchießen.

Der König.

(Mit lauter Stimme.)

Ich habe verboten zu ſchießen.

Dubouchage, Seeminiſter.

Ich ſelbſt habe dieſen Befehl dem Herrn von Durier zugeſtellt.

Mehrere Stimmen.

Er muß erneuert werden! — Das heißt das Volk mit kaltem Blute morden.

Der Miniſter.

Bedenken Sie doch, meine Herrn, daß es nunmehr unmöglich iſt, irgend einen Befehl ins Schloß zu bringen.

Ein Deputirter.

Es handelt ſich um das Daſeyn der Nationalverſammlung und ....

Der König.

Finden Sie ſelbſt ein Mittel, den Befehl an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangen zu laſſen. Ich will alles für die Nationalverſammlung thun.

Hervilly.

(Hinter der königlichen Loge ſtehend.)

Wenn Ihre Majeſtät befehlen, ſo will ich die Ordre ins Schloß bringen.

Die Königin.

Nicht doch, Sie würden ſich einem gewiſſen Tode ausſetzen. Bleiben Sie, wir bedürfen Ihrer.

Hervilly.

Kümmern sich Ihre Majestäten nicht um die Gefahren, denen ich entgegen gehe! wenn ich sie fürchtete, wäre ich des Rocks unwürdig, den ich trage.

Der König.

(Nachdem er einige Zeilen geschrieben hat, die er Hervilly übergibt.)

Herr von Hervilly, ich wünsche nichts so sehr, als Blutvergießen zu verhindern. Gehen Sie, aber stellen Sie sich nicht bloß. Ich bin gerührt von Ihrer Ergebenheit.

(Man führt einen Ludwigsritter vor die Schranken, dessen Kopf mit Wunden bedeckt ist, der Präsident gibt ein Zeichen, ihn hinauszuführen. — Der König und mehrere seiner Hofbeamten heben das Gitter in der Loge des Geschwindschreibers auf, um sich einen Rückzug in die Versammlung zu sichern.)

Thuriot.

Ich trage darauf an, daß die Kammer folgendes Dekret erlasse:

„Im Namen der Nation, im Namen der „Freiheit, im Namen der Gleichheit, alle „Bürger werden aufgefordert, die Rechte des „Menschen, die Freiheit und Gleichheit zu „achten."

Mehrere Mitglieder.

Angenommen! und alle die Bürger, welche die Ehre der Sitzung genießen, sollen aufgefor-

ert werden, dieses Dekret unter dem Volke zu
erbreiten.

Die zur Sitzung zugelassenen Bürger.

(Sich erhebend.)

Ja, das wollen wir! Es lebe die Nation!
lebe die Kammer!

(Mehrere Mitglieder des neuen Gemeinderaths erscheinen vor den Schranken.)

Der Sprecher.

Das Volk, das uns absendet, hat uns beauf-
ngt, Ihnen zu erklären, daß es Ihnen aufs
eue sein Vertrauen schenke; aber es will als
ichter der außerordentlichen Maßregeln, wozu
durch den nothgedrungenen Widerstand gegen
Unterdrückung getrieben worden ist, blos
s französische Volk, als Ihren und unsern
ouverain erkennen.

Mehrere Stimmen.

Bravo! bravo!

Präsident.

Meine Herren, Ihrer Pflicht getreu, werden
Repräsentanten des Volks die Freiheit und
eichheit bis zum letzten Athemzuge aufrecht
alten.

(Mehrere Bürger, die aus dem Schlosse kommen
erscheinen vor den Schranken.)

Einer dieſer Bürger.

(Eine volle Goldbörſe in der Hand.)

Wo iſt Herr Veto? (Den König wahrnehmend.) Ah! da biſt Du ja! hier, ich habe in Deinem Schloſſe eine volle Goldbörſe gefunden; ſie gehört Dein, und ich bringe ſie Dir. Hätteſt Du die meinige gefunden, ſo würdeſt Du ſie mir nicht zurück gebracht haben.

(Die andern Bürger ſtellen verſchiedene koſtbare Gefäße, welche ſie in der Schloßkapelle gefunden haben, auf den Tiſch des Präſidenten.)

Ein Bürger.

(Vor den Schranken.)

Ich gehöre zum benachbarten Poſten und melde Ihnen, daß ich unaufhörlich rings um den Verſammlungsſaal Flintenſchüſſe fallen höre.

Ein anderer Bürger.

Die Ruhe ſcheint ſich in der Hauptſtadt wieder herzuſtellen, aber das Feuer, welches das Schloß der Tuilerien verzehrt, nimmt je mehr und mehr zu. Die Bürger, welche in der Nähe ſind, halten ſich bereit Hülfe zu leiſten, wenn die Pompiers ihnen beiſtehen wollten.

Präſident.

Die Kammer beſchließt, daß der Gemeinderath von Paris hiemit beauftragt ſey. Nun, meine Herren, habe ich Ihnen, im Namen der

außerordentlichen Kommiſſion, eine ſtrenge Maßregel vorzuſchlagen. Ich lege ſie Ihnen ohne weitere Bemerkung vor, und ſie mögen ſelbſt urtheilen, ob ſie nach den eingetretenen Ereigniſſen nothwendig ſeyen:

Art. 1. Das franzöſiſche Volk wird aufgefordert, einen Nationalkonvent zu bilden.

Art. 2. Das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt iſt vorläufig ſeines Amts entbunden.

(Lebhafter Beifall.)

Präſident.

Nimmt die Verſammlung dieſen Beſchluß an?

Alle Deputirte.

Angenommen! angenommen!

Ein Bürger.

(Vor den Schranken, einen Schweizer an der Hand führend.)

Kaum vermochten wir uns mitten durch die blutigen Leichname unſerer Brüder einen Weg zu bahnen. Gleichwohl wollen wir keine andere Rache nehmen, als die, welche den Tyrannen und Verräthern unbekannt iſt. Wir haben mehrere dieſer unglücklichen Werkzeuge des Deſpo-

tismus gefangen genommen, aber wir verzeihen ihnen, weil ſie getäuſcht worden ſind.

(Er umarmt den Schweizer. Lebhafter Beifall in allen Theilen des Saales.)

Präſident.

Die Nationalverſammlung beſchließt, daß ihr Dekret bekannt gemacht und angeſchlagen werden ſoll, wie folgt:

„Der König iſt ſuſpendirt; er und ſeine „Familie werden als Geißel aufbehalten. „Das Gegenwärtige Miniſterium hat das „Vertrauen der Nation verloren; die Na„tionalverſammlung wird ein anderes er„nennen. Die Civilliſte iſt aufgehoben."

(Der König ſpeist Pfirſiche, welche er ſich inzwiſchen hat ſerviren laſſen.)

Alle Deputirten.

(Sich erhebend.)

Es lebe die Freiheit und Gleichheit! Es lebe die Nation!

Dreiundzwanzigste Scene.

10. August 1792.

Vorplatz des Schlafzimmers des Königs! — Das ganze Schloß iſt mit bewaffnetem Volk angefüllt, das durch wildes Schreien und Singen ſeinen Sieg feiert. Zertrümmertes Hausgeräthe und verſtümmelte Leichname liegen umher. Die Kaſerne der Schweizer ſteht in vollem Brande. Die Hefe des Pöbels, worunter viele Weiber, treibt ſich mit Blut beſprizt und neue Schlachtopfer ſuchend, durch die Zimmer.

Ein Weib.

O ho! O ho! da ſind noch! herbei, herbei!

Ein Marſeiller.

Vorwärts! nieder mit den Rothröcken!

Zweites Weib.

(Einen Säbel in der Hand, auf dem ein Stück Menſchenfleiſch ſteckt.)

Heiſa, heute iſt Feſttag!

Cornet, Marktſchreier.

(Als wilder König gekleidet.)

Was trägſt du denn da für Leckerbißchen, alte Lumpenmutter.

Zweites Weib.

Ariſtokratiſches Leder zu Sohlen für die kleinen Patrioten. Aber laß mich jetzt, wir haben noch mehr Arbeit. Seht ihr die Schlingel da!

(Cornet und fünf bis ſechs Marſeiller ſtürzen ſich auf zwei königliche Lakaien und ermorden ſie.)

Zweites Weib.

So, ſo! Ein patriotiſcher Aderlaß.

Cornet.

(Ueber ihren Leichnamen deklamirend.)

So gehet hin und ſaget Corpulo
Wie man allhier gehorchet dem Nero!

(Die beiden Weiber ziehen die Leichname aus und verſtümmeln ſie. Die Eine nimmt das warme Blut in die hohle Hand und reicht es Cornet, der es trinkt.)

Erſter Marſeiller.

(Im Bett des Königs.)

Ich will jetzt ſchlafen, ich . . . ich habe genug geſchafft . . . da iſt mein Bett . . . das iſt nicht bitter . . . .

Zweites Weib.

(Das ſeidene Couvert von des Königs Bett nehmend.)

Da iſt etwas zu einem Kleidchen für meine Kleine.

Zweiter Marſeiller.

Halt! hier darf nicht geplündert werden.

Zweites Weib.

Was geht es dich an, wenn man plündern will?

Zweiter Marſeiller.

Halts Maul, alte Bettel! ſo lautet der Befehl. Aber wer iſt denn da drinnen? die Thüre iſt ja geſchloſſen. (Dagegen pochend.) Auf! auf!

Fortſetzung der vorhergehenden Scene.

Zimmer der Königin. Man vernimmt ſtarke Schläge gegen die Thüre.

Frau von Tarente.

O mein Gott! was wird aus uns werden?

Frau von Laroche-Aymon.

(Auf den Knieen.)

Heilige Mutter Gottes, erbarme dich unſer!

Madame Campan.

(Zu einem Haiducken, der ſich auf das Bett geſtreckt hat.)

Man wird uns Alle umbringen ... ſo öff-

net doch, oder macht euch aus dem Staube . . . eure Kameraden ſind ſchon fort.

Der Haiducke.

Ich . . . ich . . . ich kann nicht . . . ich bin todt vor Angſt . . .

(Die Thüre wird eingeſchlagen, die Marſeiller dringen ein und ermorden den Haiducken. Mehrere der anweſenden Damen liegen auf den Knieen und bitten um Gnade. Der erſte Marſeiller faßt Madame Campan an den Haaren.)

Erſtes Weib.

Keine Gnade! das ſind die Mägde der Tigerin!

Zweiter Marſeiller.

(Eintretend.)

Was macht ihr da? Man tödtet keine Weiber.

Erſter Marſeiller.

So ſtehe auf, Rabenaas, die Nation begnadigt dich.

Zweiter Marſeiller.

Steigt hier auf den Bank und macht dem Volk euer Kompliment!

(Die Damen rufen zum Fenſter hinaus: Es lebe die Nation! es leben die Sansculotten!)

Erſter Marſeiller.

(Zu Madame Campan.)

Wo ſoll ich dich jetzt hinbringen?

Madame Campan.

Könnten Sie wohl . . .

Erſter Marſeiller.

Wie! können? Das Volk kann alles. Vorwärts, du Herr! (Er ſtößt ihn heftig gegen eine Thüre, welche ſogleich geöffnet wird.) Recht ſo, hier verſteht man wenigſtens franzöſiſch. Nun, was machſt Du denn da, Du? Du biſt ja ſo ruhig, als wenn Du zu Hauſe wärſt.

Monnier.

(Leibarzt des Königs.)

Ich bin ja auf meinem Poſten.

Erſter Marſeiller.

Was biſt Du denn in dieſem Schloſſe hier?

Monnier.

Ich bin der Arzt des Königs.

Erſter Marſeiller.

Und fürchteſt Du Dich denn nicht?

Munier.

Wofür? Ich bin ja ohne Waffen.

Erſter Marſeiller.

Deine Hand her, Du biſt ein braver Kerl! aber bleibe nicht hier, man könnte Dich mit andern Spitzbuben vermiſchen; wohin willſt Du?

Mounier.

In den Pallaſt Luxemburg.

Erſter Marſeiller.

Folge uns und fürchte nichts.

(Sie gehen ab.)

Der Tod Ludwigs XVI.

Hiſtoriſche Scenen.

Zweite Abtheilung.

Erſte Scene.

11. Auguſt, morgens 6 Uhr.

Das ehmalige Kloſter der Feuillants. — Der König und ſeine Familie haben hier die Nacht zugebracht. Einige Zellen, die auf einen Corridor gehen, bilden die Wohnzimmer ihrer Majeſtäten. — Wachen, aus den Reihen der Marſeiller gezogen, haben alle Ausgänge beſetzt und ſtehen haufenweiſe in dem Corridor, der zur Verbindung zwiſchen der Zelle der Königin und der des Königs dient. — Der König liegt noch im Bette; er hat ein Stück grobe Leinwand um den Kopf gebunden. Herr Hue, Kammerdiener, öffnet leiſe die Thüre. Die Herren von Truzel und Aubier liegen auf einer Matratze auf dem Boden; ſie haben die Nacht am Fuße des Bettes ihrer Majeſtät zugebracht.

Der König.

Sind Sie's, Herr Hue? nur herein!

Hue.

Ich habe vielleicht Ihre Majeſtät im Schlafe geſtört?

Der König.

Von nun an kann mich nichts mehr im Schlafe ſtören. (Er drückt ihm die Hand.) Nichts Neues vom Schloſſe? wie iſt es meinen armen Dienern ergangen?

Hue.

Sire, ihre Treue hat ſich bewährt . . .

Der König.

Das weiß ich wohl, aber von ihrem Schickſal möchte ich etwas erfahren?

Hue.

Sire, der Ritter Allonville . . .

Der König.

Ach, der arme Allonville! — und meine Kammerherrn?

Hue.

Die ſind ebenfalls ermordet, nachdem ſie muthig gefochten hatten.

Der König.

(Herrn Hue an der Hand nehmend.)

Wenigſtens bleibt mir der Troſt, Sie aus dieſem Blutbade gerettet zu haben.

Hue.

Ja, Sire, und meine ewige Dankbarkeit wird Ihnen beweiſen, daß das Unglück in der Treue Ihres Dieners nichts zu ändern vermag.

Der König.

Ich danke Ihnen; ich habe immer auf die Perſonen gerechnet, die mich näher kannten. Möchte nur wenigſtens, was uns begegnet, zum Glücke der Franzoſen dienen! aber ich fürchte ſehr, daß dem nicht ſo ſeyn werde . . . und das Schloß, die Schweizer, was ſpricht man hiervon? läßt die Wuth des Volks nach?

Hue.

Sire, alles iſt noch in Bewegung; das Morden hat jedoch aufgehört; die Mörder ſcheinen deſſen müde zu ſeyn.

Der König.

Herr von Aubier, erkundigen Sie ſich doch ein wenig über die Lage der Dinge, aber ohne ſich in Gefahr zu begeben.

(Der Prinz von Prix und die Herzoge von Choiſeul und Rohan-Chabot treten ein.)

Der König.

Ah, ſiehe da, meine Herrn! ich bin in einer betrübten Lage . . . ſind Ihre Familien in Sicherheit?

Prix.

Sie stehen Ihnen zu Befehl, Sire, und wenn der Arm Ihrer Diener Ihnen noch nützlich seyn kann . . .

Der König.

Ich will Ihr Blut schonen, und überdieß zeigen die Aufrührer so viele Kühnheit, daß ich nichts mehr zu hoffen wage.

Cheiseul.

Es bliebe inzwischen noch ein letztes Hülfsmittel übrig: das Zusammentreten der rechtlichen Bürger in ihren Sektionen; dieß könnte der Treue wieder einigen Halt geben, aber freilich haben die gestrigen Ereignisse den Muth sehr niedergeschlagen.

Der König.

Ich weiß es; man bedauert auch, daß ich die Aufrührer nicht angreifen ließ, bevor sie das Arsenal genommen hatten.

Prix.

Ja, Sire, dieß ist die Meinung Ihres ganzen Adels.

Der König.

Ich weiß es, aber nach dem Buchstaben der Verfassung würde sich die Nationalgarde geweigert haben, selbst anzugreifen, und überdieß waren die Maßregeln der Empörer zu gut ge-

mmen, als daß der Angriff hätte Erfolg ha-
n können.

(Man vernimmt von Außen das Geſchrei: Tod der Oeſterreicherin! Das Haupt der Frau Veto!)

Der König.

(Mit tiefem Unwillen.)

Was hat ſie denn dieſen Menſchen gethan?
, meine Herrn, der Kopf der Königin und
r meinige werden auch noch auf Piken durch
Straßen getragen werden!

Prix.

Sire, noch ſchützt Sie ein Wall — Ihr ge-
mmter Adel! im übrigen wiſſen Sie, daß die
ere Ihrer Verbündeten, unterſtützt von Ihren
elleuten, dieſes Verbrechen blutig rächen wür-
n. Sie werden es nicht wagen.

Der König.

Ich hoffe es, oder vielmehr ich möchte es
ſen, mehr für meine Familie, als für mich;
r ſie ſcheinen es aufs Aeußerſte treiben zu
llen, und damit ich nicht daran zweifeln
ge, haben ſie mich ſogar genöthigt, dem Aus-
uche meiner eigenen Abſetzung anzuwohnen.

Rohan.

Die Elenden! wiſſen ſie denn nicht, daß ein
nig von Frankreich ſeine Krone blos von
tt und ſeinem Degen trägt . . .

Prix.

Ihrem König fünfzehn Stunden lang das Bajonett auf die Bruſt zu halten! Sire, das Hotel Noailles ſteht zu Ihren Dienſten.

Der König.

Ich danke Ihnen, Prinz, aber ich darf nicht mehr frei über meine Perſon verfügen. In Gottes Namen, der Wille des Himmels geſchehe! ich habe nur gethan, was mir mein Gewiſſen eingab. Im übrigen wird mich von nun an nichts mehr in Erſtaunen ſetzen, was auch geſchehen mag; denn die Ernennung der neuen Miniſter iſt der ſtärkſte Schlag, den man den Anhängern meiner Sache beigebracht hat.

Prix.

Hierin ſpiegelt ſich die ganze Wuth der Empörer. Und dieſe Menſchen ſollen über das Königthum abſprechen und Frankreichs Schickſal in ihren Händen tragen — ein Danton, ein Rolland, ein Clavieres, ein Servan, Monge, der Steinhauer zu Mezieres war! lauter Leute, aus der Heſe des Pöbels hervorgegangen!

Der König.

Was könnte ich anderes erwarten? ich hatte Roland, Clavieres und Servan aus meinem geheimen Rathe entfernt, weil ſie die Gewalt, welche mir die Verfaſſung einräumte, mißkannten, und dafür werden ſie jetzt zu Miniſtern

ernannt. Das iſt ganz in der Ordnung, und diejenigen, welche Revolutionen anſpinnen, werfen ſich auch immer zu Richtern in denſelben auf. Man muß ſich in ſein Loos ergeben; folgen Sie hierin meinem Beiſpiel.

Choiſeul.

Wir würden gerne für Sie ſterben und nochmals das Glück der Waffen verſuchen, wenn die Bürgerſchaft . . .

Der König.

Auf dieſe iſt nicht zu rechnen. Ich habe Aubier auf Erkundigung ausgeſchickt, erwarte aber keine günſtige Nachricht. Im übrigen bin ich ja von allen Hülfsmitteln ſo ſehr entblößt, daß ich von einem meiner Hofbeamten friſche Wäſche entlehnen mußte, und die Königin erwartet von der Güte der Gattin des engliſchen Geſandten einige Kleidungsſtücke für den Dauphin, der von gleichem Alter mit ihrem Sohne iſt.

Choiſeul.

Sire, verfügen Sie über alles was wir beſitzen; ich habe noch etwas Geld, es ſteht zu Ihren Dienſten.

Der König.

Sie rühren mich, Herr Herzog, und ich mache vielleicht Gebrauch von Ihrem Anerbieten. Wir ſind von ſo vielen Unglücklichen umgeben, die alles für uns aufgeopfert haben . . . was uns

betrifft, so hoffe ich, daß die Nationalversammlung, schon um Frankreichs-Ehre willen, nicht vergessen werde, für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Aber da kommt ja Aubier! Was bringen Sie uns Neues?

Aubier.

(Ihm ein Paket einhändigend, das er aus der Tasche zieht.)

Sire, der Pöbel ist Herr der Sektionen; die Pikenmänner schreiben dort Gesetze vor; man entwaffnet die Bürger, und bereits wird ein Zustimmungsakt für das Dekret der Nationalversammlung vorbereitet.

Der König.

Das ist das Vorspiel meines Todesurtheils!

Trugel.

(Aus dem Corridor kommend.)

Sire, ein Kommissär der Nationalversammlung will Ihnen einen Beschluß des Ausschusses vorlegen.

Der König.

Er kann kommen. (Zu dem eintretenden Kommissär.) Was haben Sie mir vorzutragen?

Kommissär.

Sire, die Nationalversammlung hat mich beauftragt, Ihnen zu erkennen zu geben, daß sie mit Unruhe die Zahl der Hofleute sich vermehren sieht, welche sich bei Ihrer Person ein-

ndet. Da ſie dieſes Ereigniß der öffentlichen Ruhe nachtheilig erachtet, ſo werden Sie erucht, dem Volke, das ohnedieß ſchon allzuſehr ereizt iſt, nicht noch dieſe neue Urſache zu Mißtrauen und Beſorgniß zu geben.

Der König.

(Mit Unwillen.)

Sie können gehen, mein Herr, ich werde der Befehle der Kammer eingedenk ſeyn. (Der Kommiſſär geht ab.) Ach, Carl der Erſte war nicht unglücklich, als wir ſind!

Prix.

Das iſt ſchändlich!

Rohan.

Das ſind Henker, Blutmenſchen.

Der König.

Meine Herren, ich wünſche aufrichtig, jede Unordnung vermieden zu ſehen. „Wir wollen bedenken, daß wir Franzoſen ſind, und beſſere Zeiten abwarten.

(Die meiſten Hofleute gehen mit Thränen in den Augen ab.)

Der König.

(Nachdem er die ihm eingehändigten Depeſchen geleſen.)

Hier, meine Herrn, leſen Sie: es iſt das Manifeſt meiner Brüder. Dieſes Aktenſtück wird, wie ich hoffe, einigen Eindruck machen und die

Völker belehren, daß wir nicht von Raub und Mordleben, und daß Frankreichs Wohlfahrt immer unser erſter Gedanke war.

Hue.

Sire, die Entdeckung dieſer Papiere könnte unſere Lage noch verſchlimmern. Sie wiſſen, wie ſcharf wir bewacht ſind.

Der König.

Sie haben recht, man muß dieſe Papiere verbrennen. Sie, Herr von Aubier, werden den König von Preußen und meine Brüder von den hieſigen Ereigniſſen mündlich in Kenntniß ſetzen; und da der mindeſte Verdacht unſern Untergang nur beſchleunigen würde, ſo geben Sie ſich für einen freiwilligen Emigranten aus. Im übrigen beeilen Sie ihre Abreiſe, denn das geſtern erlaſſene Dekret der Kammer über die Bildung eines Lagers unter den Mauern von Paris verpflichtet uns zur möglichſten Eile.

Zweite Scene.

Platz Vendome, 15. August.

Das Fußgestelle der Statue Ludwig des Vierzehnten ist mit Menschen bedeckt, welche die Bildsäule umzustürzen suchen. Das Volk bedeckt in wogenden Haufen den ganzen Platz.

Volk.

Stricke! Stricke her! herunter mit all diesen Königen von Erz! — Dieser Bursche da liebte im Leben das Geräusch — so laßt uns jetzt eine Kanone aus ihm gießen! — Macht ihm eine Schlinge um den Hals! — Hurra, hurra, hurra! herunter muß er!

Ein Handwerksmann.

(Auf das Hintertheil des Pferdes steigend.)

Wartet, wartet! (er schlägt die Bildsäule ins Gesicht,) gleich wird er aus der Nase bluten! der Kerl hat einen harten Tyrannenkopf!

Zweiter Handwerksmann.

Ich wette darauf, daß Ludwigs des Falschen Kopf nicht so hart ist.

Ein Zuschauer.

(Zu seinem Nachbar.)

Sagt mir doch, Bürger, ob der Veto hier vorbei kommen wird?

Zweiter Zuschauer.

Ein klein wenig. Aber woher bist Du denn, mein Freund?

Erſter Zuſchauer.

Von Saint-Germain in der Ebene, liegt bei Dole. Bin hieher gekommen, möchte auch einen Tyrannen ſehen.

Zweiter Zuſchauer.

Haſt Du noch keinen geſehen? ſchau auf, da iſt ſo einer, den wir jetzt eben herab werfen wollen.

Ein Weib.

Der Kerl da ſieht mir aus, wie ein Ariſtokrat vom Lande. Schlingel, ſieh mich an und wiſſe, daß Du mit einem Weibe ſprichſt, die in dem Treffen vom 10. Auguſt eine Bürgerkrone erfochten hat.

Erſter Zuſchauer.

Madame, es freut mich unendlich ...

Erſtes Weib.

Hah! jetzt fällt er, der große Verräther ... Mann und Roß ... es leben die Sansculotten! keine Tyrannen mehr!

(Die Bildſäule ſtürzt unter dem allgemeinen Ruf: es lebe die Nation! zuſammen.)

Dame Mericourt.

(Auf dem Fußgeſtelle in Amazonenkleidung.)

Bürger, wackere Ohnehoſen, am Tage der Gefahr, ſo wie im Augenblicke des Triumphs wird die Mericourt ſtets in eurer Mitte ſeyn. Am 10. ſaht Ihr mich auf dieſem nämlichen

Platze, bewaffnet mit dem Rachefchwerdt der Gleichheit — das Haupt des ſchändlichen Carles fiel, ein Signal des allgemeinen Angriffs. Jezt liegen die Tyrannen zu Boden und die Freunde der Freiheit feiern den Sieg der gerechten Sache. O Frankreich, du glückliches Frankreich! bald wirſt du das Mutterland des Weltalls, die Wiege der Erde, die Schule des menſchlichen Geſchlechts ſeyn. Heil, heil dir, mein Vaterland! am zehnten Auguſt biſt du mündig geworden, aber, ob Volk, ſoll dein gerechter Zorn ſich an Erz und Stein erſchöpfen! genügt es dir von unſern Mauern und unſerer Münze das Bild eines gekrönten Mörders abzukragen! Wie! und das Original iſt noch nicht aus dem Buche der Lebendigen geſtrichen! wie! der erſte Tag des Reichs der Gleichheit war nicht zugleich der der Beſtrafung des Verbrechens! möge Ludwig-Nero und Medicis-Antoinette das Schickſal d.s Mendet, der Sulleau, der Clairmont-Tonnere und aller jener elenden Wichte erfahren, die ſeit vierzehn Jahrhunderten der Knechtſchaft ſich im Blute des Volkes gebadet haben! Franzoſen, zaudert nicht länger. Was braucht es hiezu der Nationalverſammlung, warum die vorgängige Abſetzung Ludwigs des Sechzehnten? Die Mauern unſerer Brüder, die vor der Baſtille, zu Nancy, an den Gränzen, auf dem

Marsfelde und in den Tuilerien gefallen sind, fodern von uns einen großen Akt der Gerechtigkeit. Ludwigs Haupt und das der Theilnehmerin seiner Verbrechen soll im Angesicht des Volkes abgeschlagen werden! Dieser Hinrichtung folge unmittelbar diejenige aller ihrer Agenten! ja, wackere Bürger, laßt uns eine Stellung nehmen, wie sie freien Männern geziemt, und befreit von den Capet, wollen wir der Welt sagen, daß blos das Gesetz über aufgeklärte Völker herrschen kann. Es lebe die Nation!

(Das Volk wiederholt: es lebe die Nation! es leben die Ohnehosen!)

Erstes Weib.

Ach! der ist die Zunge gelöst, die spricht wie ein Engel!

Zweites Weib.

Hast Du auch gehört, was sie von der Civilliste sagen?

Erstes Weib.

Ja, was denn?

Zweites Weib.

Ich habs nicht recht behalten können, 's ist so wie ein Zauber oder Hexerei, wahrscheinlich hats die österreichische Tigerin aus ihrem vermaledeiten Lande mitgebracht. Alle Menschen, die sich dem Ding nähern, werden wie reissende

Wölfe vom bloßen Anblick; ſie bekommen Blutdurſt, und ihr Herz wird ſo hart wie ein Kieſelſtein. Du kannſt Dich darauf verlaſſen, ſo ſtehts in der Zeitung geſchrieben.

Erſtes Weib.

Da muß es wahr ſeyn, aber 's iſt doch wunderlich. Weißt Du aber auch, was die Andern den Morgen geſagt haben?

Zweites Weib.

Was denn?

Erſtes Weib.

Daß man im Schloſſe fünf Nationalgarden in einem Wandkaſten erdolcht und einen andern an die Decke genagelt gefunden hat.

Zweites Weib.

Da ſiehſt Du, das kommt von der Civilliſte, das . . . in einem Wandkaſten! ſeht doch! — aber da kommen ſie ja!

(Allgemeiner Ruf: es lebe die Nation! nieder mit Herrn und Frau Veto! den Kopf der Oeſterreicherinn!)

Erſter Zuſchauer.

Es geht gemach . . .

Zweiter Zuſchauer.

Wie viele Wagen, Bürger?

Erſter Zuſchauer.

Nur zwei. In dem erſten ſitzt der Maire und ein Gemeindebeamter . . . .

Erſtes Weib.

Und der Tyraun? man hätte ihn auf den Kutſchbock ſetzen ſollen, oder hinten hinauf als Lakay.

Zweiter Zuſchauer.

Ich glaube gar, er hat den Hut auf dem Kopf . . .

Erſter Zuſchauer.

Nein, das iſt Petion.

Zweites Weib.

Drum, denn es iſt Zeit, daß dieſe Knechte ſich vor ihren Herren demüthigen!

Volk.

Halt! halt! — heraus aus dem Wagen! auf das Fußgeſtell, Herr Veto! — Der Tyrann ſoll ſehen, wie das Volk mit ſeines Gleichen umgeht! (Der Wagen des Königs hält vor der zertrümmerten Bildſäule Ludwigs des Sechzehnten.) An die Laterne! — Auf die Guillotine! — Den Kopf der Oeſterreicherin! — Sie ſollen dem Volk ihr Kompliment machen!

Petion.

(An dem Schlag des Wagens, worin die königliche Familie iſt.)

Ja, meine Freunde, die Wünſche des Volks ſollen erfüllt werden. Es lebe die Nation!

Volk.

Es leben die Sansculotten! — laßt ſie jetzt! — Man wird ſie wieder finden! — In den Tempel! in den Tempel!

(Der Zug ſetzt ſich wieder in Bewegung; der Pöbel folgt ihm bis in den Tempel, wo Santerre und Manuel den König und ſeine Familie empfangen.)

Dritte Scene.

In den letzten Tagen des Auguſt.

Saal des Wohlfarths-Ausſchuſſes auf dem Gemeindehauſe.

Chuillier (eintretend).

Brüderlicher Gruß! Haſt du den Juſtizminiſter geſehen, Manuel?

Manuel.

Gleich wird er hier ſeyn.

Chuillier.

Nun, was ſagt er von dieſem Spitzbubentribunal?

Manuel.

Daß es großer Maßregeln bedürfe.

Chuillier.

Es iſt hohe Zeit, denn ſonſt könnten die Feinde der öffentlichen Ruhe noch einmal das

Blut der Patrioten vergießen, bevor die Verſchwörer vom 10. Auguſt beſtraft ſind.

Manuel.

Du haſt recht, und alle dieſe Lumpentribunale, mit ihren Förmlichkeiten, würden den Staat in's Verderben ſtürzen, wenn man ſie machen ließe. Das Volk ſoll ſelbſt Rache nehmen.

Robespierre.

Nun er kommt ja nicht?

Er hat es mir verſprochen... ich höre ihn... da iſt er!

Danton.

(Marat wahrnehmend.)

Da biſt Du ja, Deine Hand her! keinen Streit mehr, Alles ſey vergeſſen!

Marat.

So ſey es, weil es zum Beſten des Vaterlandes dient. (Sie umarmen ſich.) Wir bedürfen nun vor allem Anſchlagzettel und Proklamationen. Was ich Dir in meinem Briefe ſagte, war vielleicht etwas ſtark, aber wie ſoll man einem Manne, wie Du biſt, die Wahrheit verhehlen? Das Wohl des Volks über Alles!

Danton.

Heute noch müſſen alle dieſe Vergifter des öffentlichen Geiſtes, deren Familien dem Hofe ergeben waren, für verdächtig erklärt und verhaftet werden.

Marat.

So iſt's recht.

Robespierre.

Und alle ihre Preſſen und Schriften ſollen zum Beſten der patriotiſchen Schriftſteller konfiezirt werden.

Danton.

Von nun an ſollen die Sitzungen des Gemeinderaths bekannt gemacht und zu dieſem Behufe dem Bürger Marat eine Tribüne im Saal eingeräumt werden.

Marat.

(An Dantons Hals fliegend.)

Das Vaterland iſt gerettet! Danton hat es wieder geboren. Richtet Schaffotte und Galgen auf, um alle Gegner daran zu hängen! ſonſt gibt es kein Mittel.

Manuel.

Ja, aber wir haben ein ſchlechtes Tribunal...

Marat.

Wir brauchen gar keines mehr. Es muß ein Dictator ernannt werden, der die Verſchwörer in erſter und letzter Inſtanz richtet ... gebt mir dieſes Amt ... legt mir eine Kugel an den Fuß, und wenn ich nicht das Volk rette, ſo will ich ſie mein ganzes Leben lang ſchleifen... dreimalhunderttauſend Köpfe reichen hin ....

henkt alle dieſe Gemäßigten vor ihrer eigenen Hausthüre auf und ich ſtehe für das Vaterland.

Robespierre.

Er hat recht. Es gibt Zeiten, wo man aus Menſchlichkeit grauſam ſeyn muß. Die Freiheit muß ſich auf Leichnamen betten.

Billaud-Varennes.

Das Blut der Verräther ſey die Milch ihrer Kindheit!

Manuel.

Und offenkundig ſey es, wie viele Opfer fallen! nur der Deſpotismus wirkt im Schatten der Nacht.

Danton.

Freunde, ihr habt ein richtiges Gefühl für das Bedürfniß unſerer Lage. Bevor man aber handelt, muß man über die Maßregeln einig ſeyn. Mein Plan iſt, ganz Frankreich in die Waffen zu bringen, und um dieß zu bewirken, muß ein großer Schlag geſchehen, der alle Verräther im Innern trifft.

Truchon.

Und die Nationalverſammlung?

Robespierre.

Immer die Nationalverſammlung! als ob wir nicht den heiligen Aufſtand des Volks hätten! Wer mag läugnen, daß dieſem das Recht zuſtehe, ſich ſelbſt zu retten? ich glaube die heben

Gedanken Dantons zu durchdringen. Wir wollen ihn hören.

Danton.

Noch ſind alle Gewalten in Eurer Hand, braucht ſie ſchnell wie der Blitz. Die Gemeinde allein hat am 10. Auguſt das Volk gerettet; ihr ſieht es zu, zu handeln, da die Miniſter und die Nationalverſammlung das Gemeinweſen verrathen.

Bourdon.

Man gehe in die Gefängniſſe!

Danton.

Bourdon hat Euch den Aufſchluß gegeben: dort iſt der Krebs, der an uns nagt, er muß um jeden Preis ausgeſchnitten werden.

Marat.

Und der Einſchnitt ſey breit und tief!

Danton.

Ja, alle Verdächtigen müſſen verhaftet und in die Gefängniſſe geworfen werden. Am beſtimmten Tage würge das rächende Schwerdt, und keiner werde verſchont!

Robespierre.

Und die Mittel hiezu?

Danton.

Man fordert auf, daß die Verſchwörer vom 10. Auguſt anzugeben ſeyen. Eine Proklamation der Gemeinde kann dieſe Sache einleiten.

Tallien.

Ich ſchlage auch vor, alle Bürger den Eid leiſten zu laſſen und eine Liſte ihrer Namen zu fertigen.

Bourdon.

Wohl gethan, hiedurch wird man eine Liſte aller Verdächtigen bekommen.

Danton.

Alle dieſe Maßregeln ſind allerdings gut, aber meiner Meinung nach noch nicht hinreichend. Vor allen Dingen muß der Befehl ergehen, daß die Schlagbäume geſchloſſen werden, und daß niemand ohne Paß, für den zwei Bürger ſchriftliche Bürgſchaft leiſten müſſen, die Hauptſtadt verlaſſen dürfe.

Tallien.

Und wenn man nun gar die Päſſe ſuſpendirte?

Danton.

Du haſt recht, dann könnte Keiner entwiſchen. Es wird alſo kein Paß mehr abgegeben werden.

Robespierre.

Die umliegenden Gemeinden ſollen außerhalb der Schlagbäume eine zweite Umgränzung bilden.

Chaumette.

Man ſollte die Dienerſchaft des Ludwig Capet gefangen ſetzen.

Danton.

Wohl, aber hiezu bedarf es einer letzten Maßregel, welche viele Klugheit fordert; wird sie gut vollzogen, so muß sie das Vaterland retten und uns von allen Verschwörern für immer befreien. Man muß alle Häuser durchsuchen und alle Personen verhaften, die man für verdächtig hält, oder die anderwärts, als in ihrer gewöhnlichen Wohnung gefunden werden.

Tallien.

Haussuchungen? Das ist etwas gewagt und könnte selbst Patrioten unwillig machen.

Marat.

Dummheit! was kümmert man sich um alle diese Gemäßigten; man sollte sie vor ihren Hausthüren aufknüpfen.

Danton (ironisch).

Da hörst Du es, Tallien und Marat sagen es Dir. — Wir bedürfen Haussuchungen, und sie werden geschehen.

Chuillier.

Ich biete mich für die Umgebung von Paris an und mache besonders auf Saint-Germain en Laye aufmerksam, wo viele Aristokraten versteckt sind.

Robespierre.

Eines Vorwandes wird es doch bedürfen, und ich trage darauf an, daß man als Grund der

Haussuchung die Ablieferung aller verfügbaren Waffen angebe, um sie den Bürgern zuzustellen, welche die Gränzen vertheidigen wollen.

Danton.

Ich dachte bereits daran . . .

Coulombeau.

Man beschließe zugleich, daß alles Eisenwerk an öffentlichen Gebäuden, wie Gitterthore u. s. w., die bis jetzt ein Zeichen der Sclaverei waren, in Piken umgearbeitet und unter die Patrioten vertheilt werde.

Truchon.

Ja, und die Kruzifixe, die Chorpulte und andere Gegenstände von Erz, die den Kirchen angehören, sollen zu Kanonen umgeschmolzen werden.

Manuel.

Können nicht auch goldner und silberner Schmuck Mittel zur Vertheidigung darbieten? Man muß in alle Sektionen Kommissäre abordnen, um alles Gold und Silber weg zu nehmen.

Marat.

Ich stimme für Manuels Antrag; es ist endlich Zeit, daß die volksthümliche Gewalt der Patrioten den Charakter ihres ganz plebeischen Ursprungs erhalte.

Bourdon.

Alle dieſe Maßregeln ſind gut, aber ich halte ſie für Kinderſpiele, und ſchlage demnach vor, daß durch die Nationalverſammlung dekretirt werde, die Güter aller Emigranten zu konfiszi-ren, und ihre Weiber und Kinder als Geißel in Haft zu bringen.

Danton.

Ja, aber es bedarf hiezu eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung, und nach allem iſt zu glauben, daß ſie noch unſchlüſſig ſeyn, oder daß ihr Beſchluß zu ſpät erfolgen würde. Im übrigen iſt der Gedanke gut, und der Verſuch kann gemacht werden.

Bourdon.

Alſo eine Petition! das iſt abgemacht.

Chaumette.

Und die Hausſuchungen?

Danton.

Willſt Du ſie übernehmen?

Chaumette.

Gerne. Gebt mir Martin zum Kollegen.

Martin.

Es leben die Sanculotten! — und wann?

Danton.

Baldmöglichſt. Morgen alſo. Zuvor aber muß man ſich in die Gefängniſſe begeben, die Gefangenen verhören, und die Unglücklichen,

welche nur wegen leichter Verbrechen verhaftet ſind, von den Feinden der Revolution trennen. Durch ihre Freilaſſung werden wir den nöthigen Platz für die Verdächtigen gewinnen.

Martin.

Sollte man nicht auch die Kanzleien unterſuchen, um ſie von dem ariſtokratiſchen Pöbel zu ſäubern, der dort ſchon lange niſtet?

Danton.

Später.

Billaud-Varennes.

Zur Entwicklung endlich, denn ich ſetze voraus, daß ihr dieſe Burſche nicht auf Koſten des Staats erhalten wollet!

Danton.

Nun! haben wir denn nicht eine Verſchwörung der Gefängniſſe und die Fabrikation der falſchen Aſſignaten? Alles dieſes iſt hinreichend bekannt.

Billaud-Varennes.

Das iſt Deine Sache, Robespierre; Du wirſt es einzuleiten wiſſen.

Marat.

Mich, mich laßt machen . . . ich will die Anſchlagzettel verfertigen . . . man weiß ja übrigens, daß die Ariſtokraten, welche nicht aus Paris entwiſchen konnten, ſich in ihren Paläſten das kleine Vergnügen machen, mit Guilotti-

nen von Ebenholz Puppen zu köpfen, welche unſere patriotiſchen Deputirten vorſtellen ſollen. Dieß dient ihnen zur Gemüthsergötzlichkeit nach wohlvollendeter Tafel. Ich will ſie dem Volke denunciren.

Billaud-Varennes.

Und der Tag?

Danton.

Je nun, der erſte oder zweite September. Man muß zuvor das Volk noch gegen das Tribunal aufhetzen. Wenn man z. B. Montmarin entwiſchen ließe? Sein Prozeß iſt vor der Thüre, das Volk würde raſend werden, und man dürfte es nur machen laſſen.

Manuel.

Trefflich — ſofort die Sturmglocke, die Kanone auf der neuen Brücke und die Verſammlung auf dem Marsfelde . . .

Danton.

Du, Billaud, übernimmſt die vollziehende Gewalt.

Robespierre.

Hievon ein andermal.

Vierte Scene.

2. September, morgens 10 Uhr.

Gemeindehaus. Saal des Wohlfarths-Ausschusses.

Danton.

Ist alles bereit?

Tallien.

Ja, Montmarin ist los; das Volk wird durch die Erzählungen über die Verschwörung der Gefangenen und die Fabrikation der falschen Assignaten in Athem erhalten. Die Nachrichten aus Verdun werden das übrige thun.

Danton.

Der Angriff auf diesen Platz kommt uns sehr gelegen. Und wie steht es um Deine Leute, Billaud?

Billaud.

Gleich werden sie hier seyn.

Danton.

Gut, (zu Robespierre) und der Tempel, was machen wir dort?

Robespierre.

Wie gesagt, besser eine Hinrichtung durch das Volk, als ein Urtheil. Wir könnten durch Aufschub alles verlieren; die Formalitäten sind immer zweifelhaft in Ausgange.

Danton.

Aber unſere Verantwortlichkeit? Die Gemeinde haftet für ſeine Perſon.

Billaud.

Haben wir nicht die Macht?

Danton.

Ich weiß es; aber ſobald Roland erfährt, was vorgeht, wird er Brief auf Brief an Santerre abſchicken, und auf deſſen Haupt können wir doch nicht die ganze Verantwortlichkeit dieſes Tages fallen laſſen.

Robespierre.

Das will ich auch nicht; aber das Volk kann ja thun, was es will. Wer wird es zur Verantwortung ziehen?

Danton.

Du zweifelſt wohl nicht an meinem Patriotismus?

Robespierre.

Nein.

Danton.

Nun, ſo glaube mir, Capets Tod würde uns unter den jetzigen Umſtänden mehr verderblich als nützlich ſeyn.

Robespierre.

Wie ſo? er blendet ja das Volk.

Danton.

Nicht das Volk, sondern nur einige Männer, die im Fall eines Unglücks geopfert würden. Der Feind steht drei Tagmärsche von Paris; ein schneller und entscheidender Marsch, wenn Verdun fällt, stürzt alle Staatsgewalt in Verwirrung, und dann vermag nichts den Feind aufzuhalten. Bleibt uns aber Capet als Geißel, so wird sein Kopf uns retten. Braunschweig und seine Spießgesellen werden niemals wagen, die Franzosen zur Verzweiflung zu treiben.

Robespierre.

Auch Du, Danton, glaubst noch an den Edelmuth gekrönter Häupter! Meinst Du denn, diesen cotisirten Fürsten sey es um diesen Ludwig zu thun? Täusche Dich nicht. Wenn sie das Reich gewinnen, so werden sie es unter sich theilen. Ich verlange Ludwigs Haupt als das Mittel, die öffentliche Wohlfarth zu sichern.

Danton.

Und der Ministerrath?

Robespierre.

Man verhafte Roland.

Danton.

Er ist beliebt, er hat Ansehen in der Nationalversammlung — seine Popularität würde uns stürzen.

Robespierre.

Nun, ſo laß Petion auftreten: lege ihm den Haftbefehl zur Unterzeichnung und Vollziehung vor. Willigt er ein, ſo iſt der Gemeinderath gedeckt und wir können den Tempel ſtürmen. Das Haupt des Tyrannen auf der Spitze einer Pike, wollen wir gegen den Feind ziehen — die Nation wird unüberwindlich ſeyn.

Danton.

Das wird ſich finden. Hier kommen Billauds Leute. Wir müſſen ins Reine kommen.

Billaud-Varennes.

(Maillard um den Leib faſſend.)

Nun! Was gibts? Was haſt Du zu berichten?

Maillard, Tapprdur genannt.

Daß das Volk in Gährung und daß es Zeit iſt, zum Werke zu ſchreiten.

Billaud.

Haſt Du Arbeiter?

Tappedur.

Mehr als nöthig ſind, und wenn ſich ums Vaterland handelt, ſind obnedieß alle gute Franzoſen bei der Hand. Nun, und wann denn?

Danton.

So wie Kanone und Glocke das Zeichen geben.

Tappedur.

Beſſer wäre es, wenn wir den Abend abwarten, nicht weil es an Muth gebricht, ſondern wegen der Weiber und der Gemäßigten.

Meurand.

Du, Tappedur, rede doch mit ihnen, du weißt ſchon . . . . .

Tappedur (zu Villaud).

Es wird doch auch etwas zum Erfriſchen geben?

Villaud.

Ich habe es ja ihnen verſprochen.

Meurand.

Aber, Bürger Nemmiſſär, mit dem Reden iſts nicht gethan, und ich habe ſchon ein gewaltiges Brennen in der Gurgel.

Collin.

Es iſt für Alles geſorgt: Der Limonadier Carné und der Weinhändler in der Margarethenſtraße haben bereits Befehl. Es ſoll an nichts fehlen.

Meurand.

Du biſt ein guter Kerl, Du . . . . Nichts für ungut, Bürger! Jetzt ans Werk. An! Feuer! (Er macht die Pantomime des Kanonenfeuers.)

Billaud.

Mein Schießgewehr, Maillard, wie schon ge-
— Säbel, Piken oder Keulen; das macht
iger Geräusch.

Tappedur.

Also das Bajonet — das ist am besten. Ich,
Präsident, werde meine Pistolen auf dem
e haben.

Legendre.

orge auch für Essig und Besen, um das ge-
ne Blut wegzuschaffen. Hörst Du?

Tappedur.

t schon gesorgt.

Billaud.

st Du mit ihnen von den Formalitäten ge-
en?

Tappedur.

ch nicht. Ich muß zuvor selbst wissen, was
thun ist; von dem Wesen verstehe ich
— mein Gesetz ist der Säbel.

Tallien.

ht so, das ist das sicherste und auch das
teste Gesetz.

Tappedur.

ter braucht es nichts für uns. Jetzt wei-
Befehl!

Tallien.

Ihr meldet euch beim Kerkermeiſter ..... Solltet ihr aber nicht zuvor euch vom Volke abordnen laſſen?

Tappedur.

Bah! Entweder verſtehe ich mein Handwerk oder verſtehe ich es nicht .... Laßt mich machen ....

Tallien.

Nun, Du forderſt vom Kerkermeiſter die Liſte der Gefangenen ....

Tappedur.

Im Namen des Volks! (Gegen ſeine Leute gewendet.) Hört ihr, ihr andern, ihr ſteht hinter mir, ganz ruhig, und ſagt blos: Rache! .... Du, Du ſagſt: Im Namen des ſouverainen Volks!

Tallien.

Ihr laßt die Gefangenen verführen.

Tappedur.

Und dann fragt man ſie: Was biſt du? Ariſtokrat oder Patriot? Dann mit der Spicknadel drauf los! ... Aber Du, Billaud, ich meine, Du haſt auch von Geſchworenen geſprochen?

Billaud.

Die wählſt Du unter Deinen Leuten aus.

Tappedur.

Da wird man keine Advokaten brauchen. Und hier (auf ſeine Piſtolen deutend) iſt der Appellationshof.

Billaud.

Ja, aber, wie ſchon geſagt, lieber die Pike als das Piſtol.

Tappedur.

Ich verſtehe; und dann, um die nicht zu erſchrecken, die nicht ſchuldig ſind (ſich zu ſeinen Vertrauten wenden), hört ihr, wann ich ſage a la force, das heißt, . . . ihr verſteht mich ſchon. So wirds nicht viel Lärm geben.

Einer der Mörder.

(Raſch eintretend.)

Der Bürger Maillard?

Tappedur.

Hier! Was gibts?

Der Mörder.

Das Vaterland iſt in Gefahr — Prieſter ſind entflohen!

Tappedur.

Laß hören . . . .

Mörder.

Und andere ſagen, man habe unter die Gefangenen Waffen ausgetheilt, und es ſey eine tüchtige Verſchwörung in den Gefängniſſen angezettelt . . . .

Tappedur.

Macht nichts, Freund, wir wollen das Neſt ausnehmen.

Mörder.

Ja, das Volk muß gerächt werden. Man ſpricht aber auch von Freigelaſſenen; ſie waren mit Montmarin, es ſind Verſchwörer.

Billaud.

Wo haſt Du ſie geſehen?

Mörder.

In der Straße Dauphin. Es ſind Prieſter, ich ſah es wohl; einer war ganz weiß gekleidet.

Billaud.

(Maillard bei Seite nehmend.)

Es ſind Ariſtokraten, ſie ſind vogelfrei, verſtehſt Du.

Tappedur.

Schon gut, der Dienſt wird gethan werden.

Fünfte Scene.

2. September, 5 Uhr Nachmittags.

emeindehaus. — Sitzung des Gemeinderaths. Huguenin ist Präsident. — Betrunkene schlafen auf umherstehenden Bänken. — Gläser auf Tischen und Stühlen, leere Bouteillen auf dem Boden.

Ruhe ...

(einen Brief in der Hand).

Bürger, ein Verbrechen weiter von Seiten r Feinde des öffentlichen Wohls wird Euch cht in Verwunderung setzen. Aber das Volk, s, gleich Gott, Alles sieht und allgegenwär- ist, und ohne dessen Zulassung nichts hienie- n geschieht, wird die Komplotte gegen seine icherheit zu vereiteln wissen. Dieser Brief r mir durch den Leinwandhändler Navarra der Straße Saint-Honoré eingehändigt wor- n ist, liefert den Beweis der Verschwörung; kommt von Brüssel, das Wappen ist das ei- s französischen Prinzen. Es ist in Chiffern chrieben und lautet wie folgt:

„Nächsten Mittwoch, mein Lieber, muß ge- „schehen, worüber wir übereingekommen sind. „Die Kanaille ist gemetzgt, wir müssen dieß „benützen. Adieu! Auf demnächstiges Wie- „dersehen! Es lebe der König!"

Eine Krücke, ein Degen, ein Kreuz und We- sind unten am Briefe bezeichnet.

Robespierre.

Das ist ein schlagender Beweis des abscheulichen Plans der Feinde der Freiheit.

Panis.

Abermals höllische Umtriebe der Dolchritter!

Aube ***

Panis hat Recht. Seht hier den Degen unten am Briefe.

Panis.

Ich denuncire die Aufseher der Gefängnisse, als der Absicht verdächtig, den Gefangenen die Kerker zu öffnen, daß sie sich mit den Gegenrevolutionairs vereinigen und in einer Nacht alle Patrioten der Hauptstadt ermorden können.

Robespierre.

Der Brief soll mit den Figuren, die er enthält, gedruckt und mit einer Note des Gemeinderaths, die dessen Vermuthungen enthält, begleitet werden.

Truchon.

Der Bürger Navarra soll vorerst gehört und befragt werden, ob er nicht einige neue Aufklärungen zu geben habe.

Mehrere Stimmen.

Zur Ordnung! Zur Ordnung! Das ist ein hinterlistiger Vorschlag!

Rube ***

Er wird auch nicht zu Hauſe ſeyn; ich weiß, daß er die Abſicht hatte, aufs Land zu gehen.

Huguenin, Präſident.

Genug, der Druck iſt beſchloſſen.

Tallien (eintretend).

In Folge Ihres Auftrags, Bürger, habe ich mir alle Mühe gegeben, die Ruhe unter dem Volke wieder herzuſtellen. Gerne hätte ich dem Blutvergießen Einhalt gethan und die Unglücklichen gerettet, deren unnatürliche Plane ſie in den Kerker gebracht hatten — aber was vermochte meine ſchwache Stimme gegen den allmächtigen Ruf, daß das Vaterland in Gefahr ſey? Die Bürger, für ihr eigenes Daſeyn beſorgt, wollen, ehe ſie gegen den Feind ziehen, ſich verſichern, daß ihre Familien nicht ermordet werden. Der Himmel mag wiſſen, ob ihre Sache gerecht iſt! Mein Herz brach, und ich vermochte ein ſolches Schauſpiel nicht anzuſehen — darum fliehe ich in eure Mitte.

Sergent.

Da die Rache des Volks ein Akt der Gerechtigkeit iſt, den die Umſtände fordern, ſo verlange ich, obwohl ſie mir als Menſch ein Greuel iſt, daß die Aufmerkſamkeit verdoppelt werde, damit nicht einige der Emigranten auf dem

Fluſſe entkommen, denn ſonſt möchten ein andermal ähnliche Auftritte wieder nöthig werden.

Gobe ***

Man könnte von einem Ufer zum andern eine Kette ziehen.

Mehrere Stimmen.

Ja! Ja!

Billaud.

Und die Wachen ermächtigen, auf Alle Feuer zu geben, welche die Kette paſſiren wollen.

(Der Bürger Guirand tritt ein. Geſpannte Neugierde.)

Präſident.

Der Bürger Guirand, Ihr Kommiſſär, hat das Wort.

Guirand.

Abgeordnet von Euch, Bürger, um zu erkunden, auf welche Weiſe die Rache des Volks an dieſem geheiligten Tage vollzogen wird, würde ich Sie nur betrüben, wenn ich Ihnen das Blutbad beſchreiben wollte. Laßt uns lieber zum Menſchen ſprechen. Ich will Ihnen die ächt piebejiſche Feſtigkeit und Einfachheit ſchildern, womit neue Brutuſſe das Vaterland retten, indem ſie es von Verräthern befreien, welche mit ihren im Dunkel der Nacht geſchliffenen Dolchen den Buſen unſerer gemeinſchaftlichen Mutter bedrohten — und Ihr vaterländiſches Herz

wird ſchwellen! Erweicht durch die Scenen, deren Zeuge ich war, muß ich Ihnen zuerſt von den Männern ſprechen, deren Bürgertugend ſie an die Spitze einer zwar ſtrengen, aber durchaus geſetzlichen Miſſion geſtellt hat. Auch hier, wie überall, glänzt noch jene rührende Einfachheit des Patrioten, der keine andere Leidenſchaft kennt, als die für das öffentliche Wohl. Eine Jury, aus zwölf Abgeordneten des Volks beſtehend, bildet das ſouveraine Tribunal, das in dieſem Augenblicke über das Loos des Staats entſcheidet. Mit der dreifarbigen Schärpe angethan, ſitzen ſie in der Einfahrt des Gefängniſſes um eine lange Tafel. Ihr Gewiſſen iſt die Fackel, die ihnen leuchtet, die Liſte der Gefangenen iſt das Geſetzbuch, das ſie zu Rathe ziehen. Hier herrſcht eine Simplizität, welche die ganze Reinheit der republikaniſchen Untugenden ins Gedächtniß zurückruft — Gläſer, Waffen und einige rohe Nahrungsmittel ſind vermiſcht auf der Tafel, wo das Recht geſprochen wird, und bilden einen ſeltſamen, aber beredten Kontraſt mit der Feierlichkeit der Umſtände. Das verabredete Todeszeichen iſt die Handauflegung auf das Haupt des Schuldigen. Auf dieſes Zeichen kreuzen ſich tauſend Piken — und alsbald iſt das Vaterland von einem Feinde befreit. Erſcheint dagegen ein Unſchuldiger, ſo

empfängt ihn ein tauſendſtimmiger Zuruf, und die ſiegende Unſchuld wird in den blutigen Händen des Volks empergetragen und unter den heiligen Schutz der Nation geſtellt.

Lac ***

Obwohl der Tugend des Volks huldigend, verlange ich doch Maßregeln, welche die Unverletzbarkeit der Exfanzenen im Tempel ſichern, deren feierliche Verurtheilung den Tyrannen zum warnenden Beiſpiele dienen ſoll.

Panis.

Verſteht ſich.

Manuel.

Man muß bewaffnete Macht dahin ſchicken.

Präſident.

Soll der Kommandant der Nationalgarde davon in Kenntniß geſetzt werden?

Mehrere Stimmen.

Ja! — Nein! — Nieder mit Herrn Veto! — Er hat lange genug gelebt!

Präſident.

Unterſtützt?

Viele Stimmen.

Ja! Ja!

Präſident.

Der Gemeinderath beſchließt, daß der Befehlshaber der Nationalgarde alle Maßregeln zu

treffen ermächtigt ſey, welche er für die Sicherheit der Familie Capet nöthig erachten wird.

Ein Schauſpieler der Ambigu-Comique.

Bürger, die einen heißen mich einen Schwätzer, die andern einen Anarchiſten; daran liegt nichts; aber das iſt gewiß, daß die rothen Sohlen an der Spitze der Armee geblieben ſind, und daß dieſe Spizbuben uns verrathen haben. Ich verlange, daß man ihnen einen Tritt vor den Hintern gebe und an ihre Stelle die Kinder der Ehre ſetze, die aus dem Schooſe der Ohnehoſenſchaft hervorgegangen ſind. Im übrigen, oder ich müßte blind ſeyn, und es gibt Leute, die ſagen, ich ſey es nicht, bearbeitet ſeit dem 10. Aug., wo wir den Thron zerbröckelt haben, der alte Roland unter der Hand die Jakobiner und dieſen Gemeinderath, welcher der Schrecken der Ariſtokraten iſt. Bürger, nehmet Euch in Acht, oder das Puzzimmer ſeiner Gattin, der Königin Coco, wird eine Werkſtätte der Gegenrevolution werden. Ich biete dem Gemeinderath, im Namen der Künſtler der Ambigu-Comique, alle Waffen an, die ſich in unſeren Magazinen befinden. Es lebe der Gemeinderath und die Ohnehoſen!

(Groſes Geräuſch von Auſſen. Der Kommiſſär Matthieu führt den kön. Kammerdiener Hue unter Bedeckung ein.)

Einige Betrunkene.

(Von den Bänken aufstammelnd.)

He da! Futter für die Guillotine!

Ein Offizier.

Das ist der Kammerdiener des Tyrannen.

Matthieu.

Hätte man ihn machen lassen, er hätte den ganzen Tempel weggeschleppt; da brauchte sein Herr etwas Leinwand, einige Kleider, ein wenig von Allem.

Offizier.

Vielleicht auch Rasiermesser?

Matthieu.

Wohl möglich, aber ich sprach zu ihm: Freund, halt ein wenig, oder ich will dich hinführen, wo man dich barbieren will, und es Barbieren wirds nicht fehlen.

Ein Gemeinderath.

Er hat eine Liste in den Tempel bringen lassen, worin dreifarbige Bänder und verschiedene Verkleidungen waren, um durch die Flucht der vormals königlichen Familie zu befördern.

Zweiter Gemeinderath.

Ich hörte den König zu ihm sagen: fünf und vierzig und die Königin zwei und fünfzig. Diese beiden Worte sollten den Prinzen von Pitt und den Verräther Bouillé bezeichnen. Es ist augenscheinlich, denn dieß ist

ihr Alter. Aber, Bürger-Präsident, frage ihn doch über das Savoyardenkleid, was er wohl darauf antworten kann.

Präsident.

Angeklagter, ist es wahr, daß Du für Capets Leute savoyardenfarbige Wämser und Hosen hast machen lassen?

Erster Gemeinderath.

Er soll es läugnen, wenn er kann; ich habe es selbst gesehen, ich; und vielleicht will er doch noch behaupten, daß er sich nicht mit dem König von Sardinien verschworen habe!

Präsident.

Was hast Du zu erwiedern, Angeklagter?

Hue.

Daß alles vollkommen wahr ist. Ich habe durch den Schneider Tison, der auf Befehl des Gemeinderaths Zutritt zum König erhielt, für diesen ein braunes Kleid, savoyardenfarbig genannt, machen lassen.

Zweiter Gemeinderath.

Bürger-Präsident, ich habe auch mit eigenen Ohren gehört, wie der Angeklagte die Melodie pfeift! O Richard, o mon Roi! Das sind aufrührerische Worte.

Hue.

Ich habe nichts gesungen.

Präſident.

Haſt Du gepfiffen oder nicht?

Zweiter Gemeinderath.

Er hat gepfiffen, auf Gemeinderathsparole.

Mehrere Stimmen.

In die Abtei! In die Abtei!

Billaud.

Dieſer Tyrannenknecht hat das Vertrauen des Volks verrathen und verdient exemplariſche Strafe.

Manuel.

Ich bin überzeugt, daß dieſer Menſch die Fäden der im Tempel angeſponnenen Verſchwörung in ſeiner Hand hält, und trage daher darauf an, ſich ſeiner Perſon zu verſichern.

Mehrere Stimmen.

Ja! Ja!

Präſident.

Die Wachen am Eingang des Gemeindehauſes ſollen ihn in Verwahrung nehmen.

(Es iſt Mitternacht. Nur einige Gemeinderäthe ſind im Saale zurückgeblieben. Großes Geräuſch im Corridor.)

Stimmen von Außen.

Sie ſollen uns bezahlen, die Spizbuben! — Geld oder die Guillotine! — Wir ſind keine Narren!

(Maillard und Leſumer treten an der Spize ihrer Mörder ein; ſie ſind betrunken; ihre Waffen, ihre Arme und Geſichter ſind mit Blut beſprizt.)

Lefranc, Rundkopf genannt.

Da ſeyd ihr ja, ihr Canaillen! Geld her! Geht man ſo mit dem Volke um! Geld her! Geſchwind!

Billaud.

(Ihn am Arme nehmend.)

Ihr ſeyd wackere Bürger. Ihr habt das Vaterland gerettet; Frankreich muß euch ewig dankbar ſeyn. Euer Verdienſt iſt zu groß, als daß es mit Geld belohnt werden könnte, aber ich trage doch darauf an, daß ihr die Kleider der ermordeten Verräther und 24 Franken auf den Mann erhaltet.

Alle zuſammen.

Es lebe Billaud-Varennes! Es leben die Ohnehoſen!

Meurand.

(Jourdan faſſend und in mit ſeiner Picke bedrohend.)

Unſer Geld her! Hörſt du, Präſident der Section der vier Nationen?

Jourdan (unwillig.)

Was für Geld?

Meurand.

(Die Pike ſchwingend.)

Was für Geld!

Tappedur.

(Ihn zurück haltend.)

Halt! Halt! Laß mich mit ihm reden, das geht mich an. — Hört einmal, für euch und

die andern haben wir gearbeitet ... Ihr wißt es, wir habens uns ſauer werden laſſen den ganzen Tag ... Seyd billig, Bürger Präſident, und gebt uns, was euer guter Wille iſt.

Tappedur.

(Zum Gemeinderath Couſin.)

Wenn ich Jedem einen kleinen Thaler gäbe? ... ich habe nicht weiter.

Couſin.

Ums Himmels willen nicht; ſie würden es für einen Schimpf halten und uns ermorden.

Billaud (heftig).

Das iſt ſchändlich! Solche Dienſte mißachten! Dieſe Bürger haben den Staat gerettet. Wie! Die Sektionen wollten ihrer Pflicht vergeſſen, wo uns der Feind von innen und außen bedroht? Ich bin Bürge dafür, daß dieſe ehrlichen Arbeiter ihren Lohn erhalten ſollen.

Jourdan (verdrießlich).

Wo ſollen wir das Geld nehmen? Du weißt ja, daß die Sektionen keine Mittel haben.

Billaud.

Sie müſſen welche finden.

Die Mörder.

Ja, Geld! — Unſern Lohn! — Zahle, Hund, oder ich ſchneide Dir die Gurgel ab! —

(Alle heben ihre Säbel empor und machen ſich fertig auf die Gemeinderäthe loszuſtürzen.)

Chuillier.

(Einige Münzen aus einer Tasche ziehend.)

Freunde, hier ist Etwas, was ich bei mir habe. Wenn ihr mir folgen wollt, will ich euch mehr geben.

Rundkopf.

Der da wenigstens ist ein guter Kerl, er läßt mit sich reden. Es geht doch nichts darüber, als wenn man sich gegenseitig versteht. Jetzt vorwärts!

(Sie drängen sich und gehen mit den Gemeinderäthen ab.)

Sechste Szene.

5. September, Morgens 7 Uhr.

Vorhalle St. Antoine, der Kirche gegenüber. — Ein großer Leichenwagen, mit Leichnamen angefüllt, rollt langsam hin unter dem Jauchzen der Menge. Er enthält mehr als fünfzig nackte Leichname. Vornen auf ihm sitzt ein Weib, mit verwirrtem Haupthaar, das Gesicht mit Blut bedeckt, die Augen [illegible], mit schäumendem Munde. Die Lumpen, womit sie bedeckt ist, triefen von Menschenblut. Sie hält einen Säbel in der Hand, singt patriotische Gesänge und schlägt dazu den Takt auf den nächsten Leichnamen. — Mehrere Weiber stehen um einen Brunnen.

Erstes Weib.

He da! Rose! Das war einmal ein Tag!... Er ist auch ziemlich einträglich gewesen....

Rose.

(Eine Suppenschüssel in der Hand.)

Du, was willst Du sagen? Du kannst ja kaum ein Hühnchen abthun. Es ist mir auch so gegangen, mein Täubchen, aber das war gut für das alte Regiment. Eine gute Patriotin muß Herz haben. Komm, ich will Dir Lektion geben.

Erstes Weib.

Und wohin so frühe mit Deiner Suppe?

Rose.

Ich bringe unsern Leuten zu essen; sie arbeiten in der Force.

Rigogne.

(Aus einer Schenke kommend, Hände und Gesicht noch mit Blut befleckt.)

Ho! laß sehen, was es noch zu thun gibt!

Rose.

Gibts noch zu arbeiten, so arbeitet . . .

Rigogne.

Sie hat Recht, das Mütterchen. (Reicht ihr den Arm.) Laß Dich führen, Schatz. Es ist nicht weit hin in den Winkel, wo kein Ausgang ist.

Rose.

(Zu ihrer Gefährtin.)

Komm doch!... Die einfältige Haut!... Sie ist freilich erst vom Lande gekommen.

Nigogne.

(Rose um den Leib nehmend.)

He! Sie hat gleichwohl ein volles Brustwerk, der kleine Höllenbrand!

Rose.

Laß mich, Du garstige Maske, oder . . .

Nigogne.

Ich glaube gar, Du bist auch so eine Aristokratin, Du. Wer wird es denn in den jetzigen Zeitläufen so genau nehmen? Die Menschen sind frei und hernach . . . Verstehst Du mich? (Sie kommen in den Straßenwinkel und stoßen auf Leichname.) Ey! die sind ja schon wieder an der Arbeit . . . und [illegible] sie nichts davon, die Schufte! . . . Vorwärts Ohnehosen! (Zu einem Weibe, die einen so eben Ermordeten auszieht.) Ein Wort, Bürgerin, ist sie schon abgethan, die Kleine?

Weib.

Wer denn?

Nigogne.

Die Hure des Königs Nero, die Lamballe?

Weib.

Noch nicht. Man holt sie eben. Da ist sie ja.

Pöbel.

Sie ists, sie ists! — Was sie für Gesichter schneidet! — Schön ist sie, Schade um das

junge Blut! — Ich stehe still! — Ich auch! — O, die arme Kleine! — Dem! — Sie fällt in Ohnmacht! — Acht Gott! Gnade! Gnade!

(Das Einfahrtsthor öffnet sich, die Prinzessin Lamballe liegt in Ohnmacht.)

Legendre und zwei Wachen.

Platz! Zurück, daß Alle sehen können.

Eine Stimme.

Recht so. Es lebe der Gemeinderath! Heute ist das Volk Richter.

Eine andere Stimme.

In die Abtei! In die Abtei! Sie ist so schön, daß sie die Geschworenen anführen könnte.

(Die Prinzessin, im einfachen weißen Kleide, tritt vor die Tafel der Geschworenen, auf der sich Gläser, Wasser und die Liste der Gefangenen befinden. Sie geht bleich und erwartungsvoll mitten unter ihren Henkern. Zwei der Mörder halten ihr die Bajonette kreuzweise auf die Brust. Sie kann sich kaum aufrecht halten und sinkt wiederholt in Ohnmacht.)

Hebert.

Sammeln Sie sich; es geschieht Ihnen nichts; Sie sollen blos in ein anderes Gefängniß gebracht werden. Aber man will die Wahrheit wissen. Antworten Sie und verwirren Sie sich nicht. Ihr eigener Vortheil steht dabei auf dem Spiele. (Zum Richter.) Frage sie; sie vermag jetzt zu antworten.

(Große Stille.)

Richter.

Euer Name?

Prinzessin Lamballe.

Marie Louise, Prinzessin von Savoyen.

Richter.

Eure Eigenschaft?

Prinzessin.

Oberintendantin des Hauses der Königin.

Richter.

Hattet ihr Kenntniß von dem Komplotte des Hofs am 10. August?

Prinzessin.

Ich weiß nicht, ob es am 10. August Komplotte gegeben hat; aber das weiß ich, daß ich keine Kenntniß davon hatte.

Richter.

Schwört der Freiheit und Gleichheit, Haß dem König, der Königin und dem Königthum!

Prinzessin.

Gerne will ich das Erstere, das Letzte vermag ich nicht, denn es liegt nicht in meinem Herzen.

Ein Zuschauer.

(Leise zur Prinzessin.)

Schwören Sie doch, es kostet Sie den Kopf.

Richter.

Wollt Ihr ſchwören? (Die Prinzeſſin ſchweigt und hebt die Hände gen Himmel. — Der Richter legt ihr die Hand auf das Haupt.) Laßt ſie los!

Prinzeſſin.

(Von den Mördern fortgeriſſen.)

Ich bin verloren!

Siebente Scene.

3. September, Mittags 1 Uhr.

Der Tempel. — Der König und ſeine Familie an der Tafel in einem Speiſeſaal, deſſen Oeffnungen auf den Hof gehen. — Geſchrei und Verwünſchungen kündigen die Annäherung des Pöbels und der Mörder an, die aus den Gefängniſſen kommen. Gardemboß, Casque genannt, ſteht an der Spitze des Haufens. Charlot und Rigogne tragen auf der Spitze ihrer Pike das Haupt und Herz der unglücklichen Lamballe. Manin und andere ſind mit Blut bedeckt.

Volk.

Zu Ende mit dem Tyrannen! — In die Abtei! In die Force! Nieder mit dem königlichen Henkersknecht! — Er ſoll ſich dem Volke zeigen! — Herr und Frau Veto aus Fenſter! — oder unter die Guillotine!

Charlot.

(Den Kopf der Prinzeſſin auf der Pike.)

Da werden ſie Geſichter ſchneiden.... Aber wie kommen wir aus Fenſter hinauf?

Rigogne.

Hier .... kommt ....

Ein Zuſchauer.

Steige auf meine Schultern .... das dient zur Leiter ....

Ein anderer Zuſchauer.

Nein, hieher auf dieſen Steinhaufen!

Charlot.

(Ihm die Pike reichend.)

So nimm und reiche ſie mir dann wieder. (Er ſteigt hinauf.) Gib mir die Pike wieder.

(Rigogne folgt ihm.)

Pöbel.

Die werden lachen! — Unter die Guillotine mit den Hunden! — Ans Fenſter! Ans Fenſter! — Stille! Stille! — Ans Fenſter! Ans Fenſter!

(Charlot und Rigogne heben ihre Piken gegen das Fenſter empor. — Man vernimmt einen durchdringenden Schrei von innen.)

Pöbel.

(In ausgelaſſenem Jubel.)

Bravo! Bravo! — den nämlichen Tanz mit der Medicis! — Auf die Thüre, auf! — Schlagt ſie ein! | Tod den Verräthern!

Gardembas.

Vorwärts, Bürger! Die Stunde der Rache iſt da! Vorwärts!

(Disharmoniſche Klänge von Pfeifen und Hörnern miſchen ſich mit dem wüthenden Geſchrei der Menge. Wiederholte Schläge an das Thor.... Es will eben aus den Angeln weichen.)

Danjou, Gemeinderath,
Kommiſſär im Thurme.

Bürger, Achtung der Obrigkeit und dem Geſetze!

Pöbel.

Der Hund ſoll heraus! — Er iſt entwiſcht! — Man hintergeht uns! — Man hat ihn entwiſchen laſſen! — Heraus, oder wir ſtürmen!

Danjou.

Bürger, ich ſtehe euch mit meinem Kopf dafür, daß Capet und ſeine Familie noch im Thurme ſind.

Gardembas.

So ſoll er ſich zeigen! Meint er, das Volk werde auf ihn warten.

Danjou.

Damit ihr euch von der Anweſenheit des Tyrannen und ſeiner Familie vergewiſſert, will ich eine Deputation von euch einführen.

Pöbel.

Ja! Ja! — Nein! Nein! — Ich gebe Gardembas meine Stimme! — Und ich Mamin! — Gardembas! — Mamin! — Legendre! — Nein! Nein!

Großer Thurm des Tempels. — Zimmer der Königin. — Die ganze königliche Familie iſt hier beiſammen. Die Gemeindebeamten und die Abgeordneten des Pöbels treten ein.

Der König.

(Zu einem der Gemeinderäthe.)

Was gibts, Herr Kommiſſär? Iſt meine Familie in Gefahr? Was will man von uns?

Gemeinderath.

Mein Herr, ich bringe dieſe Deputirten, welche ſich von der Anweſenheit Eurer Perſonen überzeugen wollen. Das Volk wünſcht, daß Sie am Fenſter erſcheinen möchten, weil man es überreden will, daß Sie nimmer in dieſem Thurme ſeyen. Wir werden dieß aber nicht zugeben; das Volk muß mehr Vertrauen auf ſeine Beamten ſetzen.

Gardembas.

(Mit einem ungeheuren Säbel bewaffnet.)

Sie müſſen erſcheinen, wann das Volk Sie fordert.

Danjou.

Bürger, wir wiſſen ſelbſt, was wir zu thun haben. Das Volk muß zufrieden ſeyn, nachdem Ihr euch überzeugt habt, daß unſere Gefangenen wohl verwahrt ſind.

Gardembas.

(Zur Königin.)

Blitz, Madame! Sie wollen Euch den Anblick des Kopfs der Lamballe erſparen, den wir Euch bringen, damit Ihr ſehen möget, wie das Volk ſich an ſeinen Tyrannen rächt.

(Die Königin fällt in Ohnmacht. Ihre Kinder liebkoſen ihr.)

Der Dauphin.

Arme Mama! . . . der garſtige Kerl! . . . . Ach, Gott! liebe Mama!

Der König.

(Mit Feſtigkeit.)

Wir ſind auf alles gefaßt; aber Ihr hättet unterlaſſen können, der Königin dieſes ſchreckliche Unglück kund zu thun. Geht, euer Auftrag iſt vollzogen.

(Tiefe Stille. Die Gemeinderäthe und Abgeordneten des Pöbels gehen ab.)

Eingangsthor des Thurmes.

Pöbel.

Da kommen ſie zurück! — Und Herr und Frau Veto, werden ſie erſcheinen? — Nieder mit den Gemeinderäthen! — Sie ſind entwiſcht, es iſt klar! — Stille, hier iſt Gardembas!

Gardembas.

Die Verräther ſind da, aber ſie wollen ſich nicht zeigen .... Sie mißachten die Gewalt des Volks.

Pöbel.

Brecht ein! Brecht ein! — An die Laterne! An die Laterne!

Danjou.

(Ein dreifarbiges Band quer vor das Thor ziehend.)

Bürger, Achtung dem Geſetz und der Obrigkeit! Im Namen des Geſetzes! Hiemit verbiete ich jedem Bürger, dieſe Schranke zu überſchreiten. Achtung der Nationalfarbe! Zurück im Namen der Nation!

Einige Stimmen.

Es lebe der Gemeinderath!

Andere Stimmen.

Nieder mit ihm! — Der Kopf des Tyrannen!

Danjou.

(Leiſe zu einer Wache.)

Schnell aufs Gemeindehaus und wiederhole die Bitte um Verſtärkung.

Pöbel.

Hinauf, hinauf! — Stürmt das Thor! — Nein! — Ja! — Reißt das Band weg! — Nein, Achtung der Nationalfarbe! — Achtung dem Geſetze!

Danjon.

Zurück, Bürger, im Namen des Geſetzes! Frankreich hat die Bewachung dieſer großen Verbrecher der Stadt Paris anvertraut. Wir ſind dem Departemente Rechenſchaft dafür ſchuldig. Sie müſſen unangetaſtet bleiben, bis die nationale Gerechtigkeit das Volk rächt.

Pöbel.

Es leben die Ohnehoſen! — Es lebe der Gemeinderath!

(Die Menge verläuft ſich nach und nach.)

Achte Scene.

In den erſten Tagen des Oktober.

Tempel. — Saal der Kommiſſäre. Die Tapeten ſind abgeriſſen und viele Innſchriften und Zeichnungen, plump mit Kohlen gezeichnet, bedecken die Wand, als z. B. Madame Veto wird voran tanzen! — Wir wollen der dicken Sau eine Diät verordnen! — Man muß die jungen Wölfe erwürgen! — Auf einer Wand iſt ein Galgen gezeichnet, an dem eine Figur hängt, mit der Ueberſchrift: Ludwig nimmt ein Luftbad! — In der Mitte des Saals ſteht eine Tafel mit allerlei Speiſen. — Die Gemeindebeamten ſind anweſend.

Matthieu.

(Die Speiſen unterſuchend.)

Iſt das Alles? Wo bleibt der Koch?

Tiſon, Aufwärter.

Ich habe ihn ſchon gerufen.

Turiat, Kommiſſär.

Hole ihn. Meint denn der Kerl die Gemeinderäthe ſollen auf ihn warten? Was denkt dieſer Topfgucker?

Koch (eintretend).

Hier.

Matthieu.

Iſt unter dieſen Speiſen nichts Verdächtiges enthalten, das den Befehlen des Gemeinderaths zuwiderläuft? Vorrath genug iſt da. Gott ſey Dank! Unſer Koſtgänger faſtet nicht.

Koch.

Nichts Verdächtiges, so viel ich weiß.

Turlot.

Oeffne einmal dieses Kraut.

(Er untersucht die Blätter eines Krautkopfs, ob nichts darin verborgen sey.)

Lubin, Kommissär.

Schon wieder Makaronen! Wir sind doch gute Tropfen! Während der Patriot sich kaum ein Stück Brod verschaffen kann, und die armen Leute Hunger leiden.

Turlot.

Eine Reform ist nöthig. (Zum Koch.) Nun, weißt Du den Befehl nicht; zerbreche doch diese Makaronen, damit ich sehe, ob nicht ein Zettel darin ist.

Lubin.

Und in diesen Pfirsichen kann auch was seyn; den Eyern und den Fleischschnitten ist auch nicht zu trauen. Zerschneide die Pfirsiche und öffne den Kern.

Matthieu (bethalt).

Und dieses Fläschchen enthält ohne Zweifel eine Kraftbrühe, Bürger Koch?

Koch.

Das geht mich nichts an, sondern den Bürger Clery.

Matthieu (geheimnißvoll).

Hierunter ſteckt was, ich dachte es wohl. (Zum Koch.) Fürchte nichts, ſage die Wahrheit, Freund.

Koch.

Ich ſage euch nochmals, daß dieß weder eine Sauce noch eine Kraftbrühe iſt. Was es iſt, weiß ich nicht.

Matthieu.

Etwas mußt Du doch wiſſen, da Du ſagſt, es gehe Clery an.

Koch.

Nein beim Blitz! Er hat mir eine Note zugeſchickt, ich habe ſie abgegeben und man gab mir dieſes Fläſchchen.

Matthieu.

Eine Note, Bürger-Kollegen, eine Note, hört Ihr's!... Wo iſt ſie aber dieſe Note? Sprich!

Koch.

Beim Apotheker, wohin ich ſie geſchickt habe.

Matthieu.

Beim Apotheker! — Seht doch!

Turiot.

Das muß unterſucht werden. Tiſon, rufe Capets Knecht her.

Matthieu (zu Turiot).

Das iſt ſicherlich Gift. Aber man darf ihn nicht fragen, was es ſey, denn ſolche Verbre-

der sind immer mit einer Antwort fertig. „Trinke!“ fährt man ihn an. Trinkt er nicht, so ist es Gift. Das ist klar. (Zum Koch.) Und Du, wenn Du ihm das geringste Zeichen gibst, so nationalisire ich Dich, Du verstehst mich....

Lubin.

(Außer Athem rufend.)

Bürger! Bürger-Kollegen!

Alle.

Was gibts? Was gibts?

Lubin.

(Einen Pack Zeichnungen zeigend.)

Seht... Seht hier.... Da ist der Braunschweig... die Verbündeten.... die Tyrannenkönige.... die Feinde des Reichs....

Koch.

Ah! das weiß ich besser, es sind Zeichnungen für Madame Elisabeth.

Lubin.

Halts Maul, Lügenbeutel! Es sind die Portraits der realisirten Könige. Seht: Sie haben Federbüsche, Helme, Degen... Und seht, was der für ein paar Augen im Kopfe hat.... da müßte ich mich nicht auf Tyrannengesichter verstehen.... und ich habe doch schon so lange den Ludwig-Nero und seine Wölfin vor mir. (Auf einen Schnurrbart deutend.) Das ist sicherlich Franz der Oesterreicher, ich wette darauf wie-

ten. (Auf eine mater dolorosa deutend.) Und diese da? He! Wollt ihr auch läugnen, daß es die Prinzessin Lamballe ist. Seht Ihr die langen Haare .... Und sieht sie nicht aus, als wollte sie das Volk lästern ... so schmerzlich fromm schlägt sie die Augen gen Himmel ...

Turlot.

Ja, Ja, es ist eine Verschwörung im Werke ... das ist so klar wie der Tag ... Eine Verschwörung gegen das Volk ....

Clery (zitternd).

Was steht zu Ihren Diensten, Bürger-Kommissär?

Matthieu.

Nimm dieses Fläschchen und trinke!

Clery.

Aber ....

Matthieu.

(Den Säbel ziehend.)

Kein Aber! Geberde, oder Du bist ein Kind des Todes! — Seht Ihr, daß er ein Verschwörer ist.

Die andere Gemeinder Äthe

(ihre Säbel ziehend).

Trinke! Gschwind. Trinke!

Clery (zitternd).

Wenn es denn seyn muß .... Soll ich Alles trinken?

Alle zumal.

Ja! — Nein! — Das Geheimniß der Verschwörung . . . .

Turlot.

Nenne die Schuldigen, und Du sollst Verzeihung erhalten.

Matthieu.

Ja, nenne diejenigen, welche Dir die Bereitung dieses Gifts anbefohlen haben; und stirbst Du nicht an dessen Folgen, so soll Dir das Leben geschenkt seyn.

Clery.

Gift? Was für Gift?

Matthieu.

Er redet bereits irre. Sammle Dich und sage die Wahrheit. Ich will Dir einen Arzt rufen lassen. Gestehe, daß es Capet ist. Ist er es nicht?

Clery.

Ja . . . auf seinen Befehl allerdings . . . .

Matthieu.

Es war hohe Zeit. Wo sind wir denn stehen geblieben?

Turlot.

Capet muß das übrige vollends austrinken.

Lubin.

Und mit seinem Weibchen theilen. Aber stille. Sein Knecht da hat vielleicht noch etwas zu gestehen. Sprich, was war in dem Fläschchen?

Clery.

Bürger-Kommissäre — Seifenessenz, die ich für des Königs Bart machen ließ.

(Die Gemeinderäthe gaffen sich verblüfft an.)

Lubin.

Aber diese Portraits . . . . Du wirst doch nicht läugnen wollen, daß es Aristokraten und coalisirte Tyrannen sind?

Clery.

Verzeihung, Bürger-Kommissäre! Es sind Zeichenmuster, welche Madame bestellt hat. Es ist ihr gleichviel, ob sie diese oder andere erhält.

Charbonnier.

Man wird sehen. Da kommt ja ohnedieß der Prokurator der Gemeinde. (Zu Clery.) Du kannst jetzt gehen.

Manuel (eintretend).

Gruß, Brüder und Freunde!

Die Kommissäre.

Gruß.

Turlot.

Nun, gute Nachrichten? Wann wird man um einen Kopf kürzer machen?

Manuel.

Vor der Hand wollen wir ihm nur ſeine Spielſachen nehmen.

Turlot.

Das heißt ſeinen Scherz mit dem Volke treiben, und ich erkläre Dir, daß wenn der Henker dieſe heilige Familie nicht guillotinirt, ich ſie guillotiniren werde, ich; denn jeder Tag bringt eine neue Verſchwörung, und heute hat man uns alle vergiften wollen, wie wir da ſind.

Manuel.

Wie denn?

Turlot.

Es war ſchauerlich .... Im Rapport wirſt Du es finden.

Manuel.

Nur ruhig, ich werde ihn nicht ſchonen. Laßt ſeinen Knecht kommen.

Clery (eintretend).

Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Manuel.

Ich erſcheine auf Befehl des Gemeinderaths im Tempel. Da ich Deinen Herrn nicht demüthigen will, ſo benachrichtige ich Dich hiemit von dem Beſchluß des Gemeinderaths, daß Ludwig die Orden, womit er ſich bis jetzt geſchmückt, nimmer tragen dürfe. So fordert es die neue Ordnung der Dinge — Republikaner können

ſolche äußere Zeichen der Knechtſchaft nicht zulaſſen. Haſt Du mich verſtanden?

Clery.

Allerdings, aber es wird mir nicht geziemen, bei dem König den Dollmetſcher des Gemeinderaths zu machen.

Turlot.

Er hat Recht, dieſer Knecht: ein Sklave kann nicht der Dollmetſcher freier Männer ſeyn.

Manuel.

So wollen wir ſelbſt hingehen.

Turlot.

Ja, in corpore, das hat mehr Majeſtät, und ſagt er was, ſo laßt nur mich machen.

Zimmer des Königs.

Cabinet des Königs. In der Mitte des Plafond hängt eine ungeheure Freiheitsmütze. Das ganze Ameublement beſteht aus einer Kommode, einem kleinen Schreibtiſche, vier Seſſeln, einem Lehnſtuhl, einem Tiſche, einem Spiegel, der auf dem Kamin ſteht, und einem alten gründamaſtenen Bette. — Der König ſitzt und lieſt. Neben ihm liegen mehrere Bücher, als z. B. Büffons Werke, Humes Geſchichte von England, ein Brevier, die Nachahmung Chriſti, ein Gebetbuch, Taſſo und verſchiedene Bände des franzöſiſchen Theaters.

Manuel.

(Im Eintreten zum König.)

Guten Morgen, mein Herr! Wie befinden Sie ſich? Haben Sie Alles, was Ihnen nöthig iſt?

Der König.

(Mit Ruhe.)

Ich begnüge mich mit dem, was ich habe.

Manuel.

Sie ſind ohne Zweifel von den Siegen unſerer Armeen, von der Einnahme von Speier, der von Nizza, und der Eroberung Savoyens unterrichtet?

Der König.

Ich habe dieſer Tage davon reden hören. Einer der Herrn da, der die Zeitung las, ſagte es.

Manuel.

Haben Sie denn die Zeitungen nicht, da ſie doch jetzt ſo intereſſant werden?

Der König.

Ich erhalte keine.

Manuel.

(Zu den Gemeinderäthen.)

Bürger, man muß dem Herrn alle Zeitungen mittheilen; es iſt gut, daß er von unſern Siegen unterrichtet ſey. (Zum König.) Die demokratiſchen Grundſätze haben guten Fortgang; Sie wiſſen, daß das Volk das Königthum abgeſchafft und die republikaniſche Regierungsform angenommen hat.

Der König.

So hörte ich, und wünſche, daß die Franzoſen in dieſer Regierungsform das Glück finden mögen, welches ihnen zu verſchaffen immer mein Wunſch war.

Manuel.

Gut, aber dieß iſt eine ſchöne Gelegenheit für Sie, Bürger zu werden.

Der König.

Ich habe immer die Franzoſen geliebt.

Manuel.

Sie wiſſen auch, daß die Nationalverſammlung alle Ritterorden aufgehoben hat. Sie dürfen demnach deren Dekorationen nicht länger

tragen. Sonſt aber wird man Ihnen alles zukommen laſſen, was Sie bedürfen.

Der König.

(Seine Lektüre wieder zur Hand nehmend.)

Ich danke Ihnen; ich bedarf nichts.

(Die Deputation geht ab.)

Neunte Scene.

9. November.

Nationalkonvent. — Konferenz. Die Sitzung ſoll eben eröffnet werden.

Barbaroux.

(Zu Roland, der eintritt.)

Nun, Bürger-Miniſter, wir haben große Neuigkeiten. Hat Servan ſie ſchon erhalten?

Roland.

Dumouriez Adjutant wird heute noch vor den Schranken erſcheinen. Mons iſt genommen, Brüſſel im Begriff, die Thore zu öffnen.

Barbaroux.

(Ihm die Hand drückend.)

Welch' ruhmvoller Tag für die Republik! Wir wollen hoffen, daß wir auch im Innern ſiegen werden.

Roland.

Es wird uns Mühe koſten: Jene haben die Kühnheit und das Verbrechen für ſich. Recht und Vernunft richten nichts aus gegen ſolche Menſchen.

Salles.

Wenn wir ſie nicht ſtürzen, iſt es um uns geſchehen.

Buzot.

Wir bedürfen durchaus einer Departementalmacht, und die 83 Departemente müßen hiezu ihr Kontingent liefern.

Barbaroux.

Vor allen Dingen müßen ſie entlarvt und für geſetzlos erklärt werden.!

Roland.

Meiner Meinung nach wäre es ſicherer, durch eine kräftige und weiſe Verfaſſung allen Staatsgewalten ihre Gränzen anzuweiſen.

Louvet.

Du haſt Recht, Roland, aber zuerſt müßen die Ruheſtörer geſtürzt ſeyn. Wir vermögen nichts, ſo lange die Menſchen ſtärker ſind, als die Dinge.

Roland.

Denkt darüber nach, und laßt Euch nicht leichtſinnig auf Staatsſtreiche ein.

Sallet.

Dann reſignirt Euch nur und bietet Euern Hals dar. Sie ſagen ja ſchon frei und offen, daß die Revolution noch nicht beendet ſey, daß der Tyrann ſterben müſſe, daß blos durch dieſes Mittel der volksthümliche Eifer unterhalten werden könne, daß es keiner Konſtitution, wohl aber eines neuen Blutbads bedürfe.

Vergniaux.

Sie reden nicht nur davon, ſondern haben auch die Vollſtreckung auf eine Friſt von wenigen Tagen angeſetzt.

Briſſot.

Dieſer ſchändliche Marat wagte ſogar zu ſagen, daß man um jeden Preis die Kammer reinigen und ſich Rolands und meiner entledigen müße. Und wißt ihr, wie er das Volk täuſcht? Er ließ das Gerücht ausſtreuen, daß wir Dumouriez zum König machen wollen, und daß dieſer deßhalb mit Braunſchweig unterhandelt habe.

Roland.

Dieß Alles weiß ich, und habe nur darüber gelacht. Das Treffen von Valmy und die Schlacht von Jemappes antworten hierauf.

Vergniaux.

Du haſt zu viel Vertrauen, Roland. Sie werden einen, vielleicht zwei Tage, ſchweigen,

aber ſie ſind gleich wüthenden Hunden, die von ihrem Raube nicht ablaſſen, bis er von ihrem Gifte geſchwängert iſt.

Roland.

Es bleibt alſo nur ein Mittel: den Gemeinderath auflöſen, ihm Rechnung abnehmen, einen neuen wählen zu laſſen, und eine bewaffnete Macht zu organiſiren, deren Befehlshaber durch die Sektionen ernannt wird.

Kerſaint.

Und bleiben ihnen dann nicht noch die Jakobiner und die Vorſtädte, die unaufhörlich um den Tempel herum brüllen und kaum den Augenblick erwarten können, auf ihre Beute loszuſtürzen. Ich ſehe kein anderes Hülfsmittel, als Marat und Robespierre auſſer dem Geſetze zu erklären. Sind die Häupter gefallen, ſo wird ſich das übrige geben.

Briſſot.

Das wäre in der That das einzige Mittel, den Jakobinern einen entſcheidenden Schlag beizubringen. Liegt der Diktator am Boden, ſo können diejenigen, die blos irregeführt ſind, leicht zur Mäßigung zurückgerufen werden.

Vergniaur.

Dieß iſt auch das einzige Mittel, die Nationalwürde zu erhalten und uns nicht mit dem

Blute eines Mannes zu beflecken, den wir verurtheilt und durch Absetzung bestraft haben.

Brissot.

(Vergniaur ein Zeichen gebend.)

Stille!

(Marat geht vorüber. Er trägt offenen Hals, grünen Ueberrock und Holzschuhe, die seinen Gang schwerfällig und seine ganze Gestalt noch spaßhafter machen. Ein großer Säbel hängt an seiner Seite; er trägt eine grobe rothe Mütze auf dem Kopf. Im Vorübergehen wirft er einen verachtenden Blick auf die Girondisten.)

Barbaroux.

Dieser Mensch thäte besser in seine unterirdischen Löcher zurückzukehren. Im übrigen wollen wir sehen. Ist der Präsident da?

Guadet.

Vermuthlich.

(Sie gehen in den Sitzungssaal.

Sitzungssaal.

Der Präsident und die Sekretäre sind am Schreibtisch; die Deputirten auf ihren Plätzen. — La Rue, Obristlieutenant und Adjutant Dumouriezs, erscheint vor den Schranken und übergibt die Depeschen seines Generals. — Lebhafter Beifall.

La Rue.

Ich bin Soldat, und nicht Redner. Ein Soldat der republikanischen Armee soll den Mund

blos öffnen, um Patronen zu zerreiſſen. Ich ſtelle der Kammer den wackern Baptiſte, Dumouriez Kammerdiener, vor, der fünf Escadrons und drei Bataillons geſammelt, ſich zuerſt mit dem Säbel in der Fauſt auf den Feind geſtürzt und eine Schanze genommen hat. Als der General ihn fragte, was er zur Belohnung verlange, erwiederte er: „Die Ehre, die Nationaluniform zu tragen.“

(Baptiſte tritt in die Schranken ein. Der Saal wiederhallt von wiederholtem Beifallrufe.)

Herault, Präſident.

Braver Bürger! In Erwartung der Belohnung, die Euch gebührt, tretet in den Tempel der Geſetze. Frankreichs Geſetzgeber werden ſich glücklich ſchätzen, daß einer der Tapfern von Jemappes an ihrer Seite ſitzt

(Allgemeiner Ruf: Es lebe die Republik!)

Philippeau.

Ich trage darauf an, daß dieſer wackere Mann von dem Präſidenten den Bruderkuß empfange.

(Baptiſte wird zum Stuhle des Präſidenten geführt, der ihn unter allgemeinem Zuruf umarmt.)

Barrere.

Ich verlange, daß der Bürger Baptiſte auf Koſten der Republik bewaffnet und ausgerüſtet werde.

Die ganze Verſammlung (zumal).

Angenommen! — Es lebe die Republik!

Präſident.

Bürger! Wir wollen den Faden unſerer Verhandlungen wieder aufnehmen. Die Tagesordnung führt zur Diskuſſion über die, von dem Bürger Buzot in Vorſchlag gebrachte Conventsgarde.

Merlin.

(Auf den Rednerſtuhl ſtürzend.)

Laſource hat mir geſtern geſagt, daß in der Kammer eine Diktatorialpartei verhanden ſey; ich fordere ihn auf ſie anzugeben, und ich erkläre hier, daß ich dem Erſten, der ſich die Gewalt eines Diktators anmaßen wollte, den Dolch ins Herz ſtoßen werde.

Laſource (feurig).

Was ich im Privatzirkel ſagte, bin ich bereit hier auf dieſem Rednerſtuhle zu wiederholen. Geſtern Abends hörte ich in einem öffentlichen Klubb die zwei Drittheile des Nationalkonvents denunciren, als hätten ſie im Sinne, die wahren Freunde des Volks zu vernichten und die Freiheit zu ſtürzen. Man ſchreie gegen den Geſetzesentwurf, welcher gegen die Anſtifter von Mord und Raub vorgeſchlagen iſt. Ich ſagte und ſage noch, daß dieſes Geſetz nur diejenigen erſchrecken kann, welche auf Verbrechen ſinnen.

Man ſchreie gegen den Antrag, die Bewachung des Konvents einer aus Bürgern aller Departemente beſtehenden Garde anzuvertrauen. Ich ſagte und ſage noch; Paris ſoll nicht, unter Leitung einiger Ränkemacher, für Frankreich werden, was Rom für das römiſche Reich war. Ich werde niemals mich unter dieſes Joch beugen und zugeben, daß dieſe Hauptſtadt die Republik tyranniſire. Ich erhebe mich hier zuerſt, denn niemals werde ich vor irgend einer Art von Tyrannei ſchweigen. Ich wiederhole im Angeſicht Frankreichs, was ich dem Bürger Merlin ſagte: Ja, ich glaube, daß eine Partei beſteht, welche den Konvent verdächtigen, beherrſchen und ſtürzen will, um unter einem andern Namen zu herrſchen.

(Es läßt ſich Beifall hören.)

Louvet.

Ja, es beſteht eine Partei in dieſer Verſammlung — die des Robespierre. Dieſen nenne ich Euch hier.

Barbaroux.

Und ich nenne Marat.

Danton.

(Auf den Rednerſtuhl ſtürzend.)

Schöner Tag, der unter uns eine brüderliche Erörterung herbeiführt! Man ſpricht von Diktatur und Triumvirat. Ich bin bereit, Euch

mein öffentliches Leben zu ſchildern. Seit drei Jahren habe ich Alles für die Freiheit gethan, was ich vermochte. Während der Dauer meines Miniſteriums habe ich der ganzen Kraft meines Charakters aufgeboten. Wer mir in dieſer Beziehung einen Vorwurf machen kann, der erhebe ſich. Es ſitzt in dieſer Kammer allerdings ein Mann, der ſo überſpannt für die Demokratie iſt, als Necker für die Ariſtokratie war — dieſer Mann iſt Marat. Nur allzulange hat man mich für den geheimen Verfaſſer der Schriften dieſes Mannes gehalten. Ich bin es nicht — der Präſident dieſer Verſammlung ſelbſt ſoll es bezeugen. Was ſeine Ueberſpannung betrifft, ſo ſchreibe ich ſie den Verfolgungen zu, die er erfahren hat. Die unterirdiſchen Gewölbe, in denen er ſich verbergen mußte, haben ſein Gemüth erbittert. Allerdings bedarf es eines ſtrengen Geſetzes gegen diejenigen, welche die öffentliche Freiheit vernichten wollen. Nun, laßt uns dieſes Geſetz machen, laßt uns gegen Jeden, der in Frankreich die Einheit der Regierung und Repräſentation aufheben will, die Todesſtrafe ausſprechen!

(Lebhafter Beifall auf der Spitze des Bergs. — Einige Mitglieder rufen: Keine Federation!)

Buzot.

Und wer hat dem Bürger Danton geſagt,

daß irgend Jemand darauf ſinne, die Einheit der Republik zu zerſtören?

Danton.

Die Angeber ſollten zum mindeſten ihre Schriften unterzeichnen.

Barbaroux.

(Auf den Rednerſtuhl ſtürzend.)

Barbaroux von Marſeille tritt hier auf, um die gemachte Angabe zu unterzeichnen. Zu Robespierre gerufen, als die patriotiſche Verſchwörung zum Umſturze des Throns vorbereitet ward, bezeichnete Panis — ich hörte es ſelbſt — Robespierre mit Namen als den tugendhaften Mann, der Frankreichs Diktator ſeyn ſollte. Wir aber erwiederten ihm, daß die Marſeiller ſich niemals weder vor einem König noch vor einem Diktator beugen würden. (Beifall.) Das iſt, was ich hiemit unterzeichne, und ich rufe Robespierre auf, mir zu widerſprechen. — Man behauptet, der Plan zur Diktatur ſey ein Hirngeſpinnſt. Ein Hirngeſpinnſt! Und hier in dieſer Hauptſtadt erblicke ich eine desorganiſirende Gemeinde, die in alle Theile der Republik Kommiſſäre ſendet, die Arreſtbefehle gegen Deputirte des geſetzgebenden Körpers und gegen einen Miniſter erläßt, der ein Mann des Staats iſt und nicht der Stadt Paris, ſondern der ganzen Republik angehört! (Beifall.) Ein Hirn-

geſpinnſt! Und dieſer nämliche Gemeinderath von Paris erläßt Schreiben an alle Gemeinden der Republik, ſich mit ihr zu coaliſiren, alles zu billigen, was ſie thut, in ihr die Vereinigung aller Staatsgewalten anzuerkennen! Ihr wollt keine Diktatur! Warum widerſetzt Ihr euch denn dem Dekret des Konvents, welches befiehlt, daß die Bürger aller Departemente ſich zur Sicherſtellung der Kammer und der Hauptſtadt vereinigen ſollen? Bürger, alle dieſe Umtriebe werden nichts fruchten; die Patrioten werden Euch mit ihren Körpern decken. Achthundert Marſeiller ſind auf dem Marſch, um Euch und dieſe Stadt zu ſchützen. Sie ſind aus den freiſinnigſten und unabhängigſten Bürgern ausgewählt. Jeder hat von ſeinen Eltern zwei Piſtolen, einen Säbel, eine Flinte und 500 Livres in Aſſignaten erhalten. Zweihundert Reiter, auf eigene Koſten ausgerüſtet, begleiten ſie. Sie werden kommen, und die Pariſer werden ſie, laßt uns nicht daran zweifeln, als Brüder aufnehmen!

(Beifall und Ruf: den Druck! den Druck!)

Tallien.

Bürger, Ihr werdet wohl nicht den Druck einer Verläumdung beſchließen wollen. Die Rede, welche Ihr eben gehört, enthält eine unrichtige Thatſache. (Man murrt.) Es heißt darin, der Gemeinderath von Paris habe die andern Gemeinden aufgefordert, ſich mit ihm zu

föderiren .... (Stimmen! Ja! Ja! — Andere: Er wird antworten!) Ich behaupte, daß dieſer Gemeinderath niemals einen öffentlichen Akt dieſer Art erlaſſen hat .....

(Das Murren erſtickt ſeine Stimme.)

Ein Deputirter.

Alle Einwohner der nördlichen Departemente wiſſen, daß die Emiſſäre des Gemeinderaths von Paris im höchſten Grade aufwiegleriſche Reden gehalten haben — und nun wollen ſie doch das Streben nach einer Diktatur in Abrede ziehen! Folgende Worte ſprachen ſie im Volksklubb zu Douai: „Errichtet Blutgerüſte, pflanzt Galgen auf eure Wälle, und wer nicht mit uns iſt, werde in der Minute geopfert.“ Der Gemeinderath von Paris hat alle Gewalten an ſich geriſſen; billigt alle ſeine Schritte, und er wird das Vaterland allen .... Aeußerſten nicht zu Meaux zwei Deputirte, in ihrer Amtstracht, daß es keine Geſetze mehr gebe, und verführten dadurch das Wahlkollegium zu geſetzloſen Handlungen? Haben ſie nicht in dieſer nämlichen Verſammlung vierzehn Köpfe verlangt?

Briſſot.

Und aus welchen Gründen haben dieſe nämlichen Menſchen einen Haftbefehl gegen einen Deputirten erlaſſen? Geſchah es nicht in der

Absicht, ihn mit den Gefangenen in der Abtei zu opfern?

Panis.

Man berücksichtigt nicht genug die furchtbaren Umstände, worin wir uns befanden. Wir haben Euch gerettet, und dafür überschüttet Ihr uns mit Lästerungen. Dieß ist freilich gemeinhin immer das Loos derer, die sich für die Freiheit opfern. Unser heftiger, fester, kräftiger Charakter hat uns, und besonders mir, viele Feinde gemacht. Man denke sich in unsere Lage. Wir waren von Bürgern umgeben, welche die Verrätherei des Hofs wüthend gemacht hatte. Man rief uns zu: Seht hier einen Aristokraten, der die Flucht ergreift, verhaftet ihn, oder ihr seyd selbst Verräther. Man setzte uns die Pistole auf die Brust, und wir mußten Befehle unterzeichnen, weniger zu unserer eigenen Sicherheit, als für diejenige der denuncirten Personen. — Man beschuldigt auch den Wohlfarthsausschuß, Kommissäre in die Departemente geschickt zu haben, um Sachen wegzunehmen oder Individuen zu verhaften. Die Thatsachen sind folgende: Wir waren damals in voller Revolution; die Verräther entflohen, man mußte sie verfolgen; das baare Geld wurde ausgeführt, man müße uns verhalten. Ja, wir haben allerdings, ungesetzlich zwar, wenn Ihr so wollt,

aber zum Wohl des Vaterlandes, die Ausführung sehr beträchtlicher Summen verhindert. Dieß ist Alles, was ich zu erwiedern habe.

Marat.

Ich bitte um das Wort.

Viele Deputirte.

Herab mit ihm! Herab vom Rednerstuhl! Er soll nicht sprechen!

Marat.

(Auf dem Rednerstuhl mit erhobener Stimme.)

Ich habe in diesem Hause eine große Anzahl persönlicher Feinde .... (Die ganze Versammlung erhebt sich mit Unwillen und ruft: Alle! Alle!) Ich habe in diesem Hause eine große Anzahl persönlicher Feinde — sie sollten sich schämen, daß sie einen Mann, der sich ganz und allein dem Vaterlande geweiht hat, mit Geschrei, Zischen und Drohungen verfolgen. Man hat mich beschuldigt, nach dem Tribunat zu streben. Diese Idee ging von mir selber aus, ich bekenne es... Als die konstituirten Gewalten zu nichts anderem mehr dienten, als die Freiheit in Ketten zu legen und die Patrioten im Namen des Gesetzes zu würgen — war es da ein Verbrechen, das Rachefchwerdt des Volks auf die Häupter der Verräther herab zu beschwören? Nein! das Volk selbst hat gefühlt, daß dieß das einzige Mittel zu seiner Rettung sey; es hat sich selbst

zum Diktator erhoben und ſich von ſeinen Feinden befreit.

Ich ſelbſt habe über die ungeſtümen und ungerechten Bewegungen des Volks Seufzer ausgeſtoßen. Als ſie ſich in die Länge zogen, verlangte ich, daß es einen guten, weiſen, gerechten und feſten Bürger ernenne. Hätte das Volk die Weisheit dieſer Maßregel zu fühlen vermocht und ſie in ihrer ganzen Ausdehnung angenommen, ſo würde es am nämlichen Tage noch, an dem die Baſtille erſtürmt wurde, fünfhundert Köpfe abgeſchlagen haben. Wäre dieß geſchehen, ſo würde heute Alles ruhig ſeyn. Dieß war meine Meinung, ich habe ſie in meinen Schriften geäußert, ich habe mich mit meinem Namen dazu bekannt, und ich erröthe nicht darüber. Steht Ihr ſo tief noch, um mich nicht zu faſſen, nun, ſo dauert Ihr mich. Noch ſind die Unruhen nicht zu Ende. Schon ſind 100,000 Patrioten geſchlachtet, weil man nicht zur Zeit auf meine Stimme gehört hat; 100,000 andere werden noch fallen. Ich habe blos Meinungen in das Publikum geworfen; ſind ſie gefährlich, ſo widerlegt ſie; behaltet Ihr Recht, ſo werde ich der Erſte ſeyn; der zu Eurer Meinung übertritt. Man beſchuldigt mich zuletzt noch ehrgeiziger Abſichten — darüber muß ich lachen.

Seht mich an, wie ich hier stehe, und urtheilt dann!

Boileau.

Bürger! Marat wünscht selbst, wie er sagt, Ruhe und Ordnung. Hört nun, was er heute in seinem Blatte mit blutiger Schrift schreibt: „Was mich sehr betrübt, ist, daß meine Anstrengungen zum Besten des Volkes ohne einen neuen Aufstand keinen Erfolg haben werden. Wenn ich auf die Haltung der meisten dieser Deputirten blicke, so verzweifle ich an dem Heile des Landes, wenn nicht in den ersten acht Sitzungen alle Grundlagen der Konstitution gelegt werden. Fünfzig Jahre der Anarchie warten Eurer, und Ihr werdet ihnen blos durch einen Diktator entgehen, der ein wahrer Patriot und Staatsmann ist."

(Allgemeine Bewegung des Unwillens. Dreifacher Ruf: In die Abtei mit ihm!)

Marat (kaltblütig).

Ich bitte um das Wort.

Boileau.

Und ich verlange, daß dieses Ungeheuer in Anklagestand versetzt werde.

Lariviere.

Ich trage darauf an, daß dieser Mensch da

angehalten werde, einfach ſeine Aeußerungen anzuerkennen oder nicht.

Marat.

Ich bedarf hiezu keiner Aufforderung, ich bekenne mich als den Verfaſſer der angeführten Worte. Es wäre zum erſtenmal, daß eine Lüge über meine Lippen ginge. Aber dieſe Zeilen ſind ſchon vor zehn Tagen geſchrieben, zu einer Zeit, als mein Herz von Unwillen erfüllt war, die Faktion der Gironde, die mich heute verfolgt, im Konvent triumphiren zu ſehen. Durch ein Verſehen des Buchdruckers ſind ſie erſt in das heutige Blatt aufgenommen worden. Man fordert mich zu einem Widerrufe der geäußerten Grundſätze auf. Fordert Ihr, daß ich nicht erblicke, was meine Augen ſehen, und nicht fühle, was ich fühle! Keine Macht im Himmel und auf der Erde wird mich zu einem Widerrufe vermögen, denn ich fürchte nichts unter dieſer Sonne! (Er zieht eine Piſtole aus der Taſche und ſetzt es ſich an die Stirne.) Erlaßt das Anklagedekret gegen mich, und hier auf dieſem Rednerſtuhl zerſchmettere ich mir das Gehirn! Das alſo ſind die Früchte, die mir mein Leiden, meine Gefahren, meine Arbeiten, meine Nachtwachen für das Vaterland, die mir mein Elend und dreijähriges Gefängniß tragen! Hier bleibe

ich ſtehen, und will ſehen, was Eure Wuth gegen mich vermag!

Viele Stimmen.

Herab, herab mit ihm! Herab mit Marat!

Ein Deputirter.

Marat hat in meiner Gegenwart geſagt, daß noch 270,000 Köpfe fallen müſſen, ehe die öffentliche Ruhe geſichert ſey.

(Allgemeine Bewegung des Unwillens.)

Marat.

(Mit größter Ruhe.)

Ja, das iſt auch immer noch meine Meinung. (Der Unwille der Kammer ſteigt aufs höchſte.) Was ſprecht Ihr denn von Freiheit der Meinungen, und wollt mir die meinige nicht laſſen! Ihr redet von Faktionen! Ja, es beſteht eine — ſie iſt nur gegen mich gerichtet. (Man lacht.) Man wirft mir vor, daß ich 100,000 bis 200,000 Köpfe verlangt habe. Das that ich: Ich ſagte: „Glaubt ja nicht an die Wiederkehr der Ruhe, „ſo lange die Republik von Unterdrückern des „Volkes wimmelt. Vergebens jagt Ihr ſie von „einer Provinz in die andere. Ruhe werdet Ihr „nur dann haben, wann ihre Häupter gefallen

..ſind.“ So ſagte ich, und das iſt meines Herzens Meinung.

(Er verläßt den Rednerſtuhl unter dem Murren und Zischen der Kammer. Auf den Tribünen laſſen ſich einige Zeichen des Beifalls hören.)

Robespierre.

(Auf dem Rednerſtuhl.)

Bürger . . .

Viele Stimmen.

Zur Tagesordnung! Niemand hat dieſen genannt!

Tallien.

Ein angeſchuldigtes Mitglied muß doch das Recht haben zu antworten.

Robespierre.

Bürger! Wie ſoll ich auf eine Beſchuldigung antworten, die ſo unbeſtimmt als chimäriſch iſt? Ich bin es, der in der konſtituirenden Verſammlung drei Jahre lang alle Faktionen bekämpft hat; ich habe alle mir dargebotenen Geſchenke des Hofs verſchmäht und die Liebkoſungen der Partei zurückgewieſen, welche unter der Maske des Patrietismus . . . .

Mehrere Stimmen.

Davon iſt nicht die Rede!

Robespierre.

Mein Name wurde immer unter denen genannt, welche mit Muth die Rechte des Volks

vertheidigten; ich habe die Ränkemacher entlarvt, ich ....

Lecointe Puyraveau.

Robespierre, erzähle uns nicht, was Du in der konstituirenden Versammlung gethan, sondern sage uns einfach, ob Du nach der Diktatur gestrebt hast oder nicht?

(Beifall.)

Robespierre.

Ich soll einfach auf die Frage antworten: „Hast du auf die Diktatur oder das Triumvirat angetragen?“ Würde ich dieß einfach verneinen, so hätte ich nichts gethan. Ich bin nicht angeklagt; diese Anklage wäre ein Verbrechen. Man will mich anklagen, nicht um mich, sondern um die Republik zu Grunde zu richten. Ist hier Jemand, der es wagt, diesen Rednerstuhl zu besteigen, um mit mir eine ruhige und ernste Diskussion zu eröffnen? ...

Louvet (entschlossen).

Ich?

(Er besteigt den Rednerstuhl. Robespierre kehrt erbleichend an seinen Platz zurück.)

Louvet.

Bürger-Repräsentanten! Als Ihr in diesem Hause zusammentratet, war das Ansehen der Nation, durch den gesetzgebenden Körper repräsentirt, mißachtet, herabgewürdigt, mit Füßen

getreten. Heute nun wendet man die nämlichen Mittel an, auch diese Kammer zu erniedrigen. Oeffentlich predigt man den Aufstand gegen den Nationalkonvent. Es ist einmal Zeit zu erfahren, ob sieben oder acht Mitglieder dieses Hauses oder die 730 andern, welche diesen gegenüber stehen, eine Faktion sind! Der Kampf ist schaamlos, und Ihr müßt entweder als Sieger oder mit Schande bedeckt aus ihm hervorgehen. Frankreich will wissen, warum Ihr in Eurer Mitte einen Menschen duldet, den die öffentliche Stimme mit Abscheu nennt. Erkennt entweder durch feierlichen Beschluß seine Unschuld an, oder reinigt dieses Haus von seiner Gegenwart. Handelt endlich gegen diesen umwälzenden Gemeinderath, der eine usurpirte Gewalt vereinigen will; greift das Uebel in seiner Wurzel, nicht im Uebel, sondern in den Menschen, die es erzeugen!

Viele Stimmen.

Nenne sie! Nenne sie!

Danton.

Bringe den Finger an den wunden Fleck!

Louvet.

Ja, Danton, das will ich; aber Du solltest nicht schreien, ehe er Dich berührt hat. (Man lacht.) Vom letzten Januar an erhob sich unter

den Jakobinern eine Partei, ſchwach an Mitteln und Zahl, aber ſtark durch Kühnheit und jede Gattung der Sittenloſigkeit, eine Partei, die frech ihr verdächtiges Angeſicht mit dem Glanz unſeres Namens bedeckte, die unſere Inſtitutionen verkehrte, um ſie allein zu ihrem Beſten und gegen uns zu wenden.

(Heftiges Murren auf dem Gipfel des Berges.)

Mehrere Stimmen.

Still da, Jakobiner!

Louvet.

Ich komme auf den Zeitpunkt, wo die Tyrannen fielen. Damals, am Ende des glorreichen Auguſt, ſah man den Mann, der an der Spitze der Jakobiner ſteht, gegen dieſen und jenen Philoſophen, gegen dieſen und jenen Schriftſteller, gegen dieſen und jenen patriotiſchen Redner deklamiren; damals fingen ſubalterne Ränkemacher an auszuſchreien, daß Robespierre der einzige tugendhafte Mann in Frankreich ſey, daß man das Heil des Vaterlandes nur dem Manne in die Hände legen könne, der an einige hundert Bürger, erſt das Volk von Paris, hernach blos das Volk, zuletzt einfach der Souverain genannt, die niedrigſten Schmeicheleien verſchwendete; dem Manne, den man nur von ſeinen Verdienſten, ſeinen Vollkommenheiten

und Tugenden ſprechen hörte, dem Manne, der ſtets die Souverainetät des Volks im Munde führte, und immer damit endigte „er ſelbſt ſey das Volk!“ Plumper und ſtrafbarer Kunſtgriff, deſſen ſich alle Uſurpatoren von Cäſar bis Cromwell, von Sylla bis Machiavel bedient haben! — Der 10. Auguſt geht ſiegreich vorüber — Robespierre eignet ſich den ganzen Ruhm davon zu. War dieſer Tag nicht das Werk von uns allen? Aber der Tag des zweiten September — der gehört Euch ganz allein, verſchworenen Barbaren! Sie rühmen ſich ſeiner ſelbſt mit empörender Rohheit. Möge er ihnen bleiben in der Nachwelt, dieſer Ruhm, uns zur dauernden Rechtfertigung, ihnen zur bleibenden Schande!

Warum, wird man fragen, hat die geſetzgebende Verſammlung die Gräuel dieſes Tages nicht gehindert? Die geſetzgebende Verſammlung! Ihr Anſehen war mißachtet, herabgewürdigt; ein ſchaamloſer Demagog erſchien vor ihren Schranken und wagte ihr mit der Sturmglocke zu drohen!

(Billaud-Varennes und einige andere unterbrechen den Redner.)

Cambon.

(Den Arm erhebend.)

Elende! das iſt das Todesurtheil der Diktatoren!

Lacroix.

Ja, Robespierre ſagte damals, daß man die Kammer durch die Sturmglocke zwingen werde, die von dem Gemeinderath verfügte Aufhebung der Departements-Direktoriums anzunehmen.

(Die ganze Verſammlung erhebt ſich in Entrüſtung. Robespierre ſtürzt auf den Rednerſtuhl. Sein Bruder folgt ihm.)

Louvet.

Noch habe ich nicht vollendet. Zur nämlichen Zeit wurden in öffentlichen Anſchlagzettein alle Miniſter angeklagt, nur einen einzigen ausgenommen — möchteſt Du, Danton, Dich vor der Nachwelt über dieſe Ausnahme rechtfertigen können!

Robespierre! ich klage Dich an, in den ſchrecklichen Tagen des September, wo jede Verläumdung eine Proſcription war, die edelſten Patrioten verläumdet zu haben; ich klage Dich an, daß Du, ſo viel an Dir war, die Repräſentanten der Nation mißachtet, herabgewürdigt und verfolgt haſt! ich klage Dich an, daß Du nach der höchſten Gewalt geſtrebt haſt!

(Louvet verläßt unter rauſchendem Beifall den Rednerſtuhl, den Robespierre bleich und zitternd beſteigt.)

Robespierre.

Ich könnte mich rechtfertigen ... in dieſem Augenblicke... Gleichwohl bitte ich um Friſt... damit ich die gegen mich vorgebrachte Anklage gänzlich zu entkräften vermöge.

(Murren in der Verſammlung. Robespierres Vertheidigung wird auf eine folgende Sitzung vertagt.)

Zehnte Scene.

In den erſten Tagen des Decembers.

Sitzungsſaal des Gemeinderaths. Die Gemeinderäthe und Volk ſind bunt untereinander gemiſcht.

Marat.

(Panis rufend, der auf dem Parkett iſt.)

He! Panis! Panis!

Panis.

Nun!

Marat.

Auf ein Wort!

Panis.

Was gibts?

Marat.

Haſt Du auch ſchon von dem Lärm auf der Hülfkaſſe gehört?

Panis.

Bah! falſcher Lärm! Aber laß mich machen; ich will ſie ſchon auf dem Rednerſtuhle zuſam-

menhauen. — Man beſchuldigt mich, geſtohlen zu haben. Und was denn? Die Thürme von der Liebfrauenkirche? Dummes Zeug!

Marat.

Es gibt nur ein Mittel: Roland zu entlarven. Es iſt ſicher, daß er aus dem eiſernen Schranke alles weggenommen hat, was ihn und die Seinigen kompromittiren konnte.

Panis.

Was dachte auch dieſer Eſel von Schloſſer, daß er ſich an Roland wendete! Ich begreife es nicht.

Marat.

Um ſo weniger, da er zum Klubb gehört. Aber was iſt jetzt zu machen? Man muß auf neue Wege ſinnen.

Manuel.

Dieſe Sitzung hat uns großen Schaden gethan; der Sieg war ganz auf Seite der Girondiſten.

Chaumette.

Ruhig, Robespierre hat ſie in ſeiner Antwort zermalmt. Von dieſem Schlage werden ſie ſich nicht erhoben.

Manuel.

Sey es; aber die Septembermorde ſind gleichwohl entſchleiert.

Garnier.

Was mich betrifft, ſo ſehe ich blos Robespierres Talent und betrachte den Tag, an welchem er ſeine bewundernswerthe Rede hielt, als einen der ſchönſten Tage der Freiheit. Und dieſer Barbaroux, der ſeinen Sitz verließ, um an die Schranken hinabzuſteigen — träumte er etwa ſich mit dem Unbeſtechlichen meſſen zu können! Der Elende, er wagte ihm nicht in die Augen zu ſehen. Wie ſollte das kriechende Ungeziefer den Blick des Adlers ertragen! Bedenke, daß Robespierre der einzige iſt, der rein aus der konſtituirenden Verſammlung hervorgieng, und ſchließe daraus auf die Wirkung ſeiner Worte.

Hebert.

Ich habe dieſen Morgen erfahren, daß geſtern unter den Marſeillern Umtriebe geſchahen, und daß ſelbſt Föderirte gerufen haben: Es lebe Roland, der tugendhafte Roland!

Marat.

Jeder Tag entlarvt mehr den Verräther. (Ein Papier aus der Taſche ziehend.) Lest einmal dieſes Umlaufſchreiben, das kürzlich aus ſeinem Miniſterium, oder vielmehr aus der geiſtreichen Akademie hervorgegangen iſt, an deren Spitze die Bürgerin Roland und ihr Adonis Barbaroux ſtehen.

Billaud.

(Nachdem er es geleſen.)

Ich werde ſie denunciren. Es iſt klar, daß ſie die Volksklubbs aufheben wollen. Nächſtens werden ſie vorſchlagen, den Jakobinerklubb zu ſchließen.

Garnier.

Mit meinem Körper will ich ihn decken.

Mehrere (zumal).

Ich auch!

Fabre-d'Eglantine.

Es gibt nur ein Mittel: die Gewalten zu conzentriren.

Marat.

Laßt uns Adreſſen in alle Gemeinden Frankreichs ſenden. Ludwigs Tod allein kann das Vaterland retten. Wollen wir unſerer Revolution einen großen Charakter aufdrücken und einheimiſchen und fremden Ehrgeizigen jede Hoffnung eines Rückwegs abſchneiden, ſo muß das Schwerdt der Gerechtigkeit Ludwigs des Lezten ſchuldiges Haupt treffen.

Tourdenil.

Stille! der Präſident hat den Lehnſtuhl eingenommen.

(Das Volk iſt in großer Gährung, und man hört nichts vor dem anhaltenden Tumult.)

Boucher-René, Präſident.

(Wiederholt auf den Tiſch ſchlagend.)

Im Namen des Vaterlandes, Stille! — Stille doch! Oder entfernt Euch!

Stimmen aus der Menge.

Halts Maul, Du! — Langweiliger Kerl! — Ludwig der Verräther muß gerichtet werden!

Präſident.

Noch einmal, Bürger, achtet das Heiligthum der Gerechtigkeit!

Mehrere Stimmen.

Nicht ſo viel Worte! — Die Reihe iſt jetzt nicht an Dir!

Präſident.

Wir werden Bürger Leclerc verhören, der ſich über ſein Benehmen im Tempel verantworten ſoll.

Volk.

Ah! Ah! Das iſt ein Verräther, ein Coblenzer! — Er hat mit dem ci-devant reden wollen! — Hört! Hört!

Präſident.

(Zu dem Arzt Leclerc.)

Bürger Leclerc, warum haſt Du mit Ludwig Capet ſtehend und mit unbedecktem Haupte geſprochen, da Dir doch die Gemeindebeamten, welche ſitzend und bedeckt waren, das Beiſpiel

der republikaniſchen Würde gaben, die da will, daß alle Menſchen gleich ſeyen?

Leclerc.

Bürger, ich hatte nicht die Abſicht, den Geſetzen der Republik ungehorſam zu ſeyn, aber das Unglück rührt mich und ich achte es.

Volk.

In die Abtei mit dem Ariſtokraten!

Präſident.

Stille! Bürger Leclerc, antworte: Hätteſt Du die Abſicht, den Geſetzen zu trotzen, und erweckt das Verbrechen nicht mehr Deinen Unwillen?

Leclerc.

Ich trotze weder den Geſetzen noch der Obrigkeit. Der Gemeinderath darf meines Gehorſams verſichert ſeyn.

Präſident.

Gut. Jetzt erſtatte Deinen Bericht.

Leclerc.

Das Weib des Ludwig Capet zog mich über die Krankheit ihrer Tochter zu Rathe, die eine Flechte am Backen hat. Da nun die Tochter unglücklich und an dem Verbrechen des Vaters ſchuldlos iſt; da ſie im übrigen ein ſehr ſchönes Geſicht hat und es Schade wäre, wenn dieſe Flechte ihr bliebe . . . .

Präsident.

Bürger Leclerc, die Haut der Schlange ist auch schön. Der Gemeinderath erinnert dich, ohne Abschweifung fortzufahren.

Leclerc.

Ich habe ihr das Nöthige verordnet, und einer meiner Kollegen hat das Rezept unterzeichnet.

Präsident.

Gut, Du kannst gehen. — Die Mitglieder des Gemeinderaths, die etwa eine Bemerkung machen wollen, haben das Wort.

Sermaize.

Ein Wort.

Volk.

Hört! Hört!

Sermaize.

Bürger! Es ist eine schwere Last um das Amt eines Gemeinderaths, und es fordert eine außerordentliche Umsicht. Bestätigt durch Capets Forderungen, hätte ich ganz kurz Ja oder Nein sagen können; da aber die Rede von einer menschlichen Servität ist, welche allstets die Kreatur interessirt, und da es sich auf der andern Seite um eine schneidende Waffe handelt, die zu den größten Verbrechen mißbraucht werden könnte, so habe ich die Sache

nicht auf mich nehmen wollen — kurz und gut, der vormalige König will sich selbst rasiren.

Ein Gemeinderath.

Da steckt etwas Politisches dahinter, er will sich die Gurgel abschneiden.

Ein zweiter Gemeinderath.

Oder gar seine Wächter ermorden.

Sermaize.

Daran habe ich auch gedacht, daß er gar feindselige Absichten haben könnte; inzwischen wäre es doch auch möglich, daß er sich mit dem Rasirmesser, das er verlangte, blos den Bart scheeren wollten.

Eine Stimme aus der Menge.

Dekretirt lieber, daß er sich den Bart mit Nußschaalen abbrennen soll, wenn Ihr ihm keine Rasirmesser geben wollt.

Präsident.

Das Spaßmachen ist in diesem Saale verboten.

Duplan.

Ich verlange, daß das Gesetz der individuellen Freiheit selbst für Verbrecher vollzogen werde,

und daß Capet Herr ſeiner Perſon bleibe, bis anders verfügt worden iſt.

Deforgues.

Könnte man nicht zwei Raſirmeſſer für Capet dekretiren?

Sermaize.

Und wenn er ſich ihrer gegen die Republik bedient?

Deforgues.

Man dekretirt zugleich, daß er ſich blos unter Aufſicht von vier Kommiſſären zu raſiren und nach urkundlich abgenommenem Barte denſelben das Raſirmeſſer zurückzuſtellen habe, über welchen Akt ein pflichtmäßiges Protokoll zu führen wäre.

Sermaize.

Gut, aber das iſt noch nicht alles, und ich fürchte ſehr, daß Capets Begehren mit irgend einer umfaſſenden Verſchwörung zuſammenhänge, denn zu gleicher Zeit, als er von mir ein Raſirmeſſer verlangte, forderte ſeine Frau eine Scheere, um ſich angeblich die Nägel zu ſchneiden. Raſirmeſſer! Scheeren! das ſind ſchneidende Waffen, und .... Dann haben ſie auch einen Zahnarzt begehrt wegen eines Fluſſes....

Da haben wirs.... Das iſt der Emiſſär.... So hängt Alles fein zuſammen. Bürger, thut nun, was Ihr dem Wohl des Vaterlandes angemeſſen haltet.

Deforgues (ſpöttiſch).

Ich trage darauf an, daß der Bürger Sermaize ſeinen Bericht ergänze, indem er den Zuſtand angibt, worin ſich der beſagte Fluß befindet. Wir werden dadurch um ſo beſſer über die geheimen Plane urtheilen können.

Sermaize (grob).

Himmelſakerment! Sieh Du ſelber nach!

Präſident.

Die Sache iſt vor den Gemeinderath in pleno zu bringen.

Alle.

Ja! Ja!

Volk.

Platz! Platz! Eine Deputation der Sektion der Republik!

(Die Deputation erſcheint vor den Schranken. Die Gemeinderäthe und die Bittſteller geben ſich den Handſchlag. Einige trinken und ſtoßen mit den Gläſern an.)

Sprecher der Deputation.

(Ein Stück Brod in der Hand haltend.)

Bürger! Das Ungeheuer des Königthums will wieder aufleben. Es entzündet sich neu an der Fakel der Faktionen .... Es sinnt auf unsern Untergang und seine Wiederaufstehung. Sind wir denn nimmer die Männer des 10. August, um die Trümmer einer Krone und die Freiheitsmütze in die Wage zu legen. Bürger, die Sektion der Republik ist allbekannt, sie fürchtet weder Schwerdt noch Feuer — darum denuncirt sie auch den Minister Roland, weil er eigenmächtig und ohne Inventarium die Papiere, welche ihm der Schlosser Gamin entdeckt, aus einer Mauer des Schlosses gezogen hat. Wir denunciren ihn, weil er die wichtigsten Schriften auf die Seite gebracht, weil er Paris als im Aufstande befindlich erklärt hat, weil er das Volk aushungern und zum Mißvergnügen und Aufruhr aufreizen will, um Ludwig den Meuchelmörder zu befreien. — Ja, Väter dieser Stadt, nennt uns die Verräther, und statt dieses Stück Speck zu essen, will ich es in Branntwein tunken und den Feinden Robespierres und Marats, welche die einzigen Freunde des Volks sind, zu fressen geben.

(Lebhafter Beifall.)

Präſident.

Der Gemeinderath dankt Ihnen durch mich und ladet ſie zur Ehre der Sitzung ein.

Duplain.

Ich bitte um das Wort über die Guillotine.

Präſident.

Wenn die Reihe an Dich kommt, Bürger Duplain. Zuvor müſſen wir die Bürgerin Gardel hören, die dem Gemeinderath etwas vorzutragen hat.

Eine Stimme:

Das iſt gewiß wieder ein Paß, ich wette darauf.

Gardel, Operntänzerin.

Ja, Bürger, es iſt ein Paß, und Sie werden ihn mir nicht verweigern. Ich habe ein Engagement für ein Londner Theater, das ich nicht brechen kann.

Chaumette.

Abermals Pitt'ſche Umtriebe. Jedermann weiß, daß die Oper eine Menge Fremder anzieht, die keinen andern Zweck haben, als ein Schauſpiel zu ſehen, wo alle Sinne zumal genießen. Jedermann weiß, daß dieſes Schauſpiel alle Wol-

lüstlinge der Erde in unsere Hauptstadt zieht. Warum sollte nun nicht Pitt und die übrigen englischen Minister, die auf Spizbuben und Beutelschneider spekuliren, auch auf unsere Operntänzerinnen spekuliren? Ich trage darauf an, keinen Paß zu bewilligen.

Collot d'Herbois.

Unterstützt! Unterstützt! Das ist einer der Fäden der großen anglo-germanischen Verschwörung, durch die das Volk ausgehungert werden soll.

Volk.

Fort mit der Seiltänzerin! — Keinen Paß!

Chaumette.

Ich verweigere demnach den Paß, und erlaube mir zugleich noch einige Bemerkungen über das ganze System der Schauspiele und Volksfeste. Die nahe Wiederkehr des Zeitpunkts eines nächtlichen Festes, das man unterdrücken sollte, hat mich darauf geführt — ich rede von der Mitternachtsmesse. Wenn am hellen Tage Marionetten auf den Straßen tanzen oder Seiltänzer ihre Sprünge machen, so hat dieß nichts zu bedeuten und ist lustig anzuschauen für alte und junge Kinder; aber daß man zur Nachtzeit in geheimen Schlupfwinkeln zusammenkomme (denn das souveraine Volk würde nicht mehr

geſtatten, daß für derlei Scenen die Tempel geöffnet werden), um Lieder zu ſingen und zur Ehre eines Baſtards Wachs und Weihrauch zu verbrennen, dieß kann nicht geſtattet werden, wenn man nicht der Bosheit Thor und Thüre öffnen will. Es iſt endlich Zeit, die Boutiquen der Pfaffen zu ſchließen und die Meſſe einzuſtellen, an der ſich unſere einfältigen Voreltern erbaut haben.

Hebert.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um die nämliche Reform für das Dreikönigsfeſt vorzuſchlagen.

Chaumette.

Oder könnte man es künftig Ohnehoſenfeſt nennen.

Collot d'Herbois.

Ein glücklicher Gedanke! Doch wünſchte ich lieber, daß es Philoſophenfeſt benannt würde, da dieſes Wort mehr in den wahren Sinn des Feſtes eingeht, denn die drei Könige waren eher Magier, als Könige.

Jourdeuil.

Was mich betrifft, ſo bin ich für die Ohnehoſen, denn... ſupponirt... eine Suppoſition... daß man Euch frage: Was iſt ein Philoſoph?

— Iſt es nicht ein Mann, der Recht und Freiheit liebt? Nun, der Ohnehoſenmann liebt beide — mithin iſt er ein Philoſoph, und mithin iſt der Philoſoph ein Ohnehoſenmann. Beide ſind mithin eins.

Volk.

Ja, es leben die Ohnehoſen! — Keine Mitternachtsmeſſe mehr! Es lebe die Nation!

Matthieu, Exprieſter.

(Ein neugebornes Kind in den Armen.)

Bürger! Neunzehn Jahre lang beweinte ich in den Mauern eines Kloſters den Irrthum eines Augenblicks. Im J. 1789 wurden meine Ketten geſprengt. Sofort leuchtete meinen Blicken die Fackel der Vernunft und die Natur trat wieder in ihre Rechte ein: ich knüpfte mein Loos an das einer tugendhaften Gattin. Hier iſt die erſte Frucht unſerer ſüßen Bande — es iſt ein Mädchen. Ich bitte, es Cornelia nennen zu dürfen. Ich werde ſie lehren, nach dem Beiſpiele der Mutter der Gracchen, ihre Kinder im Haſſe der Tyrannen aufzuziehen, ſäßen ſie auch in der Mitte eines frechen Senats, der dem franzöſiſchen Volke neue Ketten ſchmieden wollte.

Volk.

(Beifall klatſchend.)

Wohl geſprochen! — Nieder mit den Briſſotinern! — Auf den Pranger die Rolandiſten!

Präſident.

Genehmigt der Gemeinderath die Bitte des Bürgers Matthieu?

Gatray.

Ich ſtimme dagegen, weil es eine Auszeichnung wäre, den Namen einer ſo berühmten Frau zu führen.

Lebois.

Ganz recht, die republikaniſche Senſe muß alle Häupter gleich mähen.

Volk.

Gleichheit oder Tod!

Jourdeuil.

Die Bitte iſt unbürgerlich und der republikaniſchen Brüderſchaft entgegen. Die Gracchen waren freilich brave Sanéculotten, aber dergleichen Leute ſind rar. Finden ſie ſich einmal, ſo iſt es noch Zeit genug, ihre Mutter zu ehren, und die Republik wird ihr den Namen Cornelia beilegen. Einſtweilen aber kann man warten.

Eine Stimme aus der Menge.

Ich denuncire ſie, dieſe Cornelia — ſie war eine Ariſtokratin aus der alten Zeit, in Anbetracht, daß ſie Diamanten trug. Die Frau eines Ohnehoſenmanns trägt keine Juwelen — das iſt klar!

Dorat-Cubières.

Wie, Bürger, wie mögt Ihr dieſe gerechte Bitte abſchlagen? Das iſt ein Schimpf für uns, und Ihr kompromittirt den Gemeinderath vor der Nachwelt. Wißt, daß Cornelia die Gattin des Pompejus war, der Cäſar, den Freiheitsmörder, bekämpfte. Warum ſoll dieſer Bürger ſie nicht zur Patronin und zum Vorbilde ſeiner Tochter machen? Ich will Taufpathe des Kindes ſeyn. Im Namen des Volkes, das mich hört, und das hier wohl eben ſo reſpektabel iſt, als wenn es um den Altar der Kirche ſteht, taufe ich dieſes Kind mit dem unſterblichen Namen Cornelia.

Volk (losbrechend).

Es lebe die Republik!

Präſident.

(Ein eben erhaltenes Billet zeigend.)

Bürger! Ein Beſchluß der Sektion der Piken erklärt Roland des öffentlichen Ver-

trauens unwürdig. Sollen wir jetzt berathſchlagen oder die Sache vertagen?

Viele Stimmen.

An den Galgen mit dem Verräther! — Man muß ihn gleich richten! — Nein, morgen!

Lebois.

Ein anderer Gemeinderath.

Das iſt überflüſſig. Die öffentliche Meinung hat ihn bereits gerichtet.

Martin.

Was zaudert Ihr! Ein in dem berüchtigten Wandſchrank gefundenes Aktenſtück, das der Verräther wegzuſchaffen vergaß, entlarvt alle dieſe Menſchen. Es beweißt, daß ſechszehn Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, die noch im Convent ſitzen, von dem Hofe um die Summe von zwei Millionen gewonnen waren.

Ducou.

Sehr wahr, und nicht nur des Verraths iſt Roland ſchuldig, ſondern er will auch das Volk aushungern. Eine Coalition reicher Kapitaliſten ſucht die Theurung der Lebensmittel zu erhalten und verfälſcht die Getränke. Eine neue Ariſtokratie ſucht ſich auf den Trümmern der alten zu erheben — die der Reichen. Sie wollen durch eine Hungersnoth das Volk in die Ketten des Deſpotismus zurückführen.

Lefebvre.

So lange der Tyrann noch lebt, werden wir keine Ruhe haben.

Ein Mann aus dem Volke.

Bürger, ein Wort: Ich bin Kanonier, ich; ich bitte um das Haupt des Tyrannen, um es in eine Kanone zu laden und gegen den Feind abzuschicken.

Hebert.

(Große Stille.)

Ja, theure Mitbürger, man täuscht Euch, man will Euch einschläfern, damit Ihr in Ketten wieder aufwachet; man sinnt auf den Untergang des Vaterlandes. Das Grundübel liegt in der Langsamkeit, womit eure Stellvertreter den Willen des Volkes vollstrecken. Ihr habt am 10. August den Stab über das Königthum gebrochen, aber die Feinde der Freiheit suchen ihm durch immer erneuerte Zweifel das Leben zu retten. „Ludwig," sagt der Eine, „kann nicht gerichtet „werden, weil er unverletzlich ist, — Man kann „ihn nicht verurtheilen, spricht ein Zweiter, weil „kein Gesetz seine Verbrechen charakterisirt. — „Was soll ihn richten, fragt ein Dritter, kein „Gerichtshof hat eine Mission hiezu. — Er kann „nur von Seinesgleichen gerichtet werden, wo „sind diese? — Um ihn zu richten, bedarf es

„einer Anklagejury. Dieſe Kammer kann nicht „zugleich Richter und Ankläger, oberſter Gerichtshof und Anklagejury ſeyn.“

So lauten die Grundſätze, welche die Feinde der Freiheit in den Mantel einer gleißneriſchen Gerechtigkeitsliebe hüllen. Die Verräther! Und durch ſolche Mittel hoffen ſie uns zu hintergehen und über ihre geheimen Abſichten zu täuſchen! Im letzten Auguſt verbargen ſich alle Anhänger des Königthums, jetzt erheben ſie wieder frech ihr Haupt; die verſchricenſten Schriftſteller der Ariſtokratie greifen mit erneuerter Zuverſicht zu ihren vergifteten Federn und überſchwemmen die Hauptſtadt mit deren Produkten; auf den Straßen verlangt man mit aufrühreriſchem Geſchrei Ludwigs Strafloſigkeit und ruft einen verrätheriſchen Miniſter als den Retter des Staats aus. Ludwig hat ſeine Vertheidiger in der Mitte des Convents und ſeine Anhänger in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Sie warten nur auf den günſtigen Augenblick, Euch in neue Ketten zu ſchmieden. Auf, Kinder des Vaterlandes, zwingt den Convent, ſeine Pflicht zu thun, oder entreißt ihm das Schwerdt des Geſetzes, das Ihr ihm blos zu Eurer Vertheidigung übergeben habt!

Mehrere Stimmen.

Einen Haftbefehl gegen Roland!

Präſident.

Ich trage auf eine Kommiſſion an, welche die nöthigen Unterſuchungen über das Betragen des Miniſters anſtellt und dem Gemeinderath Bericht erſtattet.

Der Gemeinderath und das Volk.

Angenommen! Angenommen! — Es lebe der Gemeinderath! — Nieder mit dem Convent!

Der Tod Ludwigs XVI.

Hiſtoriſche Scenen.

Dritte Abtheilung.

Erſte Scene.

In den erſten Tagen des Decembers 1792.

Im Tempel. — Gang vor dem Zimmer des Stockknechts. Rocher, einer der Thurmwächter, ſitzt hier; er trägt die Uniform eines Sapeur, eine große ſchwarze Pudelmütze, Holzſchuhe und einen breiten Säbel an der Seite; ein Bund Schlüſſel hängt an ſeinem Gürtel. Er bläst einen furchtbaren Tabaksqualm aus einer ungeheuren Pfeife.

Simon (eintretend).

Nun, wie gehts heute?

Rocher.

(Seinen ungeheuern Schnurrbart zurückſtreichend.)

Nicht übel. Und wie ſtehen die Sachen?

Simon.

Es geht. Haſt Du die Zeitungen geleſen?

Rocher.

Sie ſind noch nicht gekommen.

Simon.

Gib doch einen Schluck Branntwein; ich habe drei Nächte kein Auge zugethan.

Rocher.

Wenn die Bürger-Geſetzgeber etwas mehr auf das Volk, ihren Souverain, hörten, ſo würde es ſchneller gehen .... Aber laß uns von Capet reden .... die ſaubern Vögel ſind ſchon lange nimmer in den Garten gegangen .... Weißt Du noch, wie ich ihnen den Tabak ins Ge[illegible]ſies, als ſie an meinem Zimmer vorüb[illegible] .... Und was ſie auf der Wache für Lieder ſangen, als die Medicis mit ihren jungen Wölflein erſchien ....

Simon.

Ob ichs noch weiß! ... Und an dem Tage, als man ſie trennte, den Nero und ſein Weibchen!

Rocher.

Als die Kanoniere ſangen:

Weib in deinen Thurm hinaus,
Weißt nicht, kommſt du wieder r'aus!

(Man klopft an der Thüre.)

Das iſt Turlot oder Mounier, zwei gute Kerls.

(Er öffnet.)

Turlot.

(Die Gläſer ſehend.)

Der Burſche da ſitzt doch nie trocken. Schenk ein, auf das Wohl der Republik! Möge die heilige Guillotine ihr Werk verrichten.

Rocher.

Was gibts denn?

Turlot.

Daß ſie ans Meſſer müſſen. — Haſt Du die Blätter?

Rocher.

Noch nicht.

Turlot.

Wie geſagt, es ſteht Alles auf dem Kopfe... Wenn man nicht ſchnell macht, geht Alles zum Teufel .... Iſt kein Reſpekt mehr da vor dem Gemeinderath und den Behörden .... Und daß man uns ſo ſchlechte Purſche zum Aufheben gibt, wenns noch ein ordentlicher Bürger wäre, aber dieſer Capet, der meint, er ſey aus einem andern Teige gebacken, als ein ehrlicher Patriot...

Rocher.

Das hab' ich auch geſagt. Aber Ihr da oben, Ihr habt doch noch das Vergnügen, ſie zu ſehen.

Turlot.

Was nennſt Du Vergnügen? ... Ungeheuer zu ſehen!

Rocher.

Thut nichts, man ſtudirt ihre Natur: dann reizt man ſie, und ſieht, was für Galle die Ariſtokraten ſpeien ....

Mounier.

Man ſieht wohl, daß Du dieſe Gattung nicht kennſt. In acht Tagen würdeſt Du toll werden.

Rocher.

Oho! Sah' ich ſie denn nicht den ganzen September über in den Garten gehen. Dieſe Marie-Antoinette wollte auch die Hochmüthige ſpielen ... aber ich habe ſie humaniſirt .... Ihre Tochter und Frau Eliſabeth mußten mir, bei'm Blitz, die Reverenz machen, wenn ſie durch die Thüre giengen .... Als ich ihr einſt einen tüchtigen Rauch ins Geſicht blies, fragte ſie: Warum raucht Rocher denn immer? — Weil es ihm ſo gefällt, erwiederte der Kommiſſär. — So muß man ihnen antworten, kurz und gut. Sonſt machen ſie einen dumm mit ſchönen Worten.

Mounier.

Bei'm Teufel Ja! Das verſtehen ſie! .... Kömmt nicht neulich, als ich auf der Wache bin, der dicke Capet und ſagt zu mir, es ſey ihm leid, daß man vergeſſen habe, mich abzulöſen.

Rocher.

Und was haſt Du ihm darauf geantwortet?

Mounier.

(Den Hut barſch aufſetzend.)

„Das geht Niemand was an, ſagte ich, und dich am wenigſten; ich bin hier, auf dich Acht zu geben, nicht daß du auf mich acht gebeſt...“ Hätteſt ihn ſehen ſollen.... eine wahre Wachsfigur.... Kein Wort konnte er herausſtottern.... Publikum!

Turlot.

Aber dieſe Medicis-Antoinette, die iſt wie der lebendige Satan.... vor der darf man ſich in Acht nehmen. Neulich ſchläfert ſie uns faſt ein, und lehrt ſchon ihren Kleinen in Chiffer leſen.... Alle Teufel!.... Und da will ſie uns noch bereden, es ſey blos eine Rechentafel.... Bah! Unſer einer iſt auch nicht auf den Kopf gefallen.

(Man klopft.)

Rocher.

Das ſind gewiß die Zeitungen.

Turlot.

(Die Blätter nehmend.)

Her damit!

Simon.

Sieh doch nach, ob was ausgemacht iſt.

Turlot.

Halt! . . . Da ſpricht Saint-Juſt, dann Moriſſon . . . Manuel . . . Robespierre . . .

Simon.

Und Marat?

Turlot.

Ich ſehe nichts von ihm . . . . Doch da . . . . Er hat nicht viel geredet.

Simon.

Das wundert mich.

Rocher.

Mich auch.

Simon.

'S iſt einerlei, viel oder wenig! 'S wird um ſo beſſer ſeyn. — Sie haben ihn doch diesmal nicht umbringen wollen?

Turlot.

Nein, aber gar oft iſt er unterbrochen worden.

Rocher.

Die Hundsfötter . . . und die wollen von Freiheit ſprechen! Die Hunde müßen ſie ſehen, oder es geht nicht.

Mennier.

Laßt doch hören, was ſie ſagen.

Turlot.

Mit welchem wollt Ihr anfangen?

Simon.

Mit Marat.

Meunier.

Nein, lieber von Anfang.

Turlot.

Alſo mit Saint-Juſt.

Alle.

Ja! Laß ſehen!

Meunier.

(Turlot über die Achſel ſehend.)

Da kommt aber zuerſt Moriſſen.

Turlot.

Ein Erzariſtokrat, ſiehſt Du .... Lauter Dummheiten .... Sagt er nicht, Capet ſoll unverletzlich ſeyn.

Rocher.

(Seinen Säbel ziehend.)

Unverletzlich! (Zu Turlot.) Der Säbel eines Patrioten iſt auch unverletzlich .... Streiche einmal mit dem Finger darüber, ob er ſcharf genug iſt ....

Turlot.

Alſo Saint-Juſt ſagt: „Der einzige Zweck „des Berichterſtatters iſt, Euch zu überzeugen, daß „der vormalige König als einfacher Bürger gerichtet werden ſoll; ich aber ſage, daß er als „Feind verurtheilt werden muß.“

Simon.

Ja, ja, als Feind! ....

Turlot.

Weiter: „Nicht richten müßt ihr ihn, sondern bekämpfen; und da er außer dem Vertrage ist, der die Franzosen vereint, so muß nicht nach den Formen des bürgerlichen Gesetzes, „sondern nach dem Volksrecht gegen ihn verfahren werden.“ — Der hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Versteht ihr: Ein Dieb oder Mörder, der sich retten will, ist vogelfrei.

Rocher.

Ich könnte ihm also mit meinem Säbel eins versetzen, wenn er herauskommt, dann wäre Alles vorbei?

Simon.

Allerdings .... aber überlasse das dem souverainen Volke. Weiter, Turlot!

Turlot (entzückt).

Ah! Wie schön, wie schön! .... Hört einmal!

„Man wird sich eines Tages wundern, daß „man im achtzehnten Jahrhundert noch hinter Cäsars Zeiten zurück war. Damals „wurde der Tyrann in vollem Senat geopfert, „ohne alles andere Gesetz, als das die Freiheit Roms heischte, und heute macht man „respektvoll einem Manne den Prozeß, der

„seine Hände in das Blut des Volks getaucht
„hat und auf frischer That ergriffen wor-
„den ist!“

Alle.

Himmlisch! Göttlich!

Turlot.

Und ferner:

„Was müßen nicht die Freunde der Frei-
„heit Alles fürchten, wenn sie das Beil in
„unserer Hand zittern und ein Volk am er-
„sten Tage seiner Freiheit das Andenken
„an seine Ketten achten sehen!“

Simon.

Bomben und Granaten! .... Eher sollen
alle von meiner Hand sterben.

Rocher.

Und das hat der kleine magere Saint-Just
agt .... der kanns weit bringen ... das
ein Erzrepublkaner, der ....

Turlot.

Hört nur weiter:

„Wer regiert, ist immer schuldig. Jeder
„König ist ein Rebell und ein Usurpator...
d dann:

„Ich wiederhole es, man kann einen König
„nicht nach den Gesetzen des Landes rich-
„ten. Ludwig ist ein Fremdling unter uns;
„er war nicht Bürger vor seinem Verbre-

„den; er iſt es noch weniger nachdem er „es begangen hat. Richtet ihn ſchnell, beeilt „euch, denn jeder Bürger hat das Recht „gegen ihn, das weiland Brutus gegen Cä„ſar hatte. Wer ihn mordet, würde, gleich „Brutus, dafür halten, daß er das Vater„land gerettet habe.“

Simon und Rocher.

Ja, wir werden alle Brutuſſe ſeyn! — Keine Unverlezbarkeit!

Turlot.

Zu einem andern! .... Gregoire .... Zo

Meunier.

Der weiland Pfaffe ... was ſagt er?

Turlot (leſend).

„Die Perſon des Königs ſagt man uns, iſt „unverlezlich, die Unverlezbarkeit muß ſich „demnach auf alle ſeine Handlungen er„ſtrecken. Die Antwort iſt leicht: die Ge„ſezgeber ſind ebenfalls unverlezlich, aber „blos für ihre Meinungen. Die Geſandte „ſind nach dem Volksrechte auch unverlez„lich, aber blos für die Gegenſtände, welche „ſich auf ihre Sendung beziehen. Die Un„verlezbarkeit des Königs und die Verant„wortlichkeit der Miniſter beziehen ſich wech„ſelſeitig aufeinander. So oft man mithin

„die Verantwortlichkeit des Miniſters feſt-
„ſtellen kann, um die Mißbräuche ſeiner
„Gewalt zu rügen, iſt die Unverlezbar-
„keit des Königs vorhanden; fehlt jene, ſo
„verſchwindet dieſe. Die Unverlezbarkeit
„muß ſich alſo entweder auf Handlungen der
„Staatsverwaltung beſchränken, oder die
„Miniſter müßen ſelbſt für perſönliche Hand-
„lungen verantwortlich ſeyn."

Rocher.

Mit ihrer Unverlezbarkeit . . . das iſt tolles
eug . . . . ich verſtehe kein Wort davon . . .

Turlot.

Nur noch zwei bis drei Linien:

„Meineid, Verrath und Mord ſind in Wahr-
„heit, der That nach, königliche Handlun-
„gen und der rohen Natur der Menſchen-
„klaſſe, welche man Könige nennt, allerdings
„angemeſſen; aber dem Rechte nach gehören
„dieſe Verbrechen in die Klaſſe der Privat-
„vergehungen . . . Es ergibt ſich hieraus,
„daß die Unverlezbarkeit ſich blos auf die
„Verwaltungshandlungen erſtreckt, und nicht
„auf die perſönlichen Verbrechen . . . Leſt
„die Geſchichte, und ihr werdet finden, daß
„das Königthum und die Freiheit, gleich
„den Grundſätzen der Manichäer, in ewi-
„gem Kampfe begriffen ſind, daß der Stand

„der Könige der unſittlichſte iſt, daß dieſe „Gattung giftiger Weſen immer der Auswurf „der Regierungen und der Abſchaum des „menſchlichen Geſchlechts war. Sie wieder„holen ſtets den abgeſchmackten Grundſatz, „daß ſie ihre Krone nur Gott und ihrem „guten Schwerdte verdanken. Nun wohl! „Die Völker, beredt, gegen dieſe Ungeheuer „in die Schranken zu treten, werden bewei„ſen, daß ſie ihre Freiheit von Gott und „ihrem tapfern Schwerdte haben.“

Rocher.

Nun, das iſt einmal ſchön!... ſehr ſchön!... Von Gott und ihrem Säbel! — Es lebe die Republik! — Hat er auch eine ſchöne Stimme dabei, das Individuum?

Mennier.

Ein treffliches Organ, ich habe ihn gehört.

Rocher.

Der gehört auch zu den Guten, ob er gleich ein Pfaffe war.

Turlot.

Hört weiter ... Manuel ...

„Er war König, er iſt alſo ſtrafbar, denn „die Könige haben die Völker entthront. „Wären dieſe gekrönte Puppen nicht, ſo „würden ſchon längſt Recht und Vernunft „auf Erden herrſchen. Wie viele Zeit hat

„es nicht erfordert, um das heilige Oel-
„fläſchgen von Reims zu zerbrechen! . . . .
„Ein todter König macht die Welt um kei-
„nen Menſchen ärmer."

Jetzt kommt Robespierre.

Alle.

Hört! Hört!

Rocher.

Nun, das iſt nicht für die Unverletzbarkeit,
ch wette drauf.

Turlot.

(In feierlichem Tone leſend.)

„Dieſe Kammer iſt, ohne es wahrzunehmen,
„weit über die eigentliche Frage weggeriſ-
„ſen worden. Hier iſt von keinem Prozeß
„die Rede. Ludwig iſt nicht Angeklagter,
„ihr ſeyd nicht Richter; ihr ſeyd blos Staats-
„männer, Repräſentanten des Volks; ihr
„habt kein Urtheil zu ſprechen für oder ge-
„gen einen Menſchen, ſondern eine Maßre-
„gel der öffentlichen Wohlfahrt zu nehmen,
„einen Akt nationaler Vorſehung auszuüben.
„Die wichtige Frage, die euch beſchäftigt,
„iſt mit zwei Worten entſchieden: Ludwig
„iſt wegen ſeiner Verbrechen entthront, Lud-
„wig hat das franzöſiſche Volk als Rebel-
„len dargeſtellt, er hat, um es zu züchtigen,
„die Waffen ſeiner Brüder, der Tyrannen,

„aufgerufen. Der Sieg und das Volk ha-
„ben dagegen entſchieden, daß er der einzige
„Rebell ſey. Ludwig kann daher nicht ge-
„richtet werden; er iſt ſchon verurtheilt;
„entweder iſt er verurtheilt, oder iſt die
„Republik nicht losgeſprochen. Das Recht,
„den Tyrannen zu ſtrafen, und das, ihn
„abzuſetzen, iſt das nämliche; das eine ver-
„trägt keine andere Form als das andere.
„Der Prozeß des Tyrannen iſt der Auf-
„ſtand, ſein Urtheil der Sturz ſeiner Macht,
„ſeine Strafe, was die Freiheit des Volks
„heiſcht. Die Völker richten nicht wie Ge-
„richtshöfe; ſie erlaſſen keine Urtheilsſprüche,
„ſondern ſie ſchleudern den Bliz; ſie verur-
„theilen die Könige nicht, ſie zermalmen ſie
„zu Staub . . . ."

Alle (in Begeiſterung).

Es lebe die Republik! — Es lebe unſer Ro-
bespierre'chen! — Es lebe der Unbeſtechliche!

Simon.

Und was ſpricht Marat?

Turlot.

Hier iſt er:

„Es beſteht eine gefährliche und ſtrafbare
„Faktion, die durch anarchiſche Mittel den
„ſchändlichen Tyrannen von ſeiner Strafe

„retten will. Ihr findet dieſe Faktion un-
„ter den Ex-Adelichen, den Ex-Financiers,
„den Ex-Richtern und den Ex-Prieſtern,
„ſo viele deren noch unter uns figuriren;
„ihr findet ſie unter den Miniſtern und den
„Mitgliedern der konſtituirenden Verſamm-
„lung, die mit Ludwig Capet ſich verſchwo-
„ren haben, und die nun fürchten, er werde
„vor dieſen Schranken ſeine Mitſchuldigen
„angeben."

Simon.

Der ſagts rund heraus . . . der fürchtet ſich nicht! — Das iſt der wahre Ohnehoſenmann!

Turlet (fortfahrend).

„Dem Tyrannen verzeihen, wäre Schwäche,
„Verrath, Treuloſigkeit, Ruchloſigkeit . . . .
„Man hat die Patrioten dieſes Haus zu unbe-
„dachtſamen Schritten zu verleiten geſucht . . . .
„Um die Verräther kennen zu lernen, denn
„es ſitzen deren in dieſer Kammer, ſchlage
„ich ein unfehlbares Mittel vor: daß über
„den Tod des Tyrannen durch namentlichen
„Aufruf abgeſtimmt und die Abſtimmung
„öffentlich bekannt gemacht werde."

Simon.

Und wehe denen, die nicht gut ſtimmen!

Rocher.

Jetzt auch etwas von den andern . . . .

Turlot.

Ich finde nicht viele . . . doch da . . . Moriſſon . . . der Abbé Fauchet . . .

Rocher.

Woher iſt denn dieſer Moriſſon?

Turlot.

Aus der Vendée, wie ſie ſagen... Verfluchtes Land . . . Mehr Pfaffenknechte als Patrioten . . . Halt! da kommt ein gewiſſer Lefort, der auch aus der Vendée iſt . . . Laßt hören, was er ſpricht:

„Ein Freund der Menſchen, war ich immer
„im Herzen ein Feind der Könige. Ich erinnere euch an euer Wort und eure Schwüre.
„Ferne von uns dieſe ſophiſtiſchen Unterſcheidungen, die König von dem Privatmanne trennen! Das hieße, trennen wollen, was untrennbar iſt."

Rocher.

Untrennbar! . . . Altes Plappermaul!

Turlot.

„Gegen den letzten eurer Könige alle Regeln hintanſetzen, iſt eine Ungerechtigkeit, der ihr euch nicht ſchuldig machen werdet."

Meunier.

Eine Ungerechtigkeit! Was! Einen Menſchen zu tödten, der das Volk ermordet hat!

Turlot.

„Habt ihr nicht erſt neulich als Grundſatz „aufgeſtellt, wo das Geſetz ſich nicht klar „ausſpreche, könne man es nicht interpreti„ren, ſollte auch das Verbrechen ſtraflos „bleiben?“

Merkt ihr was? Seht ihrs kommen?

Meunier.

Sophismen! Sophismen! Höre auf! . . . Es iſt genug!

Turlot.

Nein! Nein! Weiter:

„Werft einen Blick auf die Geſchichte: Der „Tod Carls I. war die erſte Urſache der „Reſtauration des Königthums bei einem „Volke, das zu aufgeklärt war, um die „Könige zu lieben. Die Hinrichtung des „Vaters ſprach für die Sache des Sohns. „Das Volk gibt ſich manchmal ſentimenta„len Bewegungen hin, die ſeinem Intereſſe „zuwider ſind und deren Ausbruch und De„lirium man nicht zu berechnen vermag.“

Simon.

Von Volksdelirium ſpricht er, der Spizbube!

Turlot.

„Bei der Revolution gegen Jakob II., der „auch einen Sohn hatte, nahm man andere „Maßregeln; man erleichterte ſeine Entwei-

„chung, und ſein Sohn machte vergebliche „Verſuche, den Thron wieder zu erlangen.“

Mennier.

Darin liegt etwas Wahres .... aber das war gut zu unſerer Väter Zeiten und paßt jetzt nicht mehr ....

Turlot (fortfahrend).

„Gebt der Welt ein großes Beiſpiel der „Tugend und des Edelmuths. Laßt Ludwig „Capet vor dieſe erhabene Verſammlung „rufen und ſprecht zu ihm: „Du biſt nim„mer König, das iſt der Wille des „Volks. Wir wollen das Bild dei„ner Verbrechen nicht vor deinen „Augen entfalten, denn wir waren „einſt deine Kinder ....

Rocher.

Seine Kinder!... Halt!... Nicht weiter!... Hol dich der Teufel, Herr Lefort!

Turlot.

Es iſt überdieß Zeit, daß wir hinaufgehen. Zuvor noch einen kleinen Schluck!

(Sie nehmen ihre Gläſer und ſtoßen auf das Wohl der Republik an.)

Zweite Scene.

Im Tempel. — Zimmer des Königs. — Der König, der Dauphin und ein Handwerksmann, der die Steine an der Thüre meiselt, um Riegel anzubringen. — Der Handwerksmann ist am Frühstück.

Der Dauphin.

(Das Handwerkszeug des Steinhauers nehmend.)

Ists so recht, Papa?

Der König.

Setze deinen Meisel auf, ehe du zuschlägst, und nimm die Finger in Acht.

Der Dauphin (versuchend).

Es geht nicht ... der Stein will nicht springen.

Der König.

Gib her, ich will dirs zeigen. Erstens, siehst du, muß man den Meisel ganz fest halten.

Der Dauphin.

Ich weiß jetzt schon ... Geben Sie! Geben Sie!

Der König.

Warte. (Er setzt den Meisel an und behaut den Stein.) Es ist nicht so schwer. Nur etwas Pünktlichkeit und Geschick, daß man sich nicht auf die Finger schlägt.

Der Dauphin.

Das thut wehe mit einem so großen Hammer, nicht wahr?

Der König.

Allerdings, mein Sohn.

Der Dauphin.

Schlagen ſich dieſe armen Leute oft?

Der König.

Nein, ſie verſtehn ihr Handwerkzeug zu handhaben. (Zum Steinhauer, während er immer fortarbeitet.) Nun, was meint ihr? Glaubt ihr, daß ich einen Lehrling abgäbe?

Steinhauer.

Sie könnten als Meiſter paſſiren. Haben Sie etwa den Meiſel ſchon geführt?

Der König.

Bisweilen.

Steinhauer.

Je nun! Wenn Sie aus dieſem Thurme kommen, werden Sie ſagen können, daß Sie an Ihrem eigenen Gefängniſſe gearbeitet haben.

Der König.

Ach! wann ſoll ich herauskommen, und wie? (Er blickt in die Ferne.) Iſt das nicht der Generalmarſch? . . . So frühe ſchon! . . . (Zu dem Kommiſſar Arbeſtier.) Was gibts denn, daß man Generalmarſch ſchlägt?

Arbaleſtier.

Ich weiß es nicht.

Der König.

(Leiſe zu ſich ſelbſt.)

Das bedeutet gewiß meine Verurtheilung!... Aber um dieſe Zeit iſt der Convent nicht verſammelt .... (Ein confuſes Geräuſch läßt ſich hören.) Iſt das nicht das Stampfen von Pferden? (Zum Kommiſſär.) Wiſſen Sie nicht, was es iſt?

Arbaleſtier.

Nein, mein Herr!

(Man trägt das Frühſtück auf. Die Königin und die königliche Familie treten ein.)

Die Königin.

(Halblaut und ſchluchzend.)

Ich bin ſehr beſorgt ... Clery hat mir alles geſagt.

Der König.

Der Wille des Himmels geſchehe!

Die Königin.

Haben die Zeitungen davon geſprochen?

Der König.

Ich weiß es nicht.

Die Königin.

Gott! Wenn es nur ein Vorwand wäre! Es iſt doch ein Dekret erlaſſen? .... Werden ſie Ihnen wenigſtens einen Vertheidiger geſtatten?

Der König.

Man ſagt es ... ich hoffe es.

Eliſabeth.

Mein armer Bruder! .... Himmel, welche Menſchenmenge in den Höfen und den umliegenden Straßen!

Die Königin.

Kanonen .... Reiterei .... Aber der Maire!

Ein Gemeinderath.

(Mürriſch die Uhr ziehend.)

Kümmern Sie ſich nichts um den Maire, und beeilen Sie ſich! Sie brauchen zu viele Zeit zum Frühſtück. (Zum König.) Mein Herr! Es iſt genug; ſtehen Sie auf, und Madame ſoll ſich entfernen.

(Die Königin, ihre Tochter und Madame Eliſabeth gehen traurig ab.)

Die Königin.

Großer Gott! Sieh gnädig auf uns herab! Schütze den König!

Der König (zum Dauphin).

Wir wollen deine geographiſche Lektion auf morgen verſchieben.

Der Dauphin.

Danke, liebes Papachen! So wollen wir ein Kegelſpiel machen.

Der König.

Ich möchte gerne ein wenig ruhen. Laß mich, mein Sohn!

Der Dauphin.

Bitte, bitte! Ein wenig Kegel ſpielen!

Der König.

Laß doch, wir wollen ſpäter ſehen.

Der Dauphin.

Gewiß haben dieſe böſe Trommelſchläger Sie wieder am Schlafen gehindert. Nur ein wenig, Papachen! . . . .

Der König.

Nun, ſo ſtelle die Kegel auf . . . .

Der Dauphin.

Schon fertig . . . . An mir iſts . . . . Neun! — Ein guter Wurf! — Jetzt an Ihnen, Papa!

Der König (ſpielt und fehlt).

Du ſiehſt, ich kann nicht ſpielen.

Der Dauphin.

Ich glaube, ich werde die Parthie gewinnen. (Er ſpielt.) Zwei . . . . drei . . . . fünf . . . . ſechs . . . . noch einer . . . . ſieben! (Springt freudig in die Höhe.) Nicht wahr, ich ſpiele gut. Wie viel macht es? Wenigſtens zwanzig.

Der König.

Du kannſt ja rechnen.

Der Dauphin.

Ja, Ja! Warten Sie! Neun und ſieben macht . . . ſechszehn. Ein ſchöner Wurf!

Der König.

Eine unglückliche Zahl, mein Sohn!

Der Dauphin.

Ach nein! Sie führten ſie ja auch.

Der König.

(Spielend.)

Liebliches Kind! . . . Es zerreißt mir das Herz . . . Nun, doch vier!

Der Dauphin.

Jetzt ich . . . O weh! Nichts!

Der König.

(Spielend.)

Zwei . . . und vier, die ich hatte, macht ſechs.

Der Dauphin.

Ich habe ſechszehn . . . (ſpielt und fehlt) Wieder nichts! . . . Das iſt eine unglückliche Zahl, dieſe ſechszehn!

Der König.

(Seufzend.)

Das weiß ich leider ſchon lange.

Der Dauphin.

Wir wollen aufhören und ſpäter wieder anfangen.

(Der König geht ein und ab, ſeinen Sohn an der Hand führend.)

Arbaleſtier (zum König).

Mein Herr! Der Maire wird Sie ſogleich beſuchen.

Der König.

Das freut mich.

Arbaleſtier.

Aber er kann nicht in Gegenwart Ihres Sohns mit Ihnen reden.

Der König (ängſtlich).

Und warum?

Arbaleſtier.

Weil es der Gemeinderath ſo angeordnet hat. Laſſen Sie Ihren Sohn abgehen.

Der König.

Umarme mich, mein Sohn, und umarme in meinem Namen deine Mutter. Clery, führt ihn fort.

Der König.

(Zu Arbaleſtier.)

Wiſſen Sie, was der Maire von mir will?

Arbaleſtier.

Ich weiß es nicht.

Der König.

Was für ein Mann iſt der Maire? Iſt er groß, klein, dick, fett, jung oder alt? Das werden Sie doch wiſſen?

Arbaleſtier.

Ich kenne ihn kaum. Uebrigens werden Sie ihn ja gleich ſelbſt ſehen.

Der König.

Wie alt mag er seyn?

(Arbalestier geht ab ohne zu antworten.)

Der König (allein).

Betrifft es wohl meine Verurtheilung? . . . Aber warum entzieht man mir meinen Sohn? . . . Wenn sie mein ganzes Geschlecht vertilgen wollten! . . . Ein so junges Kind aber! . . . Und was wird aus der Königin werden? . . . Wenn sie mir nur wenigstens Vertheidigung gestatten! . . . Wenn noch ein Funken Menschlichkeit in ihnen ist, haben sie vielleicht Mitleiden mit meinen armen Kindern! . . . Aber sie schonten ja die Unschuld selbst nicht: Nicht Jugend, nicht Schönheit, nicht Tugend konnten die Lamballe retten . . . . Sie wollen vielleicht meinen Kopf auf einer Pike herumtragen. . . Vielleicht suchen sie einen Vorwand und geben mich auf der Straße der Wuth der Menge Preis . . . . Dein Wille geschehe, o Gott! — Heiliger Ludwig, verlaß deinen Sohn nicht und schenke ihm einen gnadenvollen Tod, wie der deine war! . . .

(Er sinkt erschöpft in einen Sessel und blickt eine halbe Stunde, wie in schweren Träumen versunken. Arbalestier nähert sich leise auf den Zehen.)

Der König.

(Plötzlich aus seinen Träumen erwachend.)

Was wollen Sie von mir, mein Herr?

Arbalſtier.

Ich fürchtete, Sie möchten unpäßlich ſeyn.

Der König.

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Die Art, wie man mir meinen Sohn entriſſen hat, war mir ſehr ſchmerzlich.

(Arbalſtier entfernt ſich, ohne etwas zu erwiedern. — Der Maire, Chambon, Chaumette, Santerre, Coulombeau und verſchiedene Gemeinderäthe treten ein.)

Chambon,

(Mit abgemeſſenem Tone.)

Ludwig Capet! Der Nationalconvent erwartet Sie vor ſeinen Schranken und hat mir befohlen, Sie ſogleich dahin zu bringen.

Der König.

(Etwas lebhaft.)

Ich heiße nicht Ludwig Capet, Einer meiner Vorfahren ſo unter dieſem Namen bekannt, mich aber hat man nie ſo genannt.

Chambon.

Verzeihen Sie, mein Herr, ſo nennt Sie das Dekret des Convents.

Der König.

Ich folge Ihnen, nicht um dem Convent zu gehorchen, ſondern weil meine Feinde die Ge-

walt in Händen haben. — Clery, zieht mir meinen Obertock an.

(Er folgt dem Maire. Bald darauf künden Pfeifen und Trommeln den Abzug nach dem Convent an.)

Dritte Scene.

11. Dec. 10 Uhr morgens.

Sitzungssaal des Convents. — Die Tribünen sind überfüllt; man bemerkt viele Frauenzimmer unter den Zuschauern.

Santerre (eintretend).

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihre Befehle vollzogen habe. Ludwig Capet ist bereit einzutreten.

Barrere, Präsident.

Er kann kommen.

(Ludwig tritt vor die Schranken; der Maire, zwei Gemeindebeamten, die Generale Santerre und Milenkeff treten mit ihm ein. Santerre führt den König bis zu dem Sitze, der ihm dem Präsidenten gegenüber angewiesen ist. Philipp Egalité (Orleans) fixirt seinen königlichen Verwandten mit dem Fernglase. — Tiefe Stille in der Versammlung.)

Präsident.

Ludwig! Die französische Nation klagt Sie an. Der Nationalconvent hat am 5. Dec. be-

ſchloſſen, daß Sie von ihm gerichtet werden ſollen; den 3. Dec. verfügte er, daß Sie vor ſeinen Schranken zu erſcheinen haben. Sie können ſich ſetzen.

Ludwig! Das franzöſiſche Volk beſchuldigt Sie, eine Menge Verbrechen begangen zu haben, um ihre Tyrannei auf den Untergang der Freiheit zu gründen. Sie haben am 20. Juli 1789 einen Eingriff auf die Souverainität des Volks gemacht, indem Sie die Zuſammenkünfte der Repräſentanten ſuſpendirten und ſie mit Gewalt aus dem Orte ihrer Sitzungen ausſchloſſen. — Am 23. Jun. wollten Sie der Nation Geſetze vorſchreiben; Sie haben deren Repräſentanten durch Truppen umringen laſſen; Sie haben ihnen befohlen auseinander zu gehen. — Was haben Sie hierauf zu erwiedern?

Der König.

Es beſtanden keine Geſetze, die mich hieran hinderten.

Präſident.

Sie haben gegen die Bürger von Paris eine Armee marſchiren laſſen. Satelliten haben das Blut mehrerer Bürger vergoſſen, und Sie haben dieſe Armee erſt dann weggezogen, als Sie durch die Einnahme der Baſtille und den allgemeinen Aufſtand belehrt waren, daß das Volk Sieger ſey. — Was antworten Sie hierauf?

Der König.

Es hieng damals von mir ab, Truppen marschiren zu lassen; aber es war nie meine Absicht, Blut zu vergießen.

Präsident.

Nach diesen Ereignissen haben Sie, trotz Ihrer Versprechungen, in Ihren Planen gegen die Freiheit der Nation beharrt. Sie haben die Anzahl Ihrer Gardes du Corps verdoppelt; Sie haben gestattet, daß in Orgien, die man unter Ihren Augen begieng, die Nationalgarde mit Füßen getreten, die weiße Kokarde aufgepflanzt und die Nation gelästert wurde? —

Der König.

Ueber die beiden ersten Gegenstände habe ich die Bemerkungen gemacht, welche ich für nöthig erachtete. Was die Kokarde betrifft, so ist das falsch; das ist nicht in meiner Gegenwart geschehen.

Präsident.

Sie hatten der Föderation vom 14. Juli einen Schwur geleistet, den Sie nicht gehalten haben. Bald darauf suchten Sie mittelst Talons, der zu Paris handelte, und mittelst Mirabeaus, der in den Provinzen eine Gegenrevolution bewirken sollte den öffentlichen Geist zu verderben?

Der König.

Ich entsinne mich nicht mehr, was damals vorgegangen ist, aber das Ganze ist früher, als meine Annahme der Konstitution.

Präsident.

Sie haben Millionen aufgewendet, um diese Verderbniß zu bewerkstelligen, und Sie wollten selbst die Popularität benützen, um das Volk wieder in Ketten zu schlagen?

Der König.

Ich kannte kein größeres Vergnügen, als denen zu geben, die bedurften; hiemit war kein Plan irgend einer Art verknüpft.

Präsident.

Am 18. Febr. fanden sich eine Menge adelicher und alter Offiziere im Schlosse ein, um Ihre Flucht zu begünstigen. Sie wollten am 18. April Paris verlassen und nach Saint-Cloud gehen?

Der König.

Diese Anschuldigung ist abgeschmackt.

Präsident.

Gleichwohl ist das Geld des Volkes mit vollen Händen verschwendet worden, um den Erfolg dieser Verrätherei und Ihre Flucht nach Varennes zu sichern; die Truppen der Nation, unter Bouillé, sollten Sie decken. Diese Thatsachen sind durch Ihre Erklärung vom 20. Juni,

die ganz von Ihrer Hand ist, durch Ihren Brief vom 4. Sept. an Bouillé, und durch eine Note von diesem, worin er über die Verwendung von 993,000 Liv. Rechnung ablegt, bewiesen?

Der König.

Was meine Reise nach Varennes betrifft, so beziehe ich mich auf das, was ich damals gegen die Kommissäre der konstituirenden Versammlung geäußert habe.

Präsident.

Am 19. Juli wurde das Blut der Bürger auf dem Marsfelde vergossen. Ein Schreiben von Ihrer Hand an Lafayette beweist, daß eine strafbare Verbindung zwischen Ihnen und ihm bestand. Der Mirabeau beigetreten war. Sie haben Libellisten und Journalisten bezahlt, um die öffentliche Meinung zu verkehren, die Assignaten in Mißkredit zu bringen und die Sache der Emigranten zu vertheidigen. Die Register von Segkuil zeigen an, welche ungeheure Summen zu diesen freiheitsmörderischen Umtrieben verwendet worden sind?

Der König.

Was am 19. Juli geschah, geht mich im geringsten nichts an; von dem übrigen ist mir nichts bewußt.

Präſident.

Am 24. Juli iſt zu Pilnitz zwiſchen Leopold von Oeſterreich und Friedrich Wilhelm von Preußen eine Uebereinkunft abgeſchloſſen worden, durch welche in Frankreich der Thron der unumſchränkten Monarchie wieder aufgerichtet werden ſollte, und Sie haben dieſe Convention verſchwiegen, bis ganz Europa ſie kannte?

Der König.

Ich [illegible]mit, ſobald ſie zu meiner Kenntniß gelang[illegible]. Im übrigen geht alles, was ſich auf dieſen Gegenſtand bezieht, verfaſſungsmäßig die Miniſter an.

Präſident.

Sie haben 22 Bataillons gegen die Marſeiller geſchickt, welche gegen die Contrerevolutionairs von Artes marſchirten?

Der König.

Ohne die betreffenden Aktenſtücke kann ich hierauf nicht antworten.

Präſident.

Sie haben Ihre vormaligen Gardes du Corps zu Coblenz bezahlt; die Regiſter von Segknil bezeugen es, und mehrere von Ihnen unterzeichnete Befehle beweiſen, daß Sie bedeutende Summen an Bouillé, Rochefort, Lavauguyon, Choiſeul-Baupré, Hamilton und Frau Polignac abgeſchickt haben?

Der König.

[redacted] die Bildung meines Corps jenseits des Rheins erfuhr, verbot [redacted] zu bezahlen; das übrige entsinne ich mich nicht.

Präsident.

Ihre Brüder, Feinde dieses Staats, haben die Emigranten unter ihren [redacted] sie haben mit Ihrem Namen [redacted] hoben, Anlehen eröffnet und [redacted] sen. Sie haben dieselben [redacted] blicke bedavouirt, als Sie [redacted] Sie deren Planen nimmer [redacted]?

Der König.

Ich habe alle Schritte meiner Brüder mißbilligt, wie die Konstitution es mir vorschrieb, [redacted]

Präsident.

Sie haben den Befehlshabern der Truppen Auftrag ertheilt, die Armee zu desorganisiren und ganze Regimenter zur Desertion zu verleiten?

Der König.

Hieran ist kein Wort wahr.

Präsident.

Sie haben Ihre diplomatischen Agenten beauftragt, die Coalition der fremden Mächte zu begünstigen. Ein Schreiben der Gesandten zu

Konſtantinopel, Choiſeul-Gouffier, beweiſt dieſe Thatſache?

Der König.

Herr von Choiſeul-Gouffier hat nicht die Wahrheit geſagt.

Präſident.

Sie haben Debancourt, Calonnes Neffen, zum Kriegsminiſter ernannt, und der Erfolg Ihrer Verſchwörung war ſo groß, daß die Plätze Longwy und Verdun dem Feinde bei ſeinem erſten Erſcheinen ausgeliefert wurden.

Der König.

Ich wußte nicht, daß Herr Debancourt Calonne's Neffe ſey. Was die Feſtungen betrifft, ſo habe ich nichts zu ihrer Uebergabe beigetragen.

Präſident.

Sie haben unſere Marine zu Grunde gerichtet. Eine Menge Offiziere dieſes Corps ſind ausgewandert; kaum blieben ſo viele zurück, um den Dienſt in den Seehäfen verſehen zu können?

Der König.

Ich that, was ich konnte, um dieſe Offiziere zurückzuhalten.

Präſident.

Sie haben in den Kolonien die Aufrechthaltung der unumſchränkten Gewalt begünſtigt.

Ihre Agenten haben daſelbſt überall Umtriebe zu Gunſten der Gegenrevolution gemacht?

Der König.

Viele Perſonen haben ſich für meine Agenten in den Kolonien ausgegeben, ohne daß ſie es waren; ich hatte durchaus keinen Antheil an allen dieſen Umtrieben.

Präſident.

Das Innere des Staats war durch Fanatiker in Gährung geſetzt; Sie haben ſich zu ihrem Beſchützer erklärt, in der augenſcheinlichen Abſicht, durch ſie Ihre alte Macht wieder zu erlangen?

Der König.

Ich will hierauf nicht antworten; ich habe nicht die mindeſte Kenntniß von dieſem Plane.

Präſident.

Der geſetzgebende Körper hatte am 29. Jan. ein Dekret gegen die aufrühreriſchen Prieſter erlaſſen; Sie haben deſſen Vollziehung ſuſpendirt?

Der König.

Die Konſtitution ſtellte mir frei, ein Geſetz zu genehmigen oder nicht.

Präſident.

Sie haben die Schweizer im Dienſte behalten. Die Konſtitution verbot Ihnen dieß, und

die gesetzgebende Versammlung hatte ausdrücklich ihren Abmarsch befohlen.

Der König.

Ich habe alle Dekrete befolgt, die in dieser Beziehung erlassen worden sind.

Präsident.

Sie hatten in Paris besondere Gesellschaften, die beauftragt waren, Bewegungen zu bewirken, die Ihre gegenrevolutionären Plane beförderten. Augremant und Gilles waren zwei von Ihren Agenten und wurden von der Civilliste besoldet?

Der König.

Ich weiß nichts von den Planen, die man mir unterschiebt; niemals kam ein Gedanke an Gegenrevolution in meine Seele.

Präsident.

Sie wollten mehrere Mitglieder der konstituirenden und gesetzgebenden Kammer durch bedeutende Summen bestechen?

Der König.

Mehrere Personen haben mir solche Plane vorgelegt; ich habe sie aber nicht angenommen.

Präsident.

Welche Personen waren dieß?

Der König.

Ich entsinne mich ihrer nicht mehr; die Plane waren zu unbestimmt.

Präſident.

Sie haben am 10. Auguſt Morgens um 5 Uhr Muſterung über die Schweizer gehalten, und die Schweizer haben zuerſt auf die Bürger geſchoſſen?

Der König.

Ich ſah an dieſem Morgen alle Truppen im Schloſſe. Ich erbat ſogar eine Deputation der Nationalverſammlung, um mir ihren Rath zu ertheilen; und zuletzt verfügte ich mich mit meiner Familie ſelbſt in die Kammer.

Präſident.

Warum haben Sie an dieſem Tage die Wachen des Schloſſes verdoppelt?

Der König.

Das Schloß war bedroht und, als konſtituirte Gewalt, mußte ich es vertheidigen.

Präſident.

Warum haben Sie in der Nacht vom 9. auf den 10. Aug. den Maire von Paris in das Schloß berufen?

Der König.

Wegen der Gerüchte, die in Umlauf waren.

Präſident.

Sie haben das Blut der Franzoſen vergoſſen?

Der König.

Nein, mein Herr, ich nicht.

Präſident.

Haben Sie Septeuil ermächtigt, zu Hamburg einen bedeutenden Handel mit Getreide, Zucker und Caffee zu treiben?

Der König.

Ich weiß hievon gar nichts.

Präſident.

Warum haben Sie das Dekret nicht genehmigt, das die Bildung eines Lagers von 20,000 Mann anordnete?

Der König.

Dazu gab mir die Verfaſſung die Befugniß.

Präſident.

Die Fragen ſind erſchöpft. — Ludwig Capet, haben Sie noch etwas beizufügen?

Der König.

Ich verlange Mittheilung der Klagpunkte und der beigefügten Aktenſtücke, und die Erlaubniß, mir einen Vertheidiger zu wählen.

Präſident.

Will der Convent Ludwig Capet die Aktenſtücke, und die Erlaubniß geben, ſich einen Vertheidiger zu wählen.

Mehrere Stimmen.

Ja! Ja!

Manuel.

Ludwig ſollte abtreten, bis die Kammer über ſein Begehren berathſchlagt hat.

Thuriot.

Es iſt nicht nöthig; man kann ihm ſogleich die Aktenſtücke mittheilen.

(Alle Aktenſtücke werden auf eine Tafel vor den Schranken gelegt. Valazé nimmt eines nach dem andern und reicht es, über die Achſel weg, dem König hin.)

Valazé.

Hier Talons Denkſchrift an Ludwig Capet. Sie iſt mit Anmerkungen von des Leztern Hand begleitet. Erkennen Sie dieſe Bemerkungen als die Ihrigen?

Der König.

Nein!

Valazé.

Hier eine Denkſchrift von Laporte, den zwiſchen Ludwig und Mirabeau feſtgeſetzten Plan zu einer Gegenrevolution enthaltend. Erkennen Sie dieſelbe an?

Der König.

Nein, wie ſchon geſagt.

Valazé.

Ueberſchlag über die erforderlichen Koſten, um die Volksgunſt zu gewinnen. Dieſes Aktenſtück iſt in einem verborgenen Wandſchrank im Schloſſe gefunden worden.

Präſident.

Ehe dieſes Aktenſtück dem Angeklagten mitgetheilt wird, habe ich eine Frage zu machen. — Haben Sie in einer Mauer des Schloſſes einen verborgenen Wandſchrank machen laſſen?

Der König.

Ich weiß davon nicht das geringſte.

Valazé.

Kennen Sie dieſes Aktenſtück?

Der König.

Ich kenne es nicht.

Valazé.

Regiſter oder Tagebuch von Ludwigs Hand, betitelt: Auf die Schatulle bewilligte Penſionen von 1776 bis 1792. Hier kommen den Gardes du Corps bewilligte Penſionen vor. Erkennen Sie dieſe Urkunde an?

Der König.

Ich erkenne ſie an; es ſind Wohlthaten, die ich erwies.

Valazé.

Wo hatten Sie dieſe von Ihnen anerkannten Aktenſtücke verwahrt?

Der König.

Sie müßen bei meinem Schatzmeiſter ſeyn.

Valazé.

Lisen der den alten Gardes du Corps, den hundert Schweizern und den französischen Gar-den bewilligten Pensionen?

Der König.

Dieses Aktenstück erkenne ich nicht an.

Valazé.

Ein Billet an den vormaligen König von sei-nen Brüdern?

Der König.

Nein!

Valazé.

Ein Schreiben, unterzeichnet Ludwig, an den Bischof von Clermont?

Der König.

Nein!

Valazé.

Die Unterschrift?

Der König.

Nein! Auch nicht!

Valazé.

Und das königliche Wappen?

Der König.

Dieses hatten viele Personen.

Präsident.

Ich ersuche Sie, sich in den Konferenzsaal zu begeben, da die Kammer einen Beschluß fassen will.

Der König (abgehend).
Ich habe einen Vertheidiger verlangt ....

Treithard.
Ich trage auf folgendes Dekret an:
„Ludwig Capet kann einen oder mehrere „Vertheidiger wählen."
(Heftiges Murren in einem Theile des Saals.)

Albite.
Dieſe Frage iſt zu wichtig, als daß man ſie im Augenblicke entſcheiden könnte.

Duhem, Billaud-Varennes, Robespierre, Marat und andere.
Ja! Ja! Die Vertagung!

Einige Stimmen.
Das iſt ſchändlich! Das Geſchworenengeſetz bewilligt einen Vertheidiger.

Marat.
Das iſt kein gemeiner Prozeß! Wir brauchen keine juridiſche Chikanen!
(Nach heftiger Gährung beſchließt die Kammer, über den Antrag zu berathſchlagen.)

Marat, Chabot, Merlin (zugleich).
Ich verlange das Wort gegen den Antrag!

Duhem.

Ich trage darauf an, daß alle Fragen, die ſich in dieſem Prozeſſe erheben werden, durch namentlichen Aufruf zu entſcheiden ſeyen.

(Der Tumult und die Gährung zwingen den Präſidenten ſich zu bedecken.)

Petion.

(Ein augenblickliches Stillſchweigen benützend.)

Wovon handelt es ſich hier? Ludwig einen Vertheidiger zu geſtatten. Niemand kann ihm ihm verweigern, der nicht die Menſchlichkeit mit Füßen treten will. Die Geſetze erlauben ihm, zwei Vertheidiger zu wählen. Man ſtelle einfach die Frage: „Kann Ludwig Capet einen oder zwei Vertheidiger wählen?“

Viele Stimmen.

Ja! Ja! Zur Abſtimmung!

(Der Vorſchlag wird angenommen.)

Vierte Scene.

13. December.

Im Tempel. — Zimmer des Königs.

Der König.

Es ſcheint mir, daß die Gemeindebeamten heute länger ausbleiben als gewöhnlich.

Clery.

Vielleicht haben ſie Ihnen eine gute Nachricht zu bringen; der Gemeinderath wird ſich ſeiner Tyrannei ſchämen ....

Der König.

Glaubt ihr, daß ſie mir erlauben werden, meine Familie wieder zu ſehen?

Clery.

Dieſes Verbot ſcheint mir ſo barbariſch ... doch hier kommen ſie.

(Die Gemeinderäthe treten ein)

Der König.

Meine Herren! Iſt etwas zu meinen Gunſten entſchieden?

Ein Gemeinderath.

Es iſt kein Befehl erlaſſen.

Der König.

Können Sie mir wenigſtens Nachricht über die Geſundheit meines Sohnes und ſeiner Mutter geben?

Ein Gemeinderath.

(Nachdem er ſich mit ſeinen Kollegen beſprochen.)

Das kann geſchehen. (Er geht.)

Der König (zu Clery).

Weil es nun nicht anders iſt, ſo muß man des Dauphins Bette zu ſeiner Mutter hinauftragen ....

Clery.

Sire, wenn Sie warten wollten, bis....

Der König.

Ich hoffe auf nichts.... und dann ſoll ſich die Königin nimmer einer Matraze berauben, um ſie dem Dauphin zu geben.

Clery.

Der Convent wird wohl nicht ſo lächerlich-brutal ſeyn, als der Gemeinderath; es iſt zu erwarten, daß er Ihre Bitte gewähren werde.

Der König.

Ich rechne auf keine Rückſicht irgend einer Art .... und wenn auch der Konvent einen günſtigen Beſchluß faßt, ſo wird ihn die Gemeinde nicht vollziehen.

Gemeinderath (zurückkehrend).

Ihre ganze Familie befindet ſich wohl.— Die Herren Kommiſſarien des Convents!

(Thuriot, Cambaceres, Dubois-Crancé und Dupont de Bigore treten ein; ſie tragen Aktenſtücke mit ſich.)

Cambaceres.

Der Bürger Torget, den Sie zu Ihrem Anwalt gewählt haben, weigert ſich dieſes Amt zu übernehmen. Hier iſt ſein Schreiben. Dagegen hat der Convent von den Bürgern Sourdat, Huet, Guillaume und Lamignon verſchiedene Schreiben in Beziehung auf Ihre Vertheidigung erhalten, und bittet Sie aus ihnen ſelbſt Ihre Anwälte zu wählen. Hier die verſchiedenen Schreiben!

Der König.

(Nachdem er geleſen.)

Ich nehme Herrn von Malesherbes zu meinem Anwalt an und werde mich mit ihm über die Wahl eines zweiten berathen.

Thuriot.

Herr von Malesherbes hat von dieſem Augenblicke an die Erlaubniß, Sie zu beſuchen. Wir werden Befehl geben, daß dieſer Beſchluß des Conventes pünktlich vollzogen werde.

Der König.

Ich danke Ihnen, meine Herrn! Ich bitte Sie, mir Herrn von Malesherbes baldmöglichſt zu ſchicken.

Cambaceres.

Es wird ſogleich geſchehen.

(Die Deputirten gehen ab. Die Gemeinderäthe ſprechen halblaut zuſammen.)

Erſter Gemeinderath.

Machen ſie ſich luſtig über uns, dieſe Conventsmänner? Haſt Du's gehört? — Freien Eintritt! — Und die Befehle der Gemeinde?

Zweiter Gemeinderath.

Ich bekümmere mich um keine andere Befehle, als die der Gemeinde.

Erſter Gemeinderath.

Dieſe Geſetzgeber mit ihren Dekreten können mir geſtohlen werden. Meinen ſie denn, wir ſeyen ihre Kammerdiener! Unſere Inſtruktionen ſind doch klar genug: „Ludwigs Anwälte „ſollen ſtreng und ſelbſt an den geheimſten Orten unterſucht werden, und nachdem ſie ſich entkleidet haben, werden ſie unter der Aufſicht der „Kommiſſäre neue Kleider anziehen.“ Das iſt doch deutlich!

Zweiter Gemeinderath.

Ja, unſer neuer Prokurator, unſer Chaumette iſt ein Männchen! Weißt Du, was er dem Präſidenten erwiederte: „Dein Name?“ — „Unter der alten Regierung nannte ich mich „Peter Caſpar Chaumette, weil meine Taufpathen an die Heiligen glaubten; aber ſeit der „Revolution habe ich den Namen eines Heiligen „angenommen, der wegen ſeines Republikanismus gehenkt worden iſt: ich heiße Anarage„ras Chaumette.“

Tiſon (ſchnell eintretend).

Der Bürger Mal .... Malherbes ..... ein Advokat ....

Beide Gemeinderäthe.

Soll warten.

Vorzimmer.

Erſter Gemeinderath.

Wer biſt Du, Bürger?

Malesherbes.

Ich heiße Lamoignon von Malesherbes.

Erſter Gemeinderath.

Man führt jetzt keine zwei Namen mehr. Den einen oder den andern?

Malesherbes.

Je nun! Malesherbes!

Erſter Gemeinderath.

Du mußt Dich viſitiren laſſen; Du könnteſt dem Capet Waffen zutragen.

Malesherbes.

Ich trage gewöhnlich zwei Meſſer bei mir; ich habe ſie aber zu Hauſe gelaſſen. Sie können mich übrigens durchſuchen.... (Einige Papiere und Thalerſtücke aus der Taſche ziehend.) Das wird ſo ziemlich alles ſeyn, was ich bei mir führe. Dieſe (auf die Thaler deutend) ſind noch

vom alten Regiment, aber ſie ſind nicht verboten.

Zweiter Gemeinderath.

Kann noch kommen? — Und dieſe Papiere?

Malesherbes.

Der Vertrag von Pilnitz und einige Nummern des Moniteur, die ich dem König bringe. Kann ich eintreten?

Erſter Gemeinderath.

(Oeffnend.)

Nur hinein! Da ſitzt er am Schreibtiſche.

Zimmer des Königs.

Der König.

(Am Tiſche, den Tacitus vor ſich.)

Ach! Sie ſind es, Freund!

(Er ſteht auf und reicht Malesherbes die Hand.)

Malesherbes.

Mein verehrter Fürſt ....

Der König.

Wir haben uns lange nicht geſehen ... Unter welchen Umſtänden müßen wir uns wieder finden!

Malesherbes.

Sire, ſie werden ſich ändern.

Der König.

Ich hoffe es nicht. (Beide weinen.).... Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Ihr Opfer iſt um ſo größer, da Sie Ihr Leben in Gefahr ſetzen, ohne das meinige retten zu können.

Malesherbes.

Sire, mein Dienſt kann mir keine Gefahr bringen, und es iſt ſo leicht, Sie zu vertheidigen.

Der König.

Täuſchen Sie ſich nicht. Doch gleichviel, wir wollen uns mit meinem Prozeſſe beſchäftigen, als ob ich ihn gewinnen ſollte .... und ich werde ihn wirklich gewinnen, wenigſtens vor der Nachwelt, denn das Andenken, das ich zurücklaſſe, wird ohne Flecken ſeyn.

Malesherbes.

Ich glaube, daß höchſtens Verbannung ....

Der König.

Sie werden mich zum Tode verurtheilen! Aber ich werde ihm mit heiterer Stirn entgegengehen .... Man wundert ſich vielleicht, daß ich den Gerichtshof nicht verwerfe. Nichts wäre leichter, aber ich habe immer mein Volk geliebt, und ich glaube Allem aufbieten zu müſſen, um ihm ein großes Verbrechen zu erſparen.

Malesherbes.

Wir wollen hoffen, daß die Gerechtigkeit Ihrer Sache das Volk enttäuſchen und zum Erröthen über ſeine Wuth bringen werde.

Der König.

Ich rechne nicht darauf, denn ich habe erfahren, wie weit die Bosheit der Menſchen gehen kann.

Malesherbes.

Ich hoffe, daß ihre Befreiung nicht ferne iſt. Wenn aber der Convent Sie zur Deportation verurtheilte, welches Land würden Sie wählen?

Der König.

Wahrſcheinlich die Schweiz. Was übrigens die Geſchichte von dem Looſe flüchtiger Könige ſagt . . .

Malesherbes.

Sire, das franzöſiſche Volk würde Sie ſelbſt zurückrufen.

Der König.

Laſſen Sie uns von etwas anderem reden. Könnten Sie mir nicht einige Zeitungen verſchaffen?

Malesherbes.

Ich kann Ihren Wünſchen entſprechen, und ich denke es wird zu Ihrer Vertheidigung gut

ſeyn, wenn Sie die Blätter leſen. Hier ſind mehrere; ich werde Ihnen die andern bringen.

Der König.

Wiſſen Sie, was mir unter allen dieſen Dingen am meiſten Kummer macht?

Malesherbes.

Der Undank eines Volkes, dem Sie Gutes erwieſen haben?

Der König.

Allerdings, aber mehr noch der Anblick der Edelleute, welche niedrig genug denken, den Feinden des Throns zu dienen. Sollten Sie glauben, daß ich ſelbſt hier unter den Kommiſſären der Gemeinde alte Edelleute erkannt habe?

Malesherbes.

Ich wußte es, Sire.

Der König.

Das iſt noch nicht Alles. Unter denen, die ich mit Wohlthaten überhäufte, ſind einige ſogar meine Angeber geworden und haben auf der Polizei gegen mich ausgeſagt. Ich verzeihe ihnen von ganzem Herzen, aber ich kann kaum begreifen, wie dieſe Menſchen, die ich mit Wohlthaten überſchüttete, die Zahl meiner Verfolger vergrößern konnten.

(Der König ergreift Malesherbes Hände und drückt ſie ihm wehmüthig. Beide verharren in traurigem Schweigen.)

Fünfte Scene.

Konferenzſaal der Jakobiner. — Man erblickt viele Jakobiner und Konventsmitglieder in demſelben.

Tache ***

Iſt es wahr? Ein Proſcriptionsdekret gegen Egalité? Das iſt ſchändlich!

Henriot.

Die Sektionen müßen aufſtehen.

Couch ***

Man muß ſie ſtürzen, ſonſt werden wir nicht fertig.

Tache ***

Wieder einer der Umtriebe Rolands und ſeiner Partei!

Choudieu.

Ein abſcheulicher Deſpotismus! Ich werde den Präſidenten denunciren.

Calon.

Laß ihn doch, mit ſeinem Rufe zur Ordnung! Die Minorität wird umkommen, wenn es nicht anders iſt; aber weichen wird ſie niemals. Lieber laſſe ich mich auf dem Platze erwürgen.

Henriot.

Das Dekret iſt alſo durchgegangen?

Desmoulins.

Nein, Dank ſey Duhem! Geht es durch, ſo iſt Frankreich verloren.

Henriot (zu Duhem).

Und wie denn?

Es gab nur ein Mittel: „Ihr wollt Orleans „als der Freiheit gefährlich verbannen? ſagte „ich ihnen. Nun, ſo verbannt auch Roland; iſt „er nicht auch ein Parteihaupt?“

Henriot.

Was erwiederten ſie hierauf?

Duhem.

Man ſchlug hierauf vor Pache zu proſcribiren. Ich verlangte die Vertagung, da es unſchicklich ſey, auf ſolche Art einen Beſchluß durch Ueberraſchung durchzuſetzen. Sie ſchämten ſich oder vielmehr ſie fürchteten den Unwillen des Volks. In zwei Tagen wird die Diskuſſion wieder aufgenommen werden.

Verſchiedene Sansculotten.

Wir müßen eine Bittſchrift der 48 Sektionen überbringen, und das Volk muß ſich bewaffnet im Saale einfinden.

Semes ***

Das heißt den Oſtracismus einführen, um ſich ſeiner gegen die Patrioten zu bedienen.

Monvel.

Aber was bezwecken ſie denn eigentlich damit, und welche Beſorgniß kann ihnen Egalité einflößen? Sie fürchten ihn gewiß nicht, und ſie

wiſſen, daß wir uns ſo wenig aus ihm machen, als ſie.

Legendre.

Eiferſucht und Parteiſache.

Billaud-Varennes.

Weiter nichts: Es iſt blos der Verdruß und die Wuth, daß ſie in dieſer Sitzung die Untheilbarkeit der Republik dekretiren ſahen.

Legendre.

Ich ſehe weiter: wenn ſie Orleans entfernen, ſo bahnen ſie dadurch augenſcheinlich Roland den Weg.

Juli ***

Das iſt gewiß, daß man unter dem Regiment, das in der Straße Babylon kaſernirt, verkleidete alte Gardes du Corps erkannt hat.

Gouzilleau.

Wer übrigens, der Philipps Leben kennt, würde ihn fürchten? Trägt er nicht das Siegel ſeiner Sitten auf dem Geſichte? Wie könnten auch die Pariſer den lieben, der durch ſein Palais-Royal die Kaufleute, die dort wohnen, und die nicht dort wohnen, zu Grunde gerichtet hat — einen Menſchen, der aus ſeiner Wohnung das Aſyl der Spieler und der Freudenmädchen gemacht hat? Wie könnte endlich ſich eine Partei um einen Menſchen ſammeln, der

auf die Revolution wie auf die Jokeys spekulirt hat? Orleans kann nicht gefährlich scheinen, und iſt es nicht.

Saint-Juſt.

Ich glaube, daß man Orleans und das Urtheil des Königs zu verknüpfen ſucht, in der Abſicht, dieſen zu retten oder ſein Urtheil zu bemänteln.

Robespierre.

Ihr habt Alle nicht den rechten Fleck getroffen. Man will um jeden Preis Verwirrung in den Convent bringen. Um dieß zu erreichen, gab es wohl kein ſicheres Mittel, als, gleichſam zufällig, eine ſo kitzliche als gefährliche Frage, als dieſer hölliſche Antrag Buzots iſt, in den Schoos der Verſammlung zu werfen.

Mehrere Stimmen.

Das iſts! Das iſts!

Mehrere Jakobiner.

Die Sitzung iſt eröffnet! — In die Sitzung! In die Sitzung!

(Die Mehrzahl geht ab. Einige Deputirte bleiben.)

Tallien.

Keine Wahl: das Dekret widerrufen und ſich an die Sektionen wenden.

Bazire.

Ich glaube nicht, daß es klug wäre, ſich der Sektionen zu bedienen, denn ſie würden hier

wieder einen Vorwand finden, über Gewaltſtreiche zu ſchreien.

Billaud-Varennes.

Gleichviel. Es muß doch zuletzt zum Aeußerſten kommen.

Duhem.

Ja, der Augenblick, Alles zu wagen, iſt da. Gelingt es ihnen einmal, einen Deputirten von der Kammer auszuſchließen, ſo iſt Alles verloren, und Du, Robespierre, weißt dann, welches Schickſal deiner wartet.

Tallien.

Die Sektionen! Die Sektionen!

Robespierre.

Das iſt auch u eine Meinung; aber hört mich: Bazire hat die richtige Anſicht, ſie werden daraus einen neuen Vorwand ihrer Deklamationen machen. Dieß muß verhindert werden. Wir wollen nicht offen auftreten. Laßt uns acht bis zehn Häuptern der Sektionen das Wort geben und dieſe handeln. Die Bewegung ſelbſt nüzen wir für uns.

Bazire.

Aber der Maire Chambon wird den Schlag vereiteln, wenn die Sache lau betrieben wird.

Robespierre.

Du irrſt Dich. Er wird uns förderlich ſeyn, in der Meinung, daß ſeine Partei ſich daraus

eine Waffe gegen uns bilden kann. In dieſem Wahne wird er der erſte ſeyn, der die Sektionen antreibt. Tallien, oder irgend ein anderer von uns geht zu ihm und beſchwört ihn, im Namen des Vaterlandes, der Bewegung Einhalt zu thun. Auf dieſe Art werden die Adreſſe und die Sektionen an den Convent kommen und ihre Wirkung thun, ohne daß wir anſcheinend im Spiele ſind. Dann, wenn es nöthig iſt, denunciren wir Chambon ſelbſt als den Anſtifter der Bewegung.

Bazire.

Hiemit iſt Alles geſagt. Tallien und ich übernehmen die Vollziehung.

(Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

25. December.

Im Tempel. Zimmer des Königs.

Der König.

Herr von Malesherbes, Sie kommen eben recht! ich habe Sie etwas zu fragen.

Malesherbes.

Ich ſtehe zu Ihren Befehlen, Sire.

Der König.

Schon allzulange beſchäftige ich mich mit meinem irdiſchen Prozeſſe; ich will nun auch darauf ſinnen, vor den himmliſchen Richter treten zu können, der bald über mich und diejenigen richten wird, die mich hienieden vor ihr Tribunal fordern. Meine Schweſter hat mir einen Prieſter benannt, der den Eid nicht geleiſtet hat, und den ſeine Obſcurität der Verfolgung entziehen wird. Hier iſt ſeine Adreſſe. Gehen Sie zu ihm und bereiten Sie ihn darauf vor, daß er zu mir komme, ſobald ich die Erlaubniß erhalten haben werde, ihn zu ſehen.

Malesherbes.

Sire, wann wünſchen Sie, daß ich Ihren Willen erfülle?

Der König (lächelnd).

Verzeihung, lieber Freund, ſo gebe ich Ihnen einen ſeltſamen Auftrag für einen Philoſophen. Aber wenn Sie ſo viel ausſtehen und ſterben müßen, wie ich ſterben werde, ſo würde ich Ihnen die nämlichen religiöſen Gefühle wünſchen; ſicherlich würden Sie darin mehr Troſt finden, als in der Philoſophie.

Malesherbes.

Die Philoſophie, Sire, ſchließt die Liebe zu Gott nicht aus, ſondern unterhält ſie im Gegen-

theil. (Die Adreſſe betrachtend.) Herr von Eſſer zu Choiſy-le-Roi? Ich werde ihn aufſuchen.

Der König.

Es iſt ein braver Mann, der den Septembermorden wunderbar entgieng. Sein wahrer Name iſt Abbé Firmont; er war lange Beichtvater meiner Schweſter Eliſabeth. Finden Sie ihn nicht in ſeinem Hauſe, ſo laſſen Sie ihn an einen dritten Ort kommen.

Malesherbes.

Ich werde pünktlich alles beſorgen.

Der König.

Wenn ich Ihnen nur wenigſtens eines Tages meine Dankbarkeit bezeugen könnte, wie ſehr würde ich mich freuen! . . . Aber unter dieſen Umſtänden . . .

Malesherbes.

Sire! Es gibt noch Deputirte, die nicht jeden Grundſatz der Ehre abgeſchworen haben; ich hoffe, daß dieſe die ſchändlichen Umtriebe Ihrer Feinde vereiteln werden.

Der König.

Ich rechne nicht mehr darauf; mein Tod iſt beſchloſſen.

Malesherbes.

Ich weiß gleichwohl mit Gewißheit, daß viele Deputirte für die Verbannung ſtimmen werden.

Der König.

Meinen Sie?... Doch nein, ſie würden ſich ins Verderben ſtürzen, ohne mich zu retten. Wie nun die Sachen ſtehen, müßen die Bosheit und Frechheit unfehlbar ſiegen.

(Tronchet und Deſeze, Ludwigs Vertheidiger, treten ein. Der König geht ihnen entgegen und umarmt ſie.)

Der König.

Meine Freunde, ich wollte Ihnen nur beweiſen, wie vielen Dank ich Ihnen ſchuldig bin... Ich bitte Gott täglich, meine Familie zu retten .... Möge der Himmel Sie aus den Gefahren retten, welche Sie ſich durch meine Vertheidigung zuziehen werden ...

Tronchet.

Sire, nur ein Gedanke belebt uns: der Wahrheit den Sieg zu verſchaffen. Wir bitten Sie, uns in Allem zu unterſtützen, was zu Ihrer Vertheidigung dienen kann. Wir wollen Ihnen vorlegen, was Herr Deſeze und ich in der Sache gethan haben. Erlauben Sie, daß wir Ihnen zuerſt den allgemeinen Plan der Vertheidigung mittheilen.

Der König.

Gerne, ich bin bereit Sie zu zu hören.

Deſeze.

Ich habe vor allen Dingen die Frage der Unverlezbarkeit behandelt; ich glaube ſie nunmehr ſo durchgreifend erwieſen, daß ſie in unſerem Sinne aufgefaßt werden muß, wenn nicht durchaus böſer Wille vorherrſchend iſt. Hören Sie eine Stelle:

„Nehmen Sie Ludwig die Unverlezbarkeit „des Königs, ſo müßen Sie ihm doch we„nigſtens die Rechte des Bürgers laſſen. „Wollen Sie ihn aber als Bürger richten, „ſo frage ich Sie: wo ſind dieſe ſchirmen„den Formen, die jedem Bürger zu Statten „kommen, wo iſt die ſo nöthige Befugniß „der Recuſation, dieſes Verhältniß der Stim„men, welches das Geſetz ſo weiſe feſtge„ſtellt hat, um die Verurtheilung zu entfer„nen oder zu mildern, dieſe ſtille Abſtim„mung? u. ſ. w. Vergebens ſuche ich hier „Richter — ich finde nur Ankläger."

Der König.

Treflich, aber ich habe ſchon oft geäußert, daß ich mich nicht an ihr Mitleiden wenden will.

Deſeze.

Sire! Ich habe Ihre Befehle pünktlich und vielleicht faſt zu buchſtäblich befolgt! aber ſowohl

um des Schwachen, als um der Heiligkeit Ihrer Sache ſelbſt willen, iſt es erforderlich, alles herauszuheben, was die Wuth dieſer Menſchen Gehäſſiges und Barbariſches hat. Iſt es denn gar nichts, daß Sie die Tortur abgeſchafft, daß Sie der Religionsverfolgung ein Ende gemacht, daß Sie im Jura die Leibeigenſchaft aufgehoben, daß Sie das Joch der Schwarzen gebrochen, daß Sie Amerika die Freiheit gegeben und in die geſetzliche Freiheit Frankreichs gewilligt haben?

Der König.

Meine lieben Freunde! Ich fürchte, gleich Ihnen, daß ich einiges Gute gethan habe; es beruhigt mich in meinem Innern. Da ich aber nun vor Gott erſcheinen ſoll, warum den Menſchen wiederholen, was ich that? Und der Richter, vor den ich bald treten werde, weiß doch Alles. Die Franzoſen werden einſt meinem Andenken ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen; dieß genügt mir. — Herr Deſeze, leſen Sie mir doch vor, was Sie über die Ereigniſſe des Auguſt' geſagt haben.

Deſeze (leſend).

„Man hat behauptet, Ludwig ſelbſt habe „die Bewegung des Volks provocirt; aber „Jedermann weiß ja, daß Plane geſchmie-

„det, Verträge unterzeichnet worden ſind;
„daß man alles eingeleitet hat, um dieſes
„Ereigniß herbeizuführen, daß der geheime
„Bund ſeine Agenten, ſein Kabinet, ſein
„Direktorium hatte. Die Geſtändniſſe hier-
„über haben in ganz Frankreich wiederhallt;
„hier in der Mitte dieſer Verſammlung,
„ſelbſt auf dieſem Rednerſtuhle, hat man
„ſich den Ruhm des 10. Auguſt gegenſeitig
„zugeeignet. Und nun will man Ludwig
„zum Angreifer machen und ihm das Blut
„zur Laſt legen, das gefloſſen! gegen ihn ſoll
„dieſes Blut zeugen, der, als es floß, ſchon
„im Schooße der Nationalverſammlung war,
„um es nicht zu vergießen; gegen ihn, der
„zu Varennes ſich lieber gefangen gab, als
„das Leben eines einzigen Menſchen aufs
„Spiel ſetzte; gegen ihn, der am 20. Juni
„alle ihm angebotene Hülfe ablehnte und al-
„lein in der Mitte des Volks blieb!“

„Franzoſen! was iſt aus Eurem Natio-
„nalcharakter geworden, der ſich ſonſt durch
„ſo zarte Sitten auszeichnete? wollt ihr ei-
„nen Unglücklichen ganz zu Boden treten,
„der ſich in die Mitte eurer Repräſentan-
„ten flüchtete? Habt ihr keine Achtung
„mehr für das geheiligte Recht des Aſyls?
„Iſt nicht ein König, der aufhört es zu

„seyn, an sich schon das Schlachtopfer ei„nes so grausamen Schicksals, daß es un„möglich scheint, seinem Elend etwas hin„zuzufügen?“

„Franzosen! die Revolution hat große „Tugenden in Euch entwickelt. Möge euch „nicht die Nachwelt beschuldigen, daß sie „euch zu Barbaren gemacht hat! hört, was „eines Tages die Geschichte sagen wird: „„Ludwig, der im 20. Jahre seines Alters „„den Thron bestieg, war auf ihm ein Mu„„ster guter Sitten, der Gerechtigkeit und „„Sparsamkeit; er zeigte auf ihm keine „„Schwäche, keine verderbliche Leidenschaft; „„er war der beständige Freund des Volks. „„Das Volk wünschte die Aufhebung einer „„verderblichen Abgabe, Ludwig hob sie auf; „„es wünschte die Aufhebung der Leibeigen„„schaft, Ludwig hob sie auf; das Volk ver„„langte Reformen, er bewilligte sie; das „„Volk wollte seine Gesetze ändern, er gab „„seine Zustimmung; das Volk wollte die „„Freiheit, er gab sie ihm.““

Der König.

Mein lieber Deseze, Sie rührten mich bis zu Thränen. Aber lassen Sie diesen redneriſchen Eingang weg; ich will nicht das Mitleiden meiner Richter anflehen.

Deſeze.

Dießmal, Sire, erlauben Sie mir, Ihrer allzugroßen Güte widerſtreben zu dürfen; nur allzuoft iſt ſie von Ihren Feinden mißbraucht worden; einmal wenigſtens muß man es ſie fühlen laſſen, und beſonders da es geſchieht, um ihnen ein Verbrechen zu erſparen.

Der König.

(Nach einigem Nachdenken.)

So handeln Sie denn, wie Sie es für dienlich halten.

Tronchet.

Sire, ich erlaube mir die Bemerkung, daß ich es für angemeſſen erachte, wenn Sie unſerer Vertheidigungsrede vor dem Convent einige Worte beifügten.

Der König.

Was könnte ich hinzufügen? Ihnen erklären, daß mein Gewiſſen rein iſt, daß meine Vertheidiger die Wahrheit geſagt haben, daß meine Liebe für das Volk mich niemals den Tod fürchten ließ ... aber alle dieſe Dinge werden zu nichts dienen; mein Schweigen und meine Reſignation auf dem Blutgerüſte werden mehr ſagen, als Worte vermögen ... O Gott, mein Gott! ſchenke mir doch die Gnade eines chriſtlichen Todes!

Siebente Scene.

26. December, 10 Uhr morgens.

Wohnung des Bürgers Defermont, Präsidenten des Convents. — Schon um 2 Uhr morgens haben sich die Sektionen bewaffnet. Ein zahlreiches Truppencorps mit 50 Kanonen, ist in der Umgegend des Nationalconvents aufgestellt. Von allen Seiten vernimmt man Waffengeräusch und das unbändige Geschrei der Männer.

Defermont.

(Aufstehend und den drei Vertheidigern des Königs entgegengehend.)

Guten Morgen, meine Herren! was verschafft mir das Vergnügen, Sie so frühe bei mir zu sehen?

Tronchet.

Der Wunsch, ein abscheuliches Verbrechen zu verhüten.

Defermont.

Wie so? es sind ja überall Truppen aufgestellt.

Deseze.

Vielleicht nur zu viele. Die Meuterer sind auf einen furchtbaren Streich gefaßt, oder wir müßen uns sehr irren. Alle Zugänge zum Convent sind bereits besetzt, und man hat uns ausdrücklich den Zutritt versagt.

Defermont.

Meine Befehle lauteten inzwiſchen beſtimmt, Ihnen zu jeder Stunde die Thüren zu öffnen.

Tronchet.

Man hat uns mit Härte zurückgewieſen und das drohende Geſchrei des Volkes begleitete uns.

Deſeze.

Wir wiſſen, daß geſtern geheime Verſammlung gehalten worden iſt, worin Ludwigs Tod beſchloſſen wurde; in den Sektionen herrſcht Gährung, man ſpricht davon, das Schlachtopfer zu erdolchen.

Malesherbes.

Welches Unglück und welche Schande für das franzöſiſche Volk! . . . Dieſe Menſchen ſind zu allem fähig . . . Die Ausführung iſt leicht . . . Im Gedränge des Eingangs bedarf es blos eines Dolchs und eines einzigen Arms.

Defermont.

Ich weiß wohl, daß die Gährung aufs höchſte geſtiegen iſt.

Malesherbes.

Ich bitte Sie, allem aufzubieten, daß dieſes ungeheure Verbrechen nicht begangen werde.

Defermont.

Meine Herrn! Am guten Willen fehlt es mir nicht, aber an den Mitteln, die Ruhe auf-

recht zu erhalten. Ich ſelbſt werde jeden Tag bedroht oder denuncirt.

Malesherbes.

Wenn man nun aber nimmer auf Ihre Stimme achtete, wenn ſie ſelbſt nimmer Herr der Ordnung wären! . . .

Deſermont.

Ich werde meine Pflicht thun, geſchehe was da wolle!

Malesherbes.

Ich bitte Sie um einen ſchriftlichen Befehl, daß uns die Thüren des Convents geöffnet werden.

(Deſermont geht an ſeinen Schreibtiſch und fertigt den Befehl aus.)

Deſermont.

Leben Sie wohl, meine Herren! die Stunde der Sitzung naht heran; ich werde Ihnen bald nachfolgen.

Achte Scene.

26. December.

Sitzungssaal des Convents. Die Vertheidiger des Königs sind so eben gehört worden und die Sitzung wird fortgesetzt. Der König entfernt sich mit seinen Vertheidigern in den Conferenzsaal.

Manuel.

Ich trage darauf an, daß Ludwigs Vertheidigung auf dem Schreibtisch niedergelegt, gedruckt, in die Departemente geschickt, innerhalb 24 Stunden an die Mitglieder der Versammlung ausgetheilt, und dann die Verhandlung innerhalb drei Tagen wieder aufgenommen werde.

(Murren auf den Tribünen. Beifall in einem Theile des Saals.)

Defermont, Präsident.

Keine Beifallsbezeugungen! Die Mitglieder der Kammer müßen das Beispiel der Stille geben.

Duhem.

Ich verlange, daß Ludwig möglichst schnell gerichtet werde, da nun alle Formalitäten erfüllt sind. In jedem Gerichtshofe schreitet man sogleich zur Abstimmung, wenn der Angeklagte gehört worden ist.

(Beifall in einem Theile des Saals und auf den Tribünen.)

Präsident.

Ich will die Versammlung fragen. Man hat die Niederlegung und den Druck der Vertheidigung Ludwigs verlangt?

Duhem.

Nach dem Urtheil.

Lanjuinais.

Ich bitte um das Wort über den Druck. Bürger! es ist endlich Zeit, daß wir von Berathschlagungen zurückkommen, die uns Schande bringen können. Ich hörte nur allzuoft schon auf diesem Rednerstuhl die Zurücknahme von Beschlüssen verlangen, die nach der reiflichsten Erörterung erlassen waren. Heute nun fordere ich selbst die Zurücknahme eines unüberlegten, unsinnigen, in einer einzigen Minute erlassenen Beschlusses, des Beschlusses, durch den ihr Euch zu Richtern Ludwigs des Sechzehnten gesetzt habt. Dieß ist meine ganze Antwort auf den rohen Antrag, der eben geschehen ist. (Heftiges Murren.) Drei Bände sind bereits über diesen Gegenstand gedruckt; ihr ganzer Inhalt beschränkt sich auf die zwei Worte: Soll Ludwig der Sechzehnte gerichtet werden, d. h. sollen alle schirmenden Formen, deren jeder Bürger ohne Ausnahme sich zu erfreuen hat, auf Euern vormaligen König angewendet werden, oder sollen die Verschwörer, welche sich laut auf diesem

Rednerſtuhle als die erlauchten Urheber des erlauchten Tages vom 10. Aug. erklärt haben...

(Allgemeine Gährung. Viele Stimmen: zur Ordnung! in die Abtei!)

Thuriot.

Sie zeigen ſich allzu offen als den Verfechter der Tyrannei.

Lanjuinais.

Ich habe geſagt, daß Ihr die Verſchwörer vom 10 Auguſt, die Ankläger, die Anklage-Jury, die richtende Jury, die Richter ...

(Die Stimme des Redners verliert ſich in dem furchtbaren Tumult. Viele Stimmen rufen: in die Abtei! Zur Ordnung!)

Duhem, Billaud u. ſ. w.

Es iſt ein Royaliſt... er verdammt den 10. Aug.

Julien.

Er will uns zu Angeklagten und den König zum Richter machen.

Thuriot.

Ich verlange, daß die Kammer den Redner mit größter Stille anhöre und ſofort ſeine Strafe beſtimme.

Choudieu.

Er ſoll nicht ſprechen! Ich klage ihn an als Aufwiegler des Bürgerkriegs!

Lanjuinais.

So hört mich doch.

Viele Stimmen.

Nein! Nein! Herunter vom Rednerſtuhl! vor die Schranken!

(Beifall der Zuſchauer.)

Lanjuinais.

Bürger, Euer ungerechtes Murren . . .

Thuriot.

Präſident, thun Sie doch Ihre Pflicht und entziehen Sie dieſem Menſchen das Wort.

Lanjuinais.

Aber mein Gott . . .

Präſident.

Lanjuinais, Sie können das Wort nicht gegen den Willen der Verſammlung behalten. Man hat verlangt, daß Sie zur Ordnung gerufen werden.

Stimmen links.

Nein! in die Abtei! in die Abtei!

Präſident.

Andererſeits iſt wieder verlangt worden, daß Lanjuinais geſtattet ſey, ſich zu erklären.

Mazuyer.

Ich verlange, daß er gehört werde, denn ich möchte doch wiſſen, welches Mitglied des Convents ſich dadurch beleidigt fände, wenn man es Verſchwörer des heiligen Tages vom 10. Auguſt nennt.

Lanjuinais.

Eben darüber wollte ich ja reden . . .

Mazuger.

Ich ſelbſt bin Verſchwörer vom 10. Aug. und mache mir eine Ehre daraus.

Lanjuinais.

Ganz recht.

Präſident.

Lanjuinais hat das Wort.

Lanjuinais.

Ich ſagte: Ihr könnt nicht Richter des wehrloſen Mannes bleiben, deſſen unmittelbare und perſönliche Feinde mehrere unter Euch waren, da ſie den Angriff auf ſeine Wohnung eingeleitet und ſich deſſen gerühmt haben . . .

Ein Mitglied.

Die ganze Nation hat ihn entthront.

Lanjuinais.

Ihr könnt nicht Richter, Anwender des Geſetzes, Ankläger, anklagende und richtende Jury zumal ſeyn, da Ihr Alle oder faſt Alle Eure Meinung bereits offen ausgeſprochen habt, da dieß Einige von Euch ſogar mit einer ſchändlichen Rohheit tadeln. (Eine Stimme: die liegt alſo Dir mehr am Herzen, als das Wohl des Volks!) Ich höre hier vom Wohl des Volkes reden, das eben iſt der angemeſſene Uebergang, deſſen ich gerade bedurfte. Alſo politiſche Ideen, nicht juridiſche

ſollt Ihr hier erörtern. Ich hatte demnach recht, Euch zu ſagen, daß Ihr hier nicht als Richter, ſondern als Geſetzgeber auftreten ſollt. Fordert nun die Politik, daß die Nation ſich entehre? fordert die Politik, daß der Convent ſich all des Unheils theilhaftig mache, das aus der erſtaunenden Verſchiedenheit und Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung hervorgehen kann? Es iſt endlich Zeit, die öffentliche Meinung über dieſen Gegenſtand fortwährender Beſorgniſſe und Hoffnungen feſt zu ſtellen. Ich trage demnach darauf an, daß die Kammer, indem ſie das Dekret, durch welches ſie beſchloſſen hat, Ludwig den Sechzehnten zu richten, entweder zurücknimmt oder interpretirt, beſchließe, daß ſie in der Form einer allgemeinen Sicherheitsmaßregel über ſein Loos entſcheiden werde.

Amar.

Sie haben in der Sache des vormaligen Königs zwei Vertheidigungsreden vernommen: die eine vor den Schranken durch ſeinen amtlichen Vertheidiger, die andere auf dem Rednerſtuhl, die eine auf das abgeſchmackte Syſtem der Unverletzbarkeit, die andere auf leeren Wortſchall und Verwirrung aller Grundſätze gegründet. Wovon iſt hier die Rede? von einer öffentlichen Thatſache, vom 10 Auguſt. Hier ſind keine Zeugen zu verhören, kein Verfahren irgend ei-

ner Art iſt erforderlich; die Thatſachen ſind klar, nur Eines iſt zu richten — das Faktum der Tyrannei. Ihr ſeyd intereſſirter Theil, ſagt man Euch; aber kann man nicht das nämliche von der franzöſiſchen Nation ſagen, denn auf ſie ſind die Streiche des Tyrannen gefallen? an Wen alſo müßte man zulezt appelliren? an die Planeten etwa?

(Beifall der Tribünen und eines Theils der Kammer.)

Legendre.

An eine Kammer von Königen vielleicht!

Amar.

Es bleibt alſo nichts übrig, als zum namentlichen Aufruf zu ſchreiten.

Dubem.

Wir haben Ludwigs Vertheidigung gehört. Laßt uns ohne Zögern zum Urtheil ſchreiten! Als die Tyrannen die Patrioten erwürgten, vertagten ſie nicht, als die Oeſtreicher in Ludwigs Namen Lille beſchoßen, zögerten ſie nicht.

(Wiederholter Beifall auf den Tribünen.)

Kerſaint.

Ich verlange, daß man ſolche Deklamationen nicht geſtatte. Wir ſind Ludwigs Richter, nicht ſeine Henker.

Präſident.

Der Antrag der Vertagung auf drei Tage iſt gemacht . . .

Mehrere Stimmen (mit Heftigkeit).

Nein! nein! keine Vertagung!

Duhem.

Ich verlange, daß das Urtheil ſogleich geſprochen werde.

(Unterſtützt! unterſtützt!)

Rouyer.

Ich verlange die Vertagung.

Bazire.

Steht Rouyer noch in Korreſpondenz mit dem König?

Duhem.

Dient Ihr dem König, wir wollen dem Volke dienen.

Präſident.

Um die Kammer aus dieſer Verlegenheit zu reiſſen, will ich über die Vertagung abſtimmen laſſen...

(Sechzig bis achtzig Mitglieder der äußerſten linken Seite ſtürmen zumal in die Mitte des Saals und ſtürzen ſich auf den Schreibtiſch los. Der Beifallruf der Tribünen ermuthigt ſie. Man erblickt mitten im Gedränge aufgehobene Stöcke und einige gezogene Säbel. Die Sitzung iſt über eine Viertelſtunde ſuſpendirt.)

Julien.

Die abſcheulichſte Verſchwörung iſt entdeckt... ich verlange das Wort gegen den Präſidenten.

Präſident.

Ich werde es niemals gegen mich verweigern, aber wenn die Kammer mich zuvor hören wollte...

Viele Mitglieder.

Ja! ja!

Marat, Robespierre u. ſ. w.

Er iſt angeklagt ... er kann nicht als Präſident gehört werden.

Julien.

Bürger! man will die Republik ſtürzen ... (Louvet: ja, aber Ihr!) man will die Republik ſtürzen, indem man den Convent bis in ſeine Grundſäulen erſchüttert. Wir wollen die Republik retten, und ſollte es durch unſern Tod ſeyn.... Die Höhen, welche man ſpottweiſe den Berg nennt, ſollen Frankreichs Thermopylen werden, hier werden die Spartaner ſterben und ſterbend die Freiheit retten. Wir haben ſo eben geſehen, daß der Mann, der hier den Vorſitz führt, übereilt eine Frage zur Abſtimmung brachte, über welche man den namentlichen Aufruf verlangt hatte. Ich trage darauf an, daß ihm wegen dieſer empörenden Parteilichkeit die Glocke entriſſen und er in einen Winkel des Saals verwieſen werde.

(Die Kammer beſchließt zur Tagesordnung überzugehen.)

Bazire.

Wißt Ihr, warum man zur Tagesordnung übergeht? Um den Departimentalgarden Zeit zur Ankunft zu geben. So löst ſich das Räthſel.

Couthon.

Sollt Ihr ſogleich das Urtheil ſprechen oder die Vertagung bewilligen? das iſt die Frage. Haben Einige unter Euch noch Zweifel, ſo muß man ferner berathen. Zum mindeſten aber ſollte die Kammer beſchließen, daß ſie mit Hintanſetzung aller anderen ſich ausſchließlich mit dieſer Sache beſchäftigen wolle.

(Dieſer Antrag wird durch allgemeinen Zuruf zum Beſchluß erhoben.)

Petion.

(Auf dem Rednerſtuhl.)

Ich erlaube mir einen einfachen Vorſchlag.

Chabot.

Kein Vorrecht! Die Diskuſſion iſt geſchloſſen!

(Der Präſident fragt die Verſammlung; ſie beſchließt Petion zu hören.)

Eine Stimme.

So hört doch den König Petion!

Präſident.

Wie wollt Ihr? . . .

Duhem.

Wir wollen kein Opium à la Petion mehr!

Eine Stimme.

Herunter mit dem König Hieronymus Petion!

Ein Mitglied der rechten Seite.

Endlich vergeht uns die Geduld!

(Etwa hundert Mitglieder der rechten Seite ſtürzen zumal auf die linke Seite los und bringen ſie zum Schweigen.)

Petion.

Bürger! Dieſe Gewaltthätigkeiten und Perſönlichkeiten ziemen uns nicht, da wir über das Loos von Menſchen und Dingen zu entſcheiden berufen ſind; wir Alle haben geſchworen, daß wir keine Könige mehr wollen, und wir werden den Schwur halten. (Allgemeiner Beifall.) Aber wir haben hier nicht über das Königthum und das Loos eines Königs zu entſcheiden, ſondern über ein Individuum Recht zu ſprechen. Die Schwierigkeit iſt dieſe: mehrere Mitglieder wollen, daß einfach durch politiſche Maßregel über ſein Schickſal entſchieden werde; Andere verlangen, daß man das Dekret, durch welches er vor Gericht geſtellt wird, zurücknehme — ich trage darauf an, den Vorſchlag des Bürgers Couthon anzunehmen, ohne jedoch die Nebenfrage zu präjudiciren.

(Couthons Antrag mit Petions Vorbehalt wird angenommen.)

Neunte Scene.

26. December.

Das Innere des Wagens des Maire, worin ſich der König Chamben, Chaumette und Coulonbeau befinden. — Der König hält ein Stück ſchwarzes Brod in der Hand. — Das Geſchrei des Pöbels begleitet überall den Wagen.

Chaumette.

Sie werden Mühe haben, mit dieſem Stück Brod fertig zu werden.

Der König.

Doch, denn ich habe Hunger, da ich ſeit dieſem Morgen nichts gegeſſen habe; dieſes Brod iſt freilich rau, und hat ſogar einen Erdgeſchmack.

Chaumette.

Es iſt ſpartaniſche Koſt. Nun die Patrioten begnügen ſich mit Wenig.

Coulonbeau.

Geben Sie, ich will es wegwerfen.

Der König.

Nein, nein! das Brod iſt ſo rar.

Chaumette.

Und woher wiſſen Sie das?

Der König.

Ich hörte es ſagen.

Chaumette.

Meine Großmutter ſagte mir auch: Junge, werfe nie ein Stück Brod weg, es könnte dir ſauer werden, ſo viel wieder zu verdienen.

Der König.

Ihre Großmutter ſcheint eine Frau von Charakter geweſen zu ſeyn. Woher ſind Sie?

Chaumette.

Aus dem Departement der Nievre, an den Ufern der Loire.

Der König.

Verzeihung, Herr Coulombeau, könnten Sie nicht die Fenſter des Wagens aufziehen laſſen? es iſt ſo kalt.

Coulombeau.

(Seinen Hut aufſetzend.)

Ich bedaure, aber es könnte einen üblen Eindruck machen, und die Bürger, welche ſich die Mühe geben, Sie zu begleiten, verdienen Rückſichten . . .

Der König.

Ich verſtehe . . . im übrigen ſehe ich mit Vergnügen, daß alle Fenſter der Häuſer, vor denen wir vorüber kommen, geſchloſſen ſind. Dieß iſt ohne Zweifel eine Vorſichtsmaßregel von Ihnen, meine Herrn, ich danke Ihnen dafür . . . . aber es ſcheint mir, Herr Coulombeau, daß Sie

das Leztemal, als wir im Convent waren, keinen Hut hatten. Sie ſind heute beſorgter geweſen.

Coulonbeau.

(Mit affektirter Leichtigkeit.)

Ich bin gerne bedeckt.

Der König.

Aber ſagen Sie mir, Herr Coulonbeau, Sie haben, wie es ſcheint, viele Bekannte, wenn alle die Bürger, welche Sie grüßen, Ihre Freunde ſind.

Coulonbeau.

Nicht doch, es ſind Mitglieder der allgemeinen Verſammlung vom 10. Auguſt, die ich mit Vergnügen wieder ſehe.

(Der Wagen langt im Tempel an.)

Zehnte Scene.

In den lezten Tagen des Decembers 1792.

Saal der Sektion Luxemburg. Eine bewaffnete Menge drängt ſich gährend in demſelben. Um Stille zu erhalten, ſchlägt der Präſident mehrmals mit ſeinem Säbelgriffe auf den Schreibtiſch.

Fabricius, Präſident.

Bürger-Patrioten! Die Volksverſammlungen ſind die Richterſtühle der öffentlichen Meinung, die Schulen des Patriotismus, der Schmelztiegel der Geſetze. An Euch iſt es, das reine Gold von den Schlacken zu ſcheiden. Auf gleiche Weiſe, wie die Bürger-Repräſentanten einzeln über Capets Schickſal zu entſcheiden berufen ſind, wollen auch wir zum namentlichen Aufruf der Volksmeinungen ſchreiten. Da die Unabhängigkeit das höchſte Geſetz freier Menſchen iſt, ſo ſchreibe ich keine Ordnung für die Abſtimmung vor und überlaſſe jedem Bürger, ſich beim Abgeben ſeiner Stimme ſelbſt zu nennen.

Die ganze Verſammlung.

Es lebe die Republik! — Es leben die Sektionen! — Capets Kopf! — Unter die Guillotine mit ihm, oder das Volk wird Rache nehmen!

Ein Bürger, in ledernem Schurz.

Freunde! Die Revolution iſt wie das Gewölbe einer Brücke; um es aufzurichten, braucht man Werkzeuge aller Art; wenn aber der Schlußſtein geſetzt iſt, braucht man nur den Querbalken zu ziehen, und das ganze Gerüſte fällt zuſammen; nur der fertige Bau bleibt übrig, glänzend von Kraft und Majeſtät. Ihr verſteht mich, ich heiße Caracalla, ich werde den Querbalken ziehn ....

Alle.

Bravo! Bravo! Es lebe der Bürger Caracalla!

Ein anderer Bürger.

Ich, ich verlange nur Eines, daß die Schurken, die auf zwei Achſeln Waſſer tragen, nicht geſchont werden, und daß man ſie bald um einen Kopf kürzer mache. Mein Patron iſt Mucius Scävola, der keine Furcht kannte; ich kenne auch keine.

Ein Anderer.

(Einen Dolch aus dem Buſen ziehend.)

Mein Patron — iſt der da. Im übrigen kennt man mich, und beſonders die Ariſtokraten. Ich habe die Ehre, der Verſammlung vorzuſchlagen, daß der Dolch als an der Tagesord-

nung dekretirt werde, wenn die Guillotine ihre Schuldigkeit nicht thut.

(Allgemeiner Beifall.)

Ein Anderer.

(Sein Anzug deutet auf einen Perückenmacher.)

Ich bin ganz der Meinung des ehrenwerthen Redners vor mir, und wenn die Berufung auf das Volk angenommen wird, ſo prophezeihe ich Euch hiemit zwanzig bis dreißig Jahre der Anarchie. Der Tempel wird zum Garten der Heſperiden, Ludwig zum goldenen Vlieſſe und alle Ariſtokraten zu Argonauten werden. Ich heiße Publicola.

Ein Anderer.

(Sein Aeußeres deutet auf einen Schlächter.)

Nur mein redliches Herz zu Rathe ziehend, denuncire ich die Berufung auf das Volk — ſie wäre die Ermordung aller Bürger. Um ſie zu vermeiden, appellire ich an die Säbel der Patrioten. Es lebe die eine und untheilbare Republik! — Titus Caſſius.

Ein Anderer.

Ich, ich denuncire die Heuler, die von einem Kaffeehauſe zum andern, von einer Volksgruppe zur andern laufen, um die Herzen über das Schickſal Ludwigs des Laſterhaften zu erweichen. — Phocion.

Ein Anderer.

Ich denuncire das Hotel Maſſiac und die Kaſerne in der Straße Babylon; man wirbt dort für die royaliſtiſche Sache. Leute, die von einer neuen Civilliſte bezahlt ſind, verbreiten ſich in den Weinhäuſern und verführen die guten Bürger. Ein gewiſſer Maleurt iſt incognito zu Paris, und Weiber haben ſich in den Gewölben von Saint-Sulgice verſammelt. Cato, mein Taufpathe, denuncirte Utica, ich denuncire die Verſchwörer.

Ein Anderer.

Ich habe auch zu denunciren, ich, und ich denuncire die vergifteten Mitglieder der Faktion der Staatsmänner. Man hat mir berichtet, daß auf dieſem Boden der Sektion Luxemburg eine Hundeverſammlung gehalten worden iſt, der die vormaligen Pfaffen und die Knechte des Capet angewohnt haben. Petion, der feige Verräther, war auch dabei. Er hat für ſeine ganze Sippſchaft unterhandelt und gefragt, ob der Vormalige ihnen verzeihen werde. Das kürzeſte Mittel iſt, ihn umzubringen — dann iſts aus mit der Verzeihung. — Ich heiße La Pique.

Ein Anderer.

Der Bürger La Pique hat Recht, die Verſchwörer kommen in einem Hauſe der vormaligen Vorſtadt Saint-Germain zuſammen. Man

hat daſelbſt von den Föderirten geſprochen und geſagt, die Departementalen ſeyen bereit, über das Volk herzufallen. Aber das iſt eine Verläumdung, ſage ich; ich habe alle Tage zwei Föderirte bei mir, und ſie gehen zu den Jakobinern. — Ich heiße Liberticide.

Viele Stimmen.

Nieder mit ihm! — Nieder mit dieſem Liberticide! — Das iſt die Gegenrevolution!

Der Nämliche.

Verzeihung, Bürger-Patrioten! Die ganze Republik hat mich bei den Jakobinern geſehen, und ich bin vom 10. Auguſt; erſt ſeit geſtern bin ich umgetauft, und ich glaube faſt, daß mir die Spizbuben mit meinem neuen Namen einen Streich geſpielt haben. Ich glaubte, daß Tyrannicide beſſer lauten würde, und ich wollte auch den Namen annehmen; aber ſie ſagten, es rieche nach dem Tyrannen. Ich will mich alſo Tyrannicide nennen und die Kutteln des Tyrannen freſſen.

(Lebhafter Beifall.)

Präſident.

Bürger! Ich ſollte eigentlich den Lauf Ihrer weiſen Berathungen nicht unterbrechen; aber der vorliegende Fall fordert mich zu einer rührenden Bemerkung auf, daß nämlich unter der Regierungsform, der wir uns erfreuen, die

Wahrheit in ihrem ganzen Glanze leuchtet. Seit dem 10. August hat die Verläumdung keine Zähne mehr; die Feile der Republik hat ſie weggefeilt. Sie ſehen hier dieſen Bürger, den die Bosheit mißbrauchte; die Wahrheit iſt der Anker ſeiner Rettung.

Alle.

Bravo! Bravo! In den Convent!

Ein anderer Bürger.

Ja, in den Convent! Und hat er Furcht, ſo ſind die Sektionen da, die nichts fürchten. — Gleichwie Brutus ſich nicht bedachte, ſeine Söhne aufs Blutgerüſte führen zu laſſen, alſo will auch ich den Tyrannen tödten, wenn ihn das Schwerdt des Geſetzes nicht trifft. Mein Name iſt Brutus.

Ein Anderer.

Den Tod! — Tiberius Gracchus, Sohn der Cornelia.

Ein Anderer.

Den Tod lieber heute als morgen. — Vir.

Ein Anderer.

Laßt uns den lezten König tödten! Lieber ſterben, als Tyrannenluft athmen! — Cajus.

Ein Anderer.

Die Volksgeſellſchaften ſind die Wähler der öffentlichen Meinung, unſer ehrenwerther Präſident hat es geſagt. Sie ſind ſtets brennende Fackeln, in denen das heilige Feuer des Patrio-

tismus nie erlischt; aber habt Acht, wenn auch das Metall siedet, so ist doch die Bildsäule der Freiheit noch nicht gegossen. Hütet den Ofen, oder er wird Euch verbrennen. Mein Name Carnifex.

Ein Anderer.

Da ich weder König, noch Königthum will, und die Dukaten und Guineen der fremden Mächte mehr fürchte, als ihre Kanonen — den Tod ohne alles Geschwäz! — Hannibal.

Ein Anderer.

Nieder mit allen den Schurken, die im Sumpfe mit den Fröschen quacken, statt die reine Luft des Bergs zu athmen. Hat man schlechtes Blut, muß man zur Ader lassen.

Ein Anderer.

Bürger! Ihr habt gesagt: die Meinungen sind frei. Je nun! ich bin Republikaner, aber ich bin nicht blutgierig. (Murren.) Ahmt doch dem Sansculotten Jesus nach, und Alle Menschen werden im Frieden leben. Dieser Jesus hat niemals gesagt, daß man Seinesgleichen umbringen solle, sondern als man die Ehebrecherin vor ihn führte, sprach er: Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf sie. Und als Petrus einem gewissen Malchus das Ohr abhieb, sagte er zu ihm: Wer das Schwerdt zieht, wird durch das

Schwerdt umkommen. Je nun! Sein ganzes Leben lang führte dieser brave Republikaner Krieg gegen die Reichen und gegen die Priester. Kurz, es hat nie einen bessern Jakobiner gegeben, als dieser Jesus war. Ich habe mir zum Gesetze gemacht, ihn nachzuahmen, und ich will nicht, daß Blut vergossen werde. — Ich heiße Jean Garnier.

Mehrere Stimmen.

Er ist nicht auf der Höhe der Umstände! — Es ist ein Gemäßigter! — Der Dolch muß zum souverainen Gesetze des Volks erklärt werden!

Präsident.

Sind noch mehr Bürger da, die abstimmen wollen?

Alle.

Nein! Nein!

Präsident.

(Sich feierlich erhebend.)

Brüder und Mitbürger! Wir legen Euch folgenden Beschluß vor:

Beschluß der patriotischen Sektion Luxemburg.

Die in der patriotischen Sektion Luxemburg versammelten Bürger beschließen, daß der Nationalconvent aufzufordern sey, das Urtheil Ludwigs Capet zu beschleunigen, und daß im Fall

ſie ihn nicht zum Tode verurtheilt, dieſe Bürger aufhören würden, den Boden zu bewohnen, den er durch ſeine Gegenwart beſudelt.

Einſtimmig beſchloſſen, mit beigefügtem Schwure, daß entweder Ludwig umkommen muß oder kein Republikaner ihn überleben wird.

Alle.

Es lebe die Republik!

Eilfte Scene.

16. Jan. 1793. Morgens ſechs Uhr.

Temvel. — Dunourt und ein anderer Gemeinderath treten ein.

Dunourt.

Mein Herr! Wir bringen Ihnen einen Beſchluß des Gemeinderaths.

Der König.

Laſſen Sie hören!

Dunourt.

Von heute an ſollen Sie durch Gemeindebeamte bewacht werden, und zwei von ihnen ſollen jede Nacht neben Ihrem Bette zubringen.

Der König.

Gut. Können Sie mir nicht ſagen, meine Herren, ob mein Urtheil geſprochen iſt?

Dunoure.

(Sich bedeckend und in des Königs Seſſel ſinend.)

Ich bekümmere mich wenig um das, was im Convent vorgeht.

Ein Kommiſſär (eintretend).

Der Bürger Malesherbes!

Dunourt.

(Zu ſeinen Kollegen.)

Wir wollen gehen, weil doch der Befehl ſo lautet.

(Sie gehen ab. Malesherbes tritt ein.)

Der König.

Nun, mein lieber Malesherbes? . . .

Malesherbes.

Noch nichts entſchieden. Der namentliche Aufruf iſt noch nicht beendigt. Es iſt jetzt noch ein letzter Schritt zu thun.

Der König.

Was kann ich thun, da das Urtheil noch nicht geſprochen iſt?

Malesherbes.

Wir wollen an das Volk appelliren.

Der König.

Dieſe Frage iſt ſchon entſchieden; ſie haben ſie verworfen.

Malesherbes.

Gleichviel, ich halte dieſes letzte Mittel für wirkſam. Wenn es von Ihren Vertheidigern

verlangt wird, ſo werden es viele furchtſame oder irregeführte Deputirte ergreifen, um ſich einer Verantwortlichkeit zu entledigen, die ihr Gewiſſen drückt. Viele Perſonen haben mir, beim Herausgehen aus der Sitzung, auch den Entſchluß bezeugt, Sie um jeden Preis zu retten.

Der König.

Und was wollen Sie zu dieſem Ende thun?

Malesherbes.

Sire, ſie wollen Sie aus den Händen Ihrer Henker reißen, oder mit Ihnen umkommen.

Der König.

Kennen Sie dieſe Leute?

Malesherbes.

Nein, Sire, aber ich könnte ſie ſchon wieder finden.

Der König.

Suchen Sie dieſelben und erklären Sie ihnen, daß ich ihnen für ihren Eifer danke. Jeder Verſuch dieſer Art würde ihr Leben in Gefahr bringen, ohne das meinige zu retten. Als der Gebrauch gewaltſamer Mittel mir Thron und Leben erhalten konnte, wollte ich mich deren nicht bedienen. Wie ſollte ich nun heute franzöſiſches Blut vergießen laſſen! Uebrigens will ich Ihren Rath befolgen und an die Nation appelliren, obwohl es ein überflüſſiger Schritt iſt.

Malesherbes.

Ich habe doch einige Hoffnung, Sire. Viele Deputirte sind in ihrem Gewissen verletzt; sie werden die Gelegenheit ergreifen, Sie zu retten.

Der König.

Mein Freund, [illegible] Opfer meines Lebens ist gebracht. Inzwischen will ich das Lezte versuchen. (Er setzt sich und schreibt.) Sehen Sie selbst nach, ob es so recht abgefaßt ist. (Er übergibt ihm das Geschriebene.)

Malesherbes.

(Lesend.)

„Ich bin meiner Ehre, meiner Familie schuldig, ein Verbrechen nicht anzuerkennen, von „dem mich mein Gewissen freispricht. In „Folge dessen erkläre ich, daß ich von dem „Urtheil der Repräsentanten an die Nation „selbst appellire. Ich bevollmächtige demnach „hiedurch meine Vertheidiger u. s. w."

Es ist so ganz in der Ordnung, Sire; aber ich hoffe immer noch, daß wir dieser Vollmacht nicht bedürfen werden; der Stand der Abstimmung, als ich den Saal verließ, läßt dieß hoffen.

Ein Gemeinderath.

(Hereinstürzend und in verwirrtem Tone zu Malesherbes.)

Mein Herr! Sie müßen sogleich fort .... gleich .... gleich ....

Malesherbes.

Was gibt es denn?

Gemeinderath.

Fort! Fort! .... Sie werden es ſchon hören ....

Der König.

So leben Sie alſo wohl, lieber Freund ...

Malesherbes.

Leben Sie wohl, Sire ....

Clery.

Was iſt denn der Grund Ihrer Beſtürzung, Herr Kommiſſär?

Gemeinderath.

Man hat Feuer im Tempel eingelegt, um Capet in der Verwirrung zu retten; aber ich habe die Mauern von einer ſtarken Wache umgeben laſſen.

Clery.

Wo iſt denn das Feuer?

Gemeinderath.

Was geht das Dich an!

(Er geht ab.)

Der König.

Iſt dieß nicht etwa ein neuer Vorwand, um mich von meinen Vertheidigern zu trennen?

Clery.

Ich weiß nicht, was ich denken ſoll; ich will einmal nachſehen.

Zwölfte Scene.

17. Januar.

Eingang in den Conventsſaal. — Das Volk drängt ſich in dichten Gruppen.

Meurand.

Es muß jetzt doch vorwärts gehen . . . Wem ſagte ſo eben, ſie ſeyen am Departement der Dordogne. Noch fünf bis ſechs Departemente jetzt . . . .

Rigogne.

Hätte man die Schlagbäume geſchloſſen, wie im lezten September, ſo wäre jetzt Alles vorbei. Sprich Du, Dame Mericourt, biſt Du nicht auch meiner Meinung?

Theroigne de Mericourt.

Die Appellirenden haben ihr Jammergeſchrei wieder begonnen. Um allen ihren Jeremiaden ein ſchnelles Ende zu machen, gäb es nur ein Mittel, und dann hätten ſie nicht aufs neue auf dem Rednerſtuhl paradirt.

Leſuaur.

Unſere kleinen Bergleute werden ſie ſchon in die Flucht ſchlagen.

Rigogne.

Nach meiner Meinung hätten ſie einfach ſtimmen ſollen: den Tod! Das iſt kurz und ſagt Alles.

Lesueur.

Es hat etwas Römisches: den Tod! Das ist lakonisch.

Thervigne.

Und majestätisch.

Rigogne.

Einer hats noch besser gemacht: den Tod ohne Geschwätz! hat er gesagt.

Meurand.

Ein Priester, nicht wahr?

Lesueur.

Ja, Sieyès von der Sarthe.

Rigogne.

Der Mann gefällt mir.

Lesueur.

Es ist ihm nicht zu trauen; er scheint mir einer von denen zu seyn, die auf zwei Achseln Wasser tragen.

Thervigne.

Mir gefallen die Deputirten von Paris. Hört, was der kleine Pierrotin sagt:

„Ich bin unerbittlich für die Unterdrücker,
„weil ich die Unterdrückten bemitleide; ich
„kenne nicht jene Menschlichkeit, welche die
„Völker würgt und den Despoten verzeiht."

Wie schön! Wie schön!

Lesueur.

Und ein Anderer:

„Das einzige Mittel, den französischen „Charakter zu erheben, ist, an den Königen „und ihren Sclaven das Uebergewicht freier „Männer zu üben."

Das ist abermals römisch, sage ich. Hierauf Condorcet:

„Ewige Galeerenstrafe!"

Das gefällt mir, es ist stolz. Eine schöne moralische Lehre, den Tyrannen an der Galeerenkette zu sehen!

Rigogne.

Und der andere Spaßmacher:

„Ich stimme für den Tod, und für dessen „Vollziehung in der nächsten Sekunde, „weil ich Sekunde heiße."

Das ist doch ganz artig!

Thervigne.

Und Marat:

„Den Tod des Tyrannen innerhalb 24 „Stunden!"

Rigogne.

Und Raffron:

„Beeilt Euch, Frankreichs Boden von die„sem Ungeheuer zu reinigen!"

Meurand.

Und Robert:

„Eines nur betrübt mich, daß ich nicht „alle Tyrannen zur nämlichen Strafe ver„urtheilen kann!“

Rigogne.

Die Schlagbäume geſchloſſen! .... Das iſt das erſte Geſetz des Volkes! ...

Leſueur.

Aber es wird ſpät und iſt hier nicht ſehr warm.

Rigogne.

Wie viel Uhr iſts denn?

Meurand.

Acht Uhr.

La Pique.

(Aus dem Saal kommend.)

Holds der Teufel! Die Appellanten haben die Mehrheit.

Volk.

Die Schlagbäume zu! Die Schlagbäume zu!

Eine Stimme.

Das ſind hölliſche Umtriebe!

Volk.

Was ſagt er, der da? — Unter die Guillotine die Appellanten! — Auf, in den Tempel!

La Pique.

Bürger Patrioten! ich hab's geſehen, ich war ſelbſt dabei; eine Stimme fehlte noch; da kommt ein Deputirter von der andern Seite, ein Kranker in der Nachtmütze; er kann kaum reden und ſagt blos: Verbannung! — Das iſt ein Komplott!

Volk.

Unter die Guillotine mit den Royaliſten! unter die Guillotine!

Ein Sansculotte.

(Aus dem Saal kommend.)

Es lebe die Republik!

Volk.

Was giebts? was giebts?

Der Sansculotte.

Vorwärts! die Verſchwörer haben die Mehrzahl.

Volk.

Die Schlagbäume herab! — ſtürmt den Convent!

Zweiter Sansculotte.

(Aus dem Saal kommend.)

Hölliſches Komplott! Salles, ein eingefleiſchter Rolandiſt, wollte einen Brief des ſpaniſchen Geſandten ablesen, worin man das Volk zu züchtigen droht, wenn das Schwerdt des Geſetzes Capets Haupt trifft.

Volk.

Den Tod! den Tod!

Rigögne.

Sprich Du, hat Robespierre nichts gesagt?

Zweiter Sansculotte.

Eben wollte er reden, als ich gieng.

Volk.

Das Marseiller Lied! das Marseiller Lied!

(Die Menge, die trop der vorgerückten Nacht immer mehr zunimmt, stimmt das Marseiller Lied an. Das furchtbare Geschrei des Pöbels widerhallt bis in den Sipungssaal.)

Dreizehnte Scene.

18. Januar, morgens 9 Uhr.

Tempel. — Zimmer des Königs. — Ludwig sitzt allein an einem kleinen Tische, die Ellbogen aufgestüzt und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Malesherbes.

(Zu Clery, der ihm entgegenkommt.)

Alles ist verloren, der König ist verurtheilt.

Der König.

(Aus seinem tiefen Nachdenken erwachend.)

Ah! da sind Sie ja! seit zwei Stunden denke ich darüber nach, ob ich im Laufe meiner Regierung den mindesten Vorwurf meiner Unter-

thanen verdient habe; ich prüfte mich als ein Menſch, der bald vor Gott ſtehen wird, und ich ſchwöre Ihnen, daß ich immer das Beſte meines Volks gewollt habe.

(Malesherbes bricht in Thränen aus. Ludwig reicht ihm die Hand.)

Malesherbes.

Ach, Sire! das Volk kennt die Reinheit Ihrer Geſinnung. Wir wollen immer noch hoffen.

Der König.

Seyen Sie getroſt, der Tod iſt nichts für den, der nichts Böſes gethan hat. Was war denn das Ergebniß der Abſtimmung?

Malesherbes.

Eine kleine Mehrheit von fünf Stimmen...

Der König.

Das iſt wenig ... deſto beſſer, denn es beweist, daß es noch Menſchen gibt, welche der Verführung widerſtreben. Und mein Vetter Orleans?

Malesherbes.

Sire, er hat ſich nicht als Vetter bewieſen...

Der König.

Ich bedaure ihn, denn ich habe ihm nie etwas zu leid gethan. Hätte er nicht geſtimmt, ſo wäre blos eine Mehrheit von vier Stimmen da geweſen ...

Malesherbes.

Noch iſt nicht alles verloren. Mehrere Deputirte haben nur unter der Bedingung für den Tod geſtimmt, daß die Vollziehung des Urtheils aufgeſchoben werde. Man wird heute darüber berathſchlagen.

Der König.

Ich verlange nun nichts mehr, als daß man mir drei Tage bewilligе, um mich auf den Tod vorzubereiten, und daß ich während dieſer Zeit meine Familie ſehen und mich mit dem Abbé Firmont unterhalten darf.

(Malesherbes geht ab. Der König folgt ihm mit den Augen und ſcheint angegriffen.)

Der König.

(Zu Clery.)

Der Schmerz dieſes guten alten Mannes geht mir nahe . . . (Clery wankt und iſt im Begriff in Ohnmacht zu ſinken.) Herz gefaßt, Clery! . . . . Ihr wißt, daß ich verurtheilt bin . . .

Clery.

Ach, Sire, Sie dürfen immer noch auf den Aufſchub hoffen . . .

Der König.

Ich haſche nicht nach Hoffnungen, aber das betrübt mich, daß mein Vetter Orleans für meinen Tod geſtimmt hat.

Clery.

Es iſt ſchändlich! aber das Volk murrt auch laut darüber. Dumouriez iſt zu Paris; er bringt, wie es heißt, eine Adreſſe der Armee gegen den Prozeß, auch geht das Gerücht, daß die fremden Geſandten in corpore in der Kammer erſcheinen und Proteſtation einlegen wollen; endlich verſichert man, daß die Conventionellen einen Volksaufſtand fürchten.

Der König.

Das würde mir ſehr leid thun, wenn abermals Blut fließen ſollte. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber das unglückliche Schickſal meiner Familie macht mir Kummer, o guter Gott! iſt das der Lohn ſo vieler Opfer, die ich brachte! (Er drückt Clerys Hand, der in Thränen zerfließt, und muſtert dann mit großer Ruhe die Bücher, die auf dem Tiſche liegen.) Wo iſt denn Hume's Geſchichte hingekommen? Ich möchte die lezten Augenblicke Carls I. nachleſen.

(Clery geht an den Bücherſchrank, um das verlangte Buch zu holen.)

Vierzehnte Scene.

20. Januar, Nachmittags 2 Uhr.

Tempel. — Zimmer des Königs.

Der König.

(Zu Clery.)

Es muß Etwas geben, da Malesherbes nicht kommt?

Clery.

Sire, er hat ſich mehrmals gemeldet, und iſt immer abgewieſen worden.

Der König.

Ich muß den Grund davon wiſſen . . .

(Die Thüre öffnet ſich plötzlich: Garat, Juſtizminiſter, Lebrun, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle, Sekretär des Conſeil, der Präſident und der General-Prokurator des Departements, der Maire und der Gemeinde-Prokurator, der Präſident und der öffentliche Ankläger des Criminalgerichts, der Kommandant der Nationalgarde, Hebert, Minier, Mercerant u. a. treten ein.)

Santerre.

(Zu Clery.)

Kündige den vollziehenden Rath an.

(Der König erhebt ſich und bleibt mit würdevoller Haltung unter der Thüre ſeines Zimmers ſtehen.)

Garat.

(Den Hut auf dem Kopf.)

Ludwig! Der Nationalconvent hat den provisorischen vollziehenden Rath beauftragt, Ihnen seine Dekrete vom 15., 16., 17., 19. und 20. Januar bekannt zu machen. Der Sekretär des Conseil wird sie ablesen.

Grouvelle.

(Mit schwacher und zitternder Stimme.)

Art. 1. Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet lezten König der Franzosen, der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die Sicherheit des Staats schuldig.

(Ein Lächeln des Unwillens liegt über die Lippen des Königs.)

Art. 2. Der Nationalconvent beschließt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe zu erstehen habe.

(Ludwig betrachtet die Umstehenden mit ruhigem Blicke, nimmt das Dekret aus den Händen des Sekretärs, faltet es und steckt es in seine Brieftasche.)

Der König.

(Dem Justizminister ein Papier reichend.)

Herr Justizminister, ich bitte Sie, dieses Schreiben auf der Stelle dem Nationalconvent einzuhändigen. (Der Minister scheint zu zaudern.)

Fürchten Sie nichts, ich will Sie nicht kompromitiren. Ich verlange in diesem Schreiben blos einen Aufschub von drei Tagen, die Erlaubniß, meine Familie ungestört und ohne Zeugen sehen zu dürfen, und den freien Zutritt einer Person, die ich den Kommissären der Gemeinde benennen werde, um die Tröstungen der Religion zu empfangen. Sie sehen, Herr Minister, daß hierin nichts Anstößiges enthalten ist.

Garat.

Ich werde Ihren Brief sogleich besorgen.

(Ludwig tritt einige Schritte zurück und beabschiedet die Kommission. Clery steht wie vernichtet unter der Thüre.)

Der König.

(Mit Ruhe.)

Clery laßt das Mittagessen auftragen!

(Die Tafel wird servirt. Der König setzt sich.)

Der König.

Clery, ich habe kein Messer. Was ist das?

(Clery antwortet nicht.)

Minier, Gemeinderath.

Mein Herr! ein Beschluß des Gemeinderathes verbietet Ihnen den Gebrauch der Messer.

Der König.

Haltet Ihr mich denn für so feig, daß ich mir das Leben nehmen werde? Man legt mir

Verbrechen zur Last, an denen ich unschuldig bin. Mögen die Franzosen durch meinen Tod glücklich werden.

Fünfzehnte Scene.

20. Januar, Abends 8 Uhr.

Temvel. — Vorzimmer des Königs, worin sich die Gemeindebeamten befinden.

Mercerant (zu Minier).

Wie! Du lässest Dich auch erweichen?

Minier.

Er war so ruhig ... und als man ihm das Todesurtheil ankündigte, nicht ein Wort .... das ist doch erstaunlich ... es ist etwas übernatürliches ...

Mercerant.

So schweige doch, du Pinsel! Du kommst mir vor wie Hebert, der die Augen voll Thränen hatte.

Boston.

Es hat mir auch das Herz zerrissen, ich läugne es nicht ...

Mercerant.

So schlag doch der Donner drein! was! ein Bösewicht wie dieser, ein gekröntes Haupt ... Ihr seyd mir rechte Patrioten!

Boston.

Ruhig und höre! Haſt Du je am père Duchêne gezweifelt?

Mercerant.

Bis jetzt nicht.

Boston.

So höre, was er mir vor wenigen Minuten ſagte:

„Mein Freund, die Prieſter haben die „Mehrheit gebildet, die uns von den Ty„rannen befreit. Je nun! weil ſie roh ge„nug waren, ihn zum Tode zu verurthei„len, obwohl die Heiligkeit ihres Charakters „es ihnen verbietet, ſo ſollen ſie ihn auch „aufs Blutgerüſte begleiten. Es gehört die „ganze Rohheit konſtitutioneller Prieſter dazu, „ein ſolches Amt zu verſehen.“

Mercerant.

Biſt Du fertig? — Sieh, Boſton, Du biſt jung, ich nicht. Merk auf, was ich Dir ſage. Wünſcheſt Du das Glück der Franzoſen?

Boſton.

Von ganzem Herzen.

Mercerant.

So höre! Dieß iſt ein Krebs, den die Nation hatte, verſtehſt Du, ein Krebs, und den

kurirt man nicht mit Milch und Honig, sondern man muß ihn an der Wurzel ausschneiden.

(Der König öffnet die Thüre des Kabinets, in das er sich mit dem Abbé Edgeworth eingeschlossen hatte.)

Der König.

Meine Herren! führen Sie mich zu meiner Familie.

Mercerant.

Das kann nicht seyn.

Der König.

Der Befehl des Convents ist doch bestimmt.

Mercerant.

Wie Sie wollen, aber wir können blos, wenn Sie es verlangen, sie herab bringen.

Der König.

Wenigstens werde ich sie allein in meinem Zimmer sehen können.

Minier.

Nicht in Ihrem Zimmer, sondern im Speisesaal.

Der König.

Sie haben doch gehört, daß das Dekret des Convents mir erlaubt, meine Familie allein zu sehen.

Mercerant.

Auch werden Sie ohne Zeugen ſeyn; man wird die Thüre ſchließen, aber durch das Fenſter werden wir ein Auge auf Sie haben.

Der König.

So laſſen Sie meine Familie herabkommen.

(Er geht in den Speiſeſaal.)

Speiſeſaal.

(Clery ſtellt den Tiſch auf die Seite und ſetzt Seſſel.)

Der König.

Clery, bring etwas Waſſer und ein Glas.

Clery (hinausgehend).

Sogleich, Sire!

Der König.

(Allein und halblaut.)

Welcher Schlag für die Unglücklichen! .... auf immer muß ich ſie verlaſſen! ... ach Gott, was wird aus ihnen werden!

(Die Thüre öffnet ſich, die Königin, mit ihren beiden Kindern, und Madam Eliſabeth treten ein und ſtürzen in die Arme des Königs. Tiefe Stille, nur von Seufzern unterbrochen.)

Der König.

(Eines nach dem andern umarmend.)

Alles iſt vorbei! ... ich ſehe Euch zum Lezztenmal!

Die Königin.

Die Ungeheuer!

Der König.

Ich verzeihe ihnen ... ich hoffe, daß ſie Euch verſchonen werden.

Die Königin.

Ich will nicht verſchont ſeyn! ... und unſere armen Kinder! ... ach, du lieber Gott!

Der König.

Der Himmel wird ſie in ſeinen Schutz nehmen ... ſo weint doch nicht ſo, Ihr zerreißt mir das Herz ... ich werde bitten, daß man ſchnell über Euer Loos entſcheide ...

Madame Eliſabeth.

Mein lieber Bruder ... Ludwig ... mein Freund ... ich habe doch ſo ſehr zu Gott gebeten ...

Die Königin.

Und die Franzoſen laſſen ihren König morden!

Der König.

Sie ſind irre geführt; ſie werden mir eines Tag's Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ... ſie rufen vielleicht meinen Sohn auf den Thron zurück.

Die Königin.

O, niemals! Sie werden uns eher tödten.

Der König.

Hofft auf die himmlische Gerechtigkeit. Gott ist so gut, er wird Frankreich's nicht vergessen. Vielleicht hat er wegen seiner Verderbniß diese Strafe über es verhängt . . . er wird ihm eines Tages vergeben . . . o mein Gott! soll ich ein Werkzeug seyn, zur Erfüllung deiner weisen Plane, so nimm mein Leben hin! . . . weint nicht, der Tod ist nichts, wenn man den Himmel sich öffnen sieht . . . ich habe wissentlich nichts Böses gethan und oft das Gute gesucht . . . der Herr wird Erbarmen haben mit seinem Knechte . . .

Die Königin.

Himmel! was soll aus uns werden! . . . allein auf dieser Welt, in der Mitte unserer Feinde, in ihren Kerkern vergraben! . . . . meine lieben Kinder! Gott, wenn du ein gerechter Gott bist, so erbarme dich ihrer! . . . was habe ich denn verbrochen! . . . Ludwig, ich liebte sie, ich liebte sie immer!

Der König.

Ich weiß es, meine würdige Gattin, und ich wäre schon unterlegen, wenn nicht dieses Vertrauen mich stärkte . . . hoffen Sie getrost auf Ihre Freilassung . . . wenn Sie frei sind, so begeben Sie sich in den Schutz meiner Brü-

der . . . wir waren oft verſchiedener Meinung, aber wir haben uns immer geliebt . . . mein Tod wird ihnen Kummer machen . . .

Die Königin.

Ich ſehe es wohl, wir werden von Hof zu Hof fliehen müßen und nicht wiſſen, wo wir unſer Haupt niederlegen ſollen, oder müßen wir gar vor Kummer und Elend umkommen! . . . . was haben wir ihnen denn gethan! was thaten wir denn dem Herzog von Orleans!

Der König.

Laſſen Sie dieſes! ich habe meinem Vetter keine Urſache gegeben, mich auf ſolche Art zu verfolgen.

Die Königin.

Er, er allein ſtürzt uns in's Verderben . . .

Der König.

Haſſen Sie ihn darum nicht; er iſt mehr zu beklagen als wir. Meine Lage iſt freilich traurig, aber doch möchte ich nicht mit ihm tauſchen . . . o Antoinette! verzeihe ihm und verzeihe auch mir, der Dich in ſo großes Elend geſtürzt hat.

Die Königin.

(Den König umarmend.)

Ich vielmehr habe Sie um Verzeihung zu bitten . . . aber ich war noch ſo jung! . . . der

Hof war ſo glänzend! . . . Zeit und Erfahrung haben mich jetzt belehrt! . . .

Der König.

Wenden Sie Ihre und unſerer Kinder Blicke allein gegen den dauernden Ruhm der Ewigkeit . . . und Ihr, meine lieben Kinder, bleibt immer einig und vergeßt nicht, was Ihr Eurer Mutter und Eurer Tante, die Euch eine zweite Mutter war, zu danken habt . . . und Du, mein Sohn, wenn Dir das Unglück vorbehalten iſt, König zu werden, ſo vergeſſe nicht, daß Du ganz dem Wohl Deines Volkes leben mußt . . .

Der Dauphin.

(Sich in ſeines Vaters Arme werfend.)

Mein lieber, guter Papa! . . . mein armer Vater! . . . verlaſſen Sie uns nicht! . . . bleiben Sie immer bei uns!

Der König.

Mein Sohn, Gott hat über mich verfügt, und ſeine Beſchlüſſe ſind unwiederruflich. Du biſt noch ſehr jung . . . willſt Du deſſen eingedenk ſeyn, was ich Dir geſagt habe?

Der Dauphin.

Ja, ja! den guten Gott zu lieben, der Mama und meiner Tante Eliſabeth zu folgen.

Der König.

Ja, mein Sohn, und der Religion Deiner Väter getreu zu bleiben.

Der Dauphin.

Ich will gewiß folgen, lieber Papa, und Sie werden mit mir zufrieden seyn.

Der König.

Liebenswürdiges Kind! . . . ich hätte noch so glückliche Tage erleben können! . . . . umarme mich . . . Gott wird Dich schützen . . .

(Die ganze Familie umarmt sich lange schweigend. Endlich steht Ludwig auf.)

Die Königin.

Jetzt schon? Verlassen Sie uns doch noch nicht! . . . um Gotteswillen! verlassen Sie uns nicht.

Der König.

Es muß seyn . . .

Die Königin.

Lassen Sie uns doch wenigstens die Nacht bei Ihnen zubringen.

Der König.

Das ist unmöglich . . . . der Herr ruft mich ab, und ich muß mich vorbereiten, vor seinem heiligen Richterstuhle zu erscheinen . . . (Er geht der Thüre zu, seine Familie folgt ihm weinend.) Morgen früh um acht Uhr werde ich Sie noch einmal sehen.

Alle.

Sie versprechen es uns . . .

Der König.

Ja, ich verſpreche es.

Die Königin.

Und warum nicht um ſieben Uhr?

Der König.

Nun gut, um ſieben Uhr . . . lebt wohl! lebt wohl!

(Der König entreißt ſich plötzlich ihren Armen und geht ſchnell ab.)

Sechzehnte Scene.

21. Januar.

Tempel. Zimmer des Königs. Der König liegt in tiefem Schlafe. Clery zündet ein Feuer an. Die Gemeindebeamten ſind anweſend.

Der König.

(Erwachend und den Bettvorhang aufziehend.)

Hat es ſchon fünf Uhr geſchlagen?

Clery.

Ja, Sire!

Der König.

Ich habe gut geſchlafen; ich bedurfte der Ruhe, denn der geſtrige Tag hatte mich angegriffen. Wo iſt Herr von Firmont?

Clery.

Auf meinem Bette.

Der König.

Und wo habt Ihr die Nacht zugebracht?

Clery.

Auf dieſem Seſſel.

Der König.

Ihr müßt ſehr müde ſeyn?

Clery.

Ach, Sire! wie könnte ich in dieſem Augenblicke an mich denken!

Der König.

(Ihm die Hand drückend.)

Ich will aufſtehen, bringt meine Kleider!

(Clery kleidet den König an und friſirt ihn. Der König nimmt während dieſer Zeit ein Petſchaft von ſeiner Uhr und einen Ring von ſeinem Finger, und ſteckt beide in die Weſtentaſche.)

Der König.

Fragt, ob der Abbé Firmont bereit ſey.

Clery.

Sogleich. (Er geht und kehrt bald wieder zurück.) Sire, er wird im Augenblicke erſcheinen.

Der König.

So bereitet Alles für den Dienſt der heiligen Meſſe.

(Clery rückt eine Kommode in die Mitte des Zimmers und richtet ſie zum Altar zu. Er ſtellt ein Kruzifix und zwei Leuchter darauf.)

Der König.

(Ein Buch in der Hand.)

Sagt mir, Clery, könnt Ihr wohl die Meſſe dienen?

Clery.

Ja, Sire, aber ich weiß die Antworten nicht auswendig?

Der König.

So nimmt dieſes Buch und gebt mir ein anderes.

(Der Abbé Firmont tritt an den Altar. Die Gemeindenbeamten ziehen ſich in das Vorzimmer zurück. Der Prieſter lieſt die Meſſe und reicht dem König das Abendmahl. Nach beendigter Ceremonie geht der König in ſein Kabinet.)

Der König.

(Seines Dieners Hand ergreifend.)

Clery, ich bin zufrieden mit den Dienſten, die Ihr mir geleiſtet habt.

Clery.

Ach, Sire! könnte ich doch für Sie ſterben und Ihr ſo koſtbares Leben den Franzoſen erhalten! Hoffen Sie, Sire! Sie werden nicht wagen, Sie zu tödten.

Der König.

Ich bin gefaßt. — Aber Ihr dürft Euch keiner Gefahr ausſetzen. Ich will um Erlaubniß bitten, daß Ihr bei meinem Sohne bleiben dürft.

Tragt Sorge für ihn; er wird Euch vielleicht eines Tages Euern Eifer belohnen können.

Clery.

Ach, mein Gebieter! wenn meine Dienste Ihnen angenehm waren, ſo geben Sie mir Ihren Segen.

Der König.

(Clery umarmend.)

Geht jetzt, damit Ihr keinen Verdacht erregt.

(Der König verläßt ſein Kabinet und kehrt in das Zimmer zurück, in dem ſich die Gemeindebeamten befinden. Clery in Thränen ſchwimmend, folgt ihm.)

Der König.

(Clery in eine Fenſtervertiefung ziehend.)

Clery, dieſes Petſchaft gebt meinem Sohne und dieſen Ring der Königin und ſagt Ihnen, daß mir die Trennung von Ihnen nahe gehe... ſagt Ihnen, daß ich ſie nimmer ſehen wollte, um Ihnen den Schmerz des Abſchieds zu erſparen.

(Der König geht in ſein Kabinet.)

Ein Gemeinderath.

(Zu Clery.)

Was hat Dir Capet da eingehändigt?

Clery.

Ein Vermächtniß.

Gemeinderath.

Du biſt der Gemeinde Rechenſchaft darüber ſchuldig . . . Du mußt es ausliefern.

Clery.

Aber es ſcheint mir doch . . .

Gemeinderath.

Schweige, Du biſt verdächtig. (Zu ſeinen Kollegen.) Was haltet Ihr davon?

Zweiter Gemeinderath.

Hm! hm! das ſcheint mir ſo ziemlich ein Petſchaft zu ſeyn . . . und nichts anderes . . . der Ring da kommt mir etwas verdächtig vor, in Anbetracht, daß ehedem ein alter Römer, Mithidrates genannt, durch ein ähnliches Mittel ſeinem Leben ein Ende machte . . . da aber nun der Tyrann den Ring ſeinem Knechte eingehändigt hat, ſo that er es ohne Zweifel darum, weil er ſich deſſen nicht bedienen wollte . . . . ich bin daher der Meinung, daß der gedachte Clery das Depoſitum bis zur Entſcheidung des Gemeinderaths behalten könne.

Erſter Gemeinderath.

Meinetwegen, aber er iſt dafür verantwortlich... hörſt Du, Du biſt dafür verantwortlich.

Clery.

Sehr wohl.

Der König.

(Unter der Thüre ſeines Kabinets.)

Clery, auf ein Wort!

Clery.

Zu Befehl, Sire!

Der König.

Fragt dieſe Herrn, ob ich eine Scheere bekommen kann.

Clery.

(Zu den Gemeindebeamten.)

Meine Herrn! der König verlangt eine Scheere.

Erſter Gemeinderath.

Wozu?

Clery.

Ich weiß es nicht.

Gemeinderath.

Das muß man wiſſen.

(Clery und der Gemeinderath gehen auf das Kabinet zu. Der König erſcheint unter der Thüre.)

Gemeinderath.

Sie haben eine Scheere verlangt. Bevor man Ihre Bitte dem Konſeil vorlegt, muß man wiſſen, was Sie damit machen wollen.

Der König.

Clery ſoll mir die Haare abſchneiden.

Gemeinderath.

Man wird darüber berathſchlagen.

(Der Generalmarſch wird geſchlagen und das wilde Geſchrei des Volks dringt bis in den Tempel. Es ſchlägt 9 Uhr. Die Thüren öffnen ſich mit Geräuſch. Santerre, von 7—8 Gemeinderäthen begleitet, tritt mit 10 Gensdarmen ein. Der König tritt aus ſeinem Kabinet.)

Der König.

(Zu Santerre.)

Sie wollen mich abholen?

Santerre.

Ja!

Der König.

Nur noch eine Minute.

(Er geht in ſein Kabinet und kehrt mit einem Papier in der Hand zurück.)

Der König.

(Zu dem Gemeinderath Jakob Roux, Exprieſter.)

Ich erſuche Sie, dieſes Papier der Königin einzuhändigen.

Roux (zurücktretend).

Wir ſind nicht hieher gekommen, Deine Kommiſſionen zu beſorgen, ſondern um Dich auf das Schaffot zu führen.

Der König.

(Mit Ruhe.)

Gut . . . (Zu Gobeau, einem andern Gemeinderath.) Händigen Sie dieſes Schreiben meinem

Weibe ein, ich bitte Sie darum; es iſt ein Teſtament, Sie können es leſen. (Zu Clery, der ihm ſeinen Ueberrock hinhält.) Ich brauche keinen, gebt mir blos meinen Hut . . . (Zu den Gemeinderäthen.) Meine Herrn, ich wünſche, daß Clery bei meinem Sohne bleibe, der an ihn gewöhnt iſt; ich hoffe, daß die Gemeinde dieſe Bitte gewähren werde . . . (Zu Santerre.) Laſſen Sie uns gehen!

(Ludwig und ſeine Begleitung gehen ab. Nachdem ſie durch die Höfe des Tempels gekommen, langen ſie an dem Fiaker an, der für den König bereit iſt. Ein Gensdarme ſteigt auf den Bock. Ludwig ſteigt in den Wagen, neben ihm der Abbé Firmont. Ein anderer Gensdarme ſteigt ein und ſchließt den Schlag. Die Bedeckung ſetzt ſich, unter dem Spiele der Muſik und dem Raſſeln der Trommeln in Marſch. Nur einige Fenſter ſind geöffnet, und wenige Zuſchauer laſſen ſich blicken. Ludwig hält ein Brevier in der Hand und ſagt die Gebete der Sterbenden her.)

Siebenzehnte Scene.

21. Januar.

Revolutionsplatz. In deſſen Mitte ein Schaffot, das rings von Bewaffneten umgeben iſt. Kanonen und das Schaffot. Kanoniere mit brennenden Lunten.

Erſter Kanonier.

Wie viel Uhr, Kamerad?

Zweiter Kanonier.

Zehn Uhr, weniger zehn Minuten.

Dritter Kanonier.

Dann wird er bald kommen.

Erſter Kanonier.

Was macht man denn mit dem Leichnam?

Zweiter Kanonier.

Er wird auf dem Magdalenen-Kirchhofe in brennenden Kalk vergraben. In 24 Stunden wird man nichts mehr von ihm ſehen.

Erſter Kanonier.

Auch recht; ich wäre aber für den Antrag des Bürgers Legendre geweſen.

Dritter Kanonier.

Ich nicht.

Erſter Kanonier.

Ein guter Republikaner darf vor nichts zurückbeben.

Dritter Kanonier.

Und wie hätteſt Du es mit der Theilung gemacht?

Erſter Kanonier.

Nichts einfacher: Es ſind 83 Departemente, da hätte man den Leichnam in 83 Stücke geſchnitten.

Zweiter Kanonier.

Wißt Ihr auch, daß man dieſen Morgen überall gedruckte Anſchlagzettel gefunden hat, worauf ſteht: Rettet den beſten der Könige, damit nicht Orleans an ſeiner Stelle den Thron beſteige.

Mehrere Stimmen.

Da kommt er! da kommt er!

Erſter Kanonier.

Welch großer Tag für die Republik! Alle Patrioten werden jetzt Brüder ſeyn.

Zweiter Kanonier.

Jetzt wirds bald aus ſeyn mit allen gekrönten Häuptern!

Dritter Kanonier.

Wird er wohl ſprechen?

Erſter Kanonier.

Ich ließe ihn nicht ſprechen, wenn's auf mich ankäme.

Zweiter Kanonier.

Was thuts! er wird ſagen, er ſey unſchuldig, und dann wird man heulen.

Erſter Kanonier.

Stille! da kommt er! ich will doch ſehen, was er für ein Geſicht ſchneidet.

(Der Wagen langt am Fuße des Schaffots an. Allgemeine Stille.)

Eine Stimme.

Armer Tyrann! ich war ſein Kutſcher . . .

Der König.

(Zu ſeinem Beichtvater.)

Da ſind wir, wenn ich mich nicht irre . . . . (Zu einem der Henker, der den Schlag öffnet.) Meine Herrn, ich empfehle Euch dieſen Herrn da; tragt Sorge, daß ihm nach meinem Tode kein Leid geſchieht . . .

Sanſon, einer der Henker.

Wir werden dafür ſorgen.

(Sanſon und zwei andere Henker wollen den König entkleiden.)

Der König.

Könnt Ihr mich nicht ſo hinrichten, wie ich bin?

Sanſon.

Das iſt nicht möglich.

Der König.

So will ich mich ſelbſt auskleiden.

(Er öffnet das Halstuch und löst die Haare auf. Die Henker greifen ihn, um ihm die Hände zu binden.)

Der König.

(Seine Hände mit Lebhaftigkeit zurückziehend.)

Was wollt Ihr?

Sanſon.

Sie binden?

Der König (entrüſtet).

Mich binden! das leide ich nicht. Thut Euer Amt, aber binden laſſe ich mich nicht.

(Der König ſich ſträubend, richtet ſeine Blicke auf den Abbé Edgeworth, gleichſam um ihn um Rath zu fragen.)

Edgeworth (ſchmerzlich).

Sire, in dieſer lezten Schmach erblicke ich einen lezten Zug der Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und dem Gott, dem Sie ſich in die Arme werfen.

Der König.

(Die Augen gen Himmel hebend.)

So ſtärke mich denn ſein Beiſpiel, auf daß ich auch dieſe Schmach trage . . .

(Zu den Henkern.) Thut, wie Ihr wollt, ich will den Kelch bis auf die Hefe leeren.

(Der König kniet nieder und empfängt den Segen des Prieſters.)

Edgeworth.

Sohn des heiligen Ludwig, erhebe Dich gen Himmel!